Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

No. 6 (16 Seiten.) Chicago, Sonntag, den 10. Februar 1901. Dreizehnter Jahrgang.

Telegraphische Depeschen.

(Spezialdepeschen-Dienst der „Sonntagpost".)

Ausland.

Aus deutschen Gauen.

Der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus haben wieder Wortgefechte über Judenfragen. — Minister Schönstedts Erklärungen vom Abgeordnetenhaus gutgeheißen. — Das agrarische Liebeswerben Bülow's und der Reichsregierung. — Der „Kladderadatsch" wegen Beleidigung König Edwards konfiszirt. — Berliner Theater-Zensoren wird das dortige Pflaster zu heiß. — Aus der Verbrecher- und Krümmlinge-Welt. — Der Sachsenkönig auf's Neue erkrankt. — Kommende „unterwerthige" Heirath in Oesterreichs Kaiserhaus.

Berlin, 9. Febr. Die Frage, ob die Juden vom preußischen Justiz-Departement bei der Vertheilung offizieller Ernennungen anständig behandelt worden sind, hat im preußischen Abgeordnetenhaus — wie schon kurz erwähnt — Veranlassung zu einer ziemlich animirten Debatte gegeben. Es ist hierüber noch zu berichten:

Mehrere Abgeordnete behaupteten bestimmt, daß bei der Auswahl von Assessoren und öffentlichen Notaren in Preußen die Juden parteiisch behandelt würden, und jüdische Juristen, welche sich um solche Ernennungen bewarben, lediglich wegen ihrer Rasse und ihres Glaubens nicht angenommen worden seien. Es wurde auch geltend gemacht, daß die Thätigkeit und hervorragende Bedeutung der Juden im Handelsleben und in den höheren Professionen ihnen volles Recht darauf gebe, eine bedeutende Berücksichtigung bei solchen Ernennungen zu beanspruchen.

Der Justizminister Schönstedt antwortete, er glaube nicht, daß er irgendwelchen Vorwurf der Feindseligkeit gegen die Juden verdient habe. Er sei durch seine Stellung als getreuer Diener des Königs verpflichtet, gebührende Rücksicht auf die Gefühle aller Unterthanen Sr. Majestät zu nehmen, und er lasse es sich angelegen sein, auch den Juden einen billigen Antheil an jenen Ernennungen zu kommen zu lassen; es sei jedoch klar, daß, wenn er zu viele Stellen mit Juden besetzen sollte, die Mitglieder anderer Glaubensbekenntnisse, welche in Preußen in der großen Mehrheit seien, gerechte Ursache zur Klage hätten. Es wurde schließlich vom Abgeordnetenhaus mit großer Mehrheit eine Resolution angenommen, welche das Verfahren des Justizministers in dieser Angelegenheit gutheißt.

Ungefähr gleichzeitig inszenirte übrigens im Reichstag der Antisemit Liebermann v. Sonnenberg bei der Berathung des Justiz-Etats eine stundenlange Judenhetze, wiederum anläßlich der noch unaufgeklärten Ermordung des Gymnasiasten Winter in Konitz. Die Abgeordneten Stadthagen (Sozialb.), Beckh, Heine (Sozialb.) und Rickert (Freis.Vereinigung) hielten scharfe Gegenreden. Justizrath Beckh, der zur freisinnigen Volkspartei gehört, erwähnte u. A., der Kaiser habe zu dem Direktor derHamburg-Amerikanischen Packetfahrt - Aktiengesellschaft Ballin gesagt, es sei ihm ganz gleichgiltig, ob Jemand Jude sei oder nicht. — Der Staats - Sekretär des Reichs - Justizamts Dr. Nieberding bestritt die vom Sozialdemokraten Heine gemachte Bemerkung, es sei bei dem Prozeß des Herausgebers der „Zukunft" Maximilian Harden wegen des Artikels „Der Kampf mit dem Drachen" ein Druck von oben auf die Richter ausgeübt worden, der diese willensschwach gemacht habe.

Schon wieder sind Gerüchte über eine theilweise Krise im preußischen Ministerium im Umlauf. Handels- und Gewerbe-Minister Brefeld soll für einen Oberpräsidenten-Posten auserfehen sein; als sein wahrscheinlicher Nachfolger wird bereits der Direktor der Gewerbe - Abtheilung in diesem Ministerium, der Wirkl. Geh. Ober - Regierungsrath Dr. Neuhaus genannt.

Die jüngste Rede des Reichskanzlers v. Bülow im preußischen Landwirthschaftsrath hat mit ihrem Liebeswerben um die Agrarier die Liberalen höchst unangenehm berührt. Allseitig wird hervorgehoben, daß dort, bei den „Agrariern unter sich," bisher noch nie ein Reichskanzler erschienen sei. Wenig schmeichelhaft für den Kanzler äußert sich die liberale Presse über die Rede. „Er hat sein Herz entdeckt!" ruft das „Berliner Tageblatt" aus, und fügt hinzu: „Des Kanzlers Herz schlägt ausschließlich für die Landwirthschaft, und sonach ist's kaum möglich, daß Landwirthschaft, Industrie und Handel gleichmäßig geschützt werden." Die „Vossische Zeitung" sagt, es sei ja möglich, aber doch höchst unwahrscheinlich, daß Bülow die Agrarier vorerst diplomatisch behandeln und schließlich doch zu einer kräftigen Bekämpfung derselben übergehen werde. Er riskire vielleicht auch noch einmal einen Besuch im Zirkus Busch bei einer Versammlung des Bundes der Landwirthe, wo (am 18. Februar 1896) der Herr v. Diest-Daber ausgerufen habe: „Die Minister können uns sonst was..."

Als weiterer Beweis dafür, wie sehr die Regierung jetzt im agrarischen Fahrwasser segle, wird angeführt, daß sie den Entwurf eines Gesetzes gegen den Kontraktbruch von Landarbeitern hat ausarbeiten lassen, der schon den Staatsministern zur Erwägung vorgelegt worden ist. Die Regierung versprach dieses Gesetz den ostelbischen Großgrundbesitzern, um deren Opposition gegen die Mittellandkanal-Vorlage zu brechen. Was die letztere Vorlage anbetrifft, so mag dieselbe in der Kommission, an welche das preußische Abgeordnetenhaus sie verwiesen hat, vielleicht bis Pfingsten ruhen.

Der „Kladderadatsch", das vielgenannte Berliner politische Witzblatt, ist konfiszirt worden, weil es ein, für beleidigend geltendes Bild vom König Edward von England gebracht hatte. Das ist die erste Maßregelung eines deutschländischen Blattes aus solchem Anlaß — sie dürfte aber nicht die letzte sein.

Aus Straßburg kommt folgende Meldung: August Chauvin, ein naturalisirter Amerikaner, welcher 1871 zu Weißenburg im Elsaß geboren wurde und im Juni 1883 (also im Alter von zwölf Jahren) mit seiner verwittweten Mutter nach Amerika auswanderte, ist gestern zu Avricourt, der deutschen Grenz- und Zollstation, verhaftet worden, weil er sich „dem Militärdienst entzogen hatte". Die Verhaftung fand im selben Augenblick statt, als Chauvin aus dem Bahnzug ausstieg. Chauvin wurde nach dem Gericht in Lörchingen gebracht und gezwungen, eine Geldstrafe von 600 Mark zu zahlen, welche 1892 vom Landgericht in Straßburg über ihn verhängt worden war. (In dieser Zeit würde die Geldstrafe verjährt sein; doch kann die Verjährung durch formelle Wiederaufnahme des Verfahrens umgangen werden, und vermuthlich ist dies im vorliegenden Fall geschehen.)

Von den Bank-Schwulitäten und damit zusammenhängenden Angelegenheiten scheint man noch immer mehr zu hören. Einer der Liquidanten der Deutschen Grundschuldbank, der Bauvereinsdirektor Georg Cohnitz, ist beurlaubt worden, da er nächstens prozessirt werden wird. Er ist nämlich angeklagt, er habe sich eines fahrlässigen Meineids schuldig gemacht, indem er in Zusammenhang mit der Untersuchung über die Gründung des Theaters des Westens gegen den Maler Dworak zeugte, welcher infolge seiner Aussagen zu 1½ Jahren Gefängniß verurtheilt worden ist.

Der Durchbrenner Friedrich Lange ist mit fast 100,000 Mark in Dresden erwischt worden. Er entpuppte sich auch als ein alter Heirathsschwindler, dessen Bild bereits das Verbrecher-Album ziert. Obwohl er einen amerikanischen Bürgerschein hat, spricht er kein Englisch, und es ist sehr fraglich, ob er Amerika jemals gesehen hat.

Die Berliner Theater - Zensoren Dumrath (nicht etwa mit zwei m zu schreiben) und Hoche, welche in letzter Zeit mehrfach unliebsam von sich reden gemacht hatten, sind um Versetzung eingekommen.

Der greise König Albert von Sachsen ist abermals krank; er leidet an Blasenblutungen.

In Bremen starb der Schriftsteller Wilhelm Berger, welcher eine Reihe gern gelesener Romane veröffentlicht hatte.

In Frankfurt a. M. ist Christian De Wet, der Neffe des gleichnamigen Boeren-Generals, welcher dort jüngst einen, mit so großer Begeisterung entgegengenommenen Vortrag zum Besten der Boerensache gehalten hatte, an der Blinddarm-Entzündung erkrankt.

Wieder „unter dem Stand".

In Oesterreichs Kaiserhaus gibt es bald eine neue Hochzeit, — und zwar abermals eine, die „unter dem Stand" ist. Daher leistete die Erzherzogin Anna, Tochter des Erzherzogs Friedrich (Herzogs von Teschen) in der Wiener Hofburg vor dem Kaiser Franz Josef förmliche Verzicht auf alle Erb-Ansprüche auf den österreichischen Thron. Sie wird nämlich den Fürsten Johannes zu Hohenlohe-Bartenstein, erblichen Reichsrath des Königsreichs Baiern und Rittmeister à la suite des Ulanen - Regiments König Karl (1. Württembergisches) Nr. 19. nächstdem heirathen.

Noch ohne Kabinet.

Das Königreich Italien.

Rom, 9. Febr. Die politische Krise hält noch immer an, und es scheint schwer zu werden, ein neues Ministerium zu finden. Im Lauf einer Besprechung mit den parlamentarischen Führern bestand König Viktor Emanuel darauf, daß, was für ein Kabinet auch zustande käme, keine Aenderung in der auswärtigen Politik Italiens stattfinden dürfe.

Es ist starke Opposition gegen Sign. Sonnino als Ministerpräsident vorhanden, und Signor Saracco, der vormalige Ministerpräsident, hat es entschieden abgelehnt, ein neues Ministerium zu bilden.

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: Umbria von Liverpool; Congo von Hull; Bolivia und Massilia von Mittelmeer-Häfen. Antwerpen: Vaderland von New York.

Londoner Streiflichter.

John Bull steigt gegenüber den Boeren etwas vom hohen Roß herab. — König Edward gedenkt der letzten Worte der sterbenden Königin. — Und merkt auch, daß der Südafrika-Krieg immer unpopulärer in England wird. — General Wood's Mission. — Den Boeren soll Selbstregierung angeboten werden, wenn auch als „Kolonien". — Einstweilen aber soll der Krieg „energisch weiterbetrieben" werden. — China klagt die Verbündeten vor der Welt an, wegen der Greuelthaten ihrer Heere. — Juwelen-Schmuggel nach Amerika auf Umwegen. — Der russisch-französische Bund fester, als jemals. — Die Bewohner der Dänisch-Westindischen Inseln sollen über ihr künftiges politisches Schicksal abstimmen.

London, 9. Febr. Während die britische Regierung nicht mehr so thun will, als ob sie die Boeren als eine Macht, mit welcher Verhandlungen geführt werden könnten, ganz ignorire, soll doch der Krieg in Südafrika mit mehr Energie, als zuvor, geführt werden. Das schneidige Vorgehen des Boerengenerals De Wet, welcher drei Burghers, die sich hatten bewegen lassen, als britische Agenten die Boeren zur Kapitulation zu verführen zu suchen, als Spione und Verräther hängen ließ, sowie auch die Haltung des Boeren-Oberbefehlshabers Botha, welcher sich barsch weigerte, die Friedensfrage mit dem alten und verkrüppelten Pretorius zu erörtern (der infolge seiner Wunden gezwungen war, unter der britischen Flagge Zuflucht zu suchen), haben den Briten nur die Wahl zwischen Krieg ohne Ende und der Absendung eines bevollmächtigten Vertreters gelassen, welchen die Boerenführer empfangen und mit dem sie sich berathen könnten, ohne ihre nationale Würde und ihren Anspruch auf unabhängige Existenz zu opfern.

Die Mission von General Sir Evelyn Wood in Südafrika bedeutet keine Einstellung des Krieges, noch auch bedeutet sie — wie von hochgestellter Seite halbamtlich gesagt wird — ein Zugestehen der Boeren - Unabhängigkeit; wohl aber bedeutet sie eine Anerkennung der Boeren als vertragschließender Macht und die Darbietung der besten Bedingungen, welche England zu bieten gewillt ist, in einer Weise, die den Stolz der Boeren nicht zu verletzen geeignet ist. Diese Bedingungen sind, wie man glaubt: Die Organisirung der Südafrikanischen Republik und des Oranje-Freistaates als besonderer Kolonien mit Selbstregierung, mit denselben Rechten, wie die Bevölkerung der Kapkolonie jetzt genießt, und frei von militärischer Besetzung, ausgenommen kleine Garnisonen zu Pretoria und Bloemfontein. Es würde vollständige Amnestie für alles Vergangene ertheilt, und alles Eigenthum würde seinen Besitzern zurückerstattet werden. Doch würde sich die britische Regierung wahrscheinlich das Recht vorbehalten, Extra-Steuern auf Bergwerks - Eigenthum zu erheben, um die Ausgaben zu decken, welche im Krieg erwachsen sind.

Dieses sollen die allerweitgehendsten Zugeständnisse sein, welche England zu machen gewillt ist, um den Kampf zu Ende zu bringen. Sie würden immerhin bedeutend besser sein, als die bedingungslose Uebergabe, welche Lord Kitchener als den einzigen Weg zum Frieden geboten hat. König Edward soll seinen persönlichen Einfluß aufgeboten haben, um diese versöhnlichere Stimmung des britischen Kabinets herbeizuführen, und es wird angedeutet, daß die letzten Worte der sterbenden Königin Victoria an ihren Sohn und Nachfolger nicht ohne Wirkung in dieser Hinsicht geblieben seien. Aber auch abgesehen hiervon ist König Edward stets mehr ein Mann des Friedens gewesen, und man glaubt, er habe zur Genüge gemerkt, daß der Boerenkrieg unpopulär geworden sei, und das britische Volk keinen Gewinn in der weiteren Betreibung desselben sehen könne.

Die Besorgniß über Südafrika hat neue Nahrung durch das Eintreffen einer großen Anzahl Flüchtlinge von Kapstadt und anderen Plätzen in der Kapkolonie erhalten. Man begreift, daß die Boeren noch immer in starker Macht auf dem Plane sein müssen, wenn loyale Unterthanen Englands es für klug halten, Tausende von Meilen Ozean zu überqueren, um ihrer Rache zu entgehen, und man sagt sich: Wenn Kapstadt sicher war, als Krüger auf der Höhe seiner Macht stand, warum ist es jetzt in so heikler Lage, daß die Bürger Angst vor einem Boeren - Angriff haben?

Die Anwesenheit dieser Flüchtlinge führt dem britischen Volk die Verhältnisse in Südafrika in einem Grade zu Gemüth, wie nichts Anderes es vermöchte, und es herrscht das Gefühl, daß wenn nicht der Kampf zu einem raschen Abschluß gebracht wird, ganz Südafrika in Revolution gestürzt werden und schließlich für England verloren gehen mag. Daher wird die Friedensbewegung seitens der Regierung allenthalben mit ernster Billigung entgegengenommen, und mit Aeußerungen der Hoffnung, daß General Wood in seiner Mission Erfolg haben möge.

Juwelen-Schmuggel nach Amerika.

Mehrere hervorragende Juweliershäuser dahier sind in der jüngsten Zeit von geheimnißvollen Persönlichkeiten besucht worden, die man für Agenten des amerikanischen Geheimdienstes hält. Diese Personen stellten viele Fragen über den Verkauf von Diamanten und waren offenbar begierig, festzustellen, ob irgend eine bedeutende Quantität Edelsteine von den verschiedenen Häusern für die Ausfuhr nach Amerika verkauft worden ist. Nach Allem, was sich darüber in Erfahrung bringen läßt, scheint es, daß die ungesetzliche Einfuhr von Edelsteinen nach den Ver. Staaten — wenn auch nicht mehr so viel auf direktem Wege, so doch desto schwunghafter über Canada und sogar über Mexiko — enorm gestiegen ist, und man jetzt energische Schritte thut, den Schmugglern von ihrem Ausgangspunkte aus nachzugehen. Das ist aber sogar für routinirte Geheimpolizisten schwer genug, da die Leute, welche die Edelsteine auf dieser Seite des Atlantischen Ozeans kaufen, auch sehr vorsichtig in der Verbergung ihrer Spuren sind.

Nichtsdestoweniger ist es wahrscheinlich, daß der amerikanische Geheimdienst manche werthvolle Informationen erlangt hat, und in naher Zukunft manche harmlos aussehende Reisende über den Niagara und den Rio Grande, sowie auf den Dampferlinien, unangenehme Ueberraschungen erfahren mögen.

Chinas Klagen.

Nach neuerlichen Depeschen aus Peking haben die Chinesen endlich Muth gefunden, der Welt die schauderhaften Geschichten von fast unerhörten Greueln, auf welche vor mehreren Wochen an dieser Stelle Bezug genommen wurde, in's Gesicht zu sagen. Millionen hungernder Menschen, einst wohlgedeihliche Gemeinwesen, jetzt von Menschenfleisch lebend, Eltern, die ihre Kinder für Nahrungsmittel verkaufen, nichts als Hungersnoth und Verödung auf Hunderte von Meilen, — das ist das Bild dessen, was die Invasion der Verbündeten für China gethan hat!

Der ganze Norden Chinas — so heißt es — ist in Gefahr, zu einer Wildniß zu werden, und selbst unter den günstigsten Umständen müssen Massen von Menschen umkommen, wie schon Massen umgekommen sind, ehe ordnungsmäßige und behagliche Verhältnisse wiederhergestellt sind.

Wenn das Volk, durch Noth rasend gemacht, in Gewaltthätigkeiten ausbricht, so wird eine russische oder deutsche oder französische Expedition ausgesandt, die hungernden Nothleidenden werden ohne Weiteres niedergeschossen, und die „Ordnung" ist dann wiederhergestellt. Ein Missionär der Episkopalkirche hat die Meinung ausgesprochen, daß lange Jahre vergehen würden, ehe die Bevölkerung des nördlichen China einen Ausländer ansehen könnte, ohne schaudernd zusammenzufahren! Die Aussichten auf die Verbreitung des Christenthums in China sind schlimmer, als sie im letzten halben Jahrhundert jemals gewesen sind!

Es wird als anerkennenswerthes Zeichen für die wundervolle Beharrlichkeit und den Zusammenhalt der chinesischen Institutionen angeführt, daß trotz des hilflosen Zustandes der Zentralregierung kein ernstlicher Ausbruch in den Provinzen vorgekommen ist, welche nicht durch die Verbündeten besetzt sind, und die öffentlichen Angelegenheiten in derselben Weise verwaltet werden, als ob der Kaiser in seiner Hauptstadt wäre, und China sich im Frieden mit der ganzen Welt befände.

Die schrecklichen Zustände in China erregen nachgerade die Beachtung der Wohlthätigkeits-Elemente, und es werden Schritte gethan werden, der gewaltigen Bevölkerung, welche großentheils infolge westlicher Begehrlichkeit und Angriffssucht in Elend gestürzt worden ist, Hilfe zuzuführen.

Am fürstlich-diplomatischen Himmel.

Es wird bemerkt, daß, während König Edward und sein Neffe, der Kaiser Wilhelm, ihre gegenseitige Werthschätzung gezeigt haben, der russische Zar beweist, daß er noch immer der feste Freund Frankreichs ist, indem er an hervorragende Franzosen Ehrenbedeugungen spendet. Das Bündniß zwischen Frankreich und Rußland, welches die Eifersucht Englands so sehr beunruhigt, ist inniger, als je, und viel aufrichtiger — nach der Meinung wohl unterrichteter Diplomaten — als das Einvernehmen zwischen Großbritannien und Deutschland. Frankreich und Rußland stehen in fern-auswärtigen sowohl wie in europäischen Angelegenheiten zusammen, und jedes Jahr scheint die Herzlichkeit ihrer Beziehungen zu erhöhen, während die deutschländische Presse keineswegs die freundliche Haltung des Kaisers gegenüber England billigt und offen erklärt hat, daß das deutsche Volk mit den britischen Methoden, besonders in Südafrika, nicht sympathisirt.

Die dänisch-westindische Frage.

Wie es jetzt scheint, sollen die Bewohner der dänisch-westindischen Inseln nicht ohne ihre eigene Zustimmung den Ver. Staaten abgetreten werden. Als sie hörten, daß Verhandlungen behufs des Verkaufs der Inseln im Gange seien, sandten sie einen ernstlichen Appell nach Kopenhagen und erklärten, die Inseln dürften nicht veräußert werden, ohne daß man das Volk derselben zu Rathe ziehe.

Es wird berichtet, viele der Bewohner dieser Inseln hätten einen argen Schrecken bekommen durch die Nachrichten über die amerikanische Wirthschaft in Cuba und Portorico, und befürchteten sehr, daß auch die dänisch-westindischen Inseln nur zum Vortheil amerikanischer Abenteurer und zum Nachtheil der Bewohner ausgebeutet werden sollen. Die Lage der Insulaner unter dänischer Herrschaft dagegen ist eine ideal-väterliche; sie befinden sich in gedeihlichen Umständen, sind glücklich und wollen daher nichts von einer Veränderung wissen.

Uebrigens hätten sie gegen eine Ueberlassung der Inseln an Deutschland nicht so viel einzuwenden gehabt, wie gegen eine Abtretung an die Ver. Staaten, und sie waren enttäuscht darüber, daß der erstere Plan aufgegeben wurde, weil er gegen die Monroe-Doktrin verstoße.

Jetzt soll die Inseln-Bevölkerung über die Frage der Angliederung an die Ver. Staaten abstimmen, und das Ergebniß dieser Abstimmung ist recht zweifelhaft. Wenn die Bewohner nicht wenigstens eine greifbare Zusicherung erhalten, daß sie alle Rechte amerikanischer Bürger haben — also nicht blos als Kolonie-Bewohner behandelt werden — so erscheint es gewiß, daß sie ihre günstige Stellung als dänische Bürger nicht aufgeben werden.

Waren nicht erbaut.

Deutsche Kleinfürsten von ihrem Besuch in England.

Berlin, 10. Febr. Es wird berichtet, daß mehrere der deutschen Kleinstaaten - Fürsten, welche dem Leichenbegängniß der Königin Victoria in England beiwohnten, sehr mißgestimmt über den, ihnen dort gewordenen Empfang heimgekehrt sind. Sie sagen, sie seien fast vollständig ignorirt worden, während Kaiser Wilhelm, dem sie doch als Oberhäupter selbstherrlicher Staaten vollkommen gleichständen, mit Ehren überschüttet worden sei.

Diese Stimmung hat sich auch auf den Adel und die Bevölkerung in den betreffenden Fürstenthümern verbreitet und wird wahrscheinlich im Bundesrath indirekt zum Ausdruck gelangen.

Wird zur Rassenfrage!

Die siebenbürgische Wahlkrawall-Geschichte.

Budapest, 9. Febr. Die heftige Debatte im Abgeordnetenhaus des ungarischen Reichsrathes über den blutigen Wahl-Krawall zu Maros-Vasarhely, Siebenbürgen, scheint noch zu bösen Folgen zu führen. Der Haus-Präsident Szell erhielt vom Abgeordneten Enyedi einen bösen Schlag in's Gesicht und leidet schwer daran; man spricht jetzt von einem Duell zwischen beiden. Es ist auch wieder starke Rassenfeindschaft durch jenen Krawall aufgewühlt worden. Die sächsische Bevölkerung von Siebenbürgen, welche dort die bei Weitem zahlreichere ist, obwohl die Magyaren die herrschende Klasse bilden, strebt nach Losreißung von Ungarn und Selbstregierung, und in der jüngsten Zeit ist die Rassen-Agitation in Siebenbürgen eine sehr bedenkliche geworden. Diese Rassenfeindschaft war es auch mehr, als jener Krawall selbst, was der Debatte im ungarischen Abgeordnetenhaus einen so bösartigen Charakter verlieh.

Die Deutschen in Oesterreich sympathisiren lebhaft mit den siebenbürgischen Sachsen.

Kommt unserem Oel-„Trust" zugut.

Der jüngste Petroleum-Brand zu Baku.

Paris, 9. Febr. Es wird hierher gemeldet, daß anläßlich des kürzlichen gewaltigen Petroleum-Brandes an den Brunnen und Magazinen zu Baku — welcher übrigens nach späteren Angaben durch Brandstiftung vorsätzlich verursacht worden ist! — die russische Regierung für nicht weniger, als drei Millionen Dollars Petroleum in den Ver. Staaten bestellt habe.

Von Boeren überfallen!

Ein Post - Bahnzug in Natal.

Dunbar, 9. Febr. Die Boeren haben einen Post-Zug im nördlichen Natal überfallen und u. A. wichtige Papiere weggenommen, welche dem deutschen Konsul in Natal gehörten.

London, 10. Febr. Eine Depesche aus dem Haag meldet: Die Boeren-Vertreter versichern auf's Neue, daß die Boeren für ihre Unabhängigkeit kämpfen und nichts Geringeres, als diese, bei Friedensverhandlungen annehmen werden.

Nordische Winter-Sports.

Sie wurden in Stockholm eröffnet.

Stockholm, 10. Febr. Die internationalen nordischen Winter - Vergnügungen wurden gestern hier eröffnet, und es werden großartige Festlichkeiten in Verbindung mit denselben stattfinden. König Oskar war bei der Eröffnung zugegen.

Dampfernachrichten.

Aus New York wird gemeldet: Der Schneesturm, welcher heute ausbrach, behinderte ganz bedeutend die Bewegungen auslaufender Dampfer. So mußten der Cunard-Linien-Dampfer „Lucania" und mehrere andere transatlantische Schiffe, welche heute von hier nach Europa abgefahren waren, außerhalb der Quarantäne-Station vorläufig vor Anker gehen, denn die Luft war dermaßen mit Schnee angefüllt, daß es schwer war, im richtigen Fahrweg zu bleiben. Verschiedene andere Dampfer wagten sich nicht einmal so weit hinaus. Der Wind blies stark vom Norden.

Inland.

Onkel Sam und Cuba.

Mit der Zurückziehung der amerikanischen Truppen hat es noch „gute Wege!"

Washington, D. C., 9. Febr. Kriegssekretär Root hat heute eine weitere Andeutung über das Programm der Administration bezüglich Cubas gemacht. „Die Entwerfung einer Verfassung für die Insel, seitens der verfassunggebenden Konvention", sagte er, „bildet für die Ver. Staaten noch lange keinen Anlaß, ihre Truppen von Cuba zurückzuziehen. Wenn die Cubaner eine Verfassung haben, muß immer noch Vieles dort geschehen, ehe gesagt werden kann, daß sie eine beständige Regierung haben.

Zunächst wird eine Wahl abgehalten werden müssen. Nach der Wahl muß die erste Administration der Insel in das Amt eingeführt werden. Alsdann muß diese neugeborene Regierung eine Gelegenheit erhalten, zu beweisen, daß sie ihre Geschäfte führen kann ohne den Beistand der Ver. Staaten.

Es würde ein großer Fehler für uns sein, unsere Truppen von Cuba zurückzuziehen und dann binnen einer Woche oder eines Monats zu finden, daß wir eine Revolution auf der Insel zurückgelassen hätten, wodurch wir früher oder später in ernstliche Schwierigkeiten mit der Bevölkerung der Insel oder mit irgend einer auswärtigen Macht verwickelt würden. Nicht ehe wir die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Cubaner ihre Angelegenheiten leiten können und auch weiterhin sie erfolgreich zu leiten imstande sind, werden die Ver. Staaten ihre Truppen zurückziehen, die jetzt dort stationirt sind."

Mrs. Nation stellt das Beil beiseite

Aber sie hetzt Andere zur Zerstörung auf.

Des Moines, Ja., 9. Februar. In einem Interview sagte Frau Nation: „Mayor Harrison von Chicago thäte gut daran, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern. Meiner Ansicht nach ist er der größte Teufelsdiener im ganzen Lande. Wenn ich nach Chicago komme, so werde ich ihm einen Besuch abstatten und ihm beweisen, daß er den Eid gebrochen hat, den er bei seinem Amtsantritt leistete. Ich werde vorläufig mein Beil nicht mehr in Wirthschaften gebrauchen, sondern auf andere Art Propaganda für die Sache der Temperenz machen."

Des Moines, Ja., 10. Febr. Obwohl Mrs. Nation, die Kansaser Prohibitions-Megäre, erklärt hat, daß sie vorläufig das Beil der Zerstörung ruhen lassen werde, fordert sie in ihren Reden, die sie sogar an allen Bahnstationen unterwegs von der Waggon - Platform aus hält, die Frauen und Kinder auf, die Wirthschaften zu zertrümmern. Sie wird übrigens nicht mit lauter Beifall begrüßt, sondern auch ausgezischt und angejohlt.

Unter Polizei-Begleitung, und großem Janhagel-Zulauf, machte Mrs. Nation einen Besuch bei sämmtlichen Wirthschaften dahier, nachdem sie sich erst einer Durchsuchung hatte unterziehen müssen, damit man sicher war, daß sie keine Axt und ähnliches Handwerkszeug bei sich führe. Sie überhäufte die Wirthe mit Schimpfpredigten. Meistens nahmen die Ausgeschimpften die Sache humoristisch und sagten zu allen ihren Bemerkungen Ja und Amen. Einer der Wirthe bemerkte ihr höflich: „Wenn Sie heimgehen und für Ihre Familie so gut sorgen würden, wie ich für meine, so wäre Herr Nation und die kleinen Nations, wenn solche da sein sollten, besser daran."

Schließlich schwoll der begleitende Volkshaufen auf etwa 5000 Menschen an und der Polizeikapitän fürchtete, er würde ihn nicht mehr kontrolliren können, und es werde doch noch zu Radau kommen. Daher wurde die wilde „Heilige" von der Polizei nach ihrem Hotel zurück eskortirt. Gestern Abend sprach sie in einer Massenversammlung.

Die Kohlengräber-Lohnfrage.

Vorläufig bleibt Alles beim Alten.

Columbus, O., 9. Febr. Das Uebereinkommen, welches hier in der gemeinschaftlichen Konferenz zwischen den Weichkohlengräbern und den Grubenbesitzern erzielt wurde, wird auch seine Wirkung auf die Hartkohlengräber-Situation im Osten haben. Nachdem die Vertreter der Arbeiter eine Lohnerhöhung, und dagegen diejenigen der Grubenbesitzer eine Lohnherabsetzung verlangt hatten, gingen schließlich die Ersteren darauf ein, daß die letztjährige Lohn-Skala ein weiteres Jahr bestehen bleiben solle, und alle übrigen Fragen der gemeinschaftlichen Schlichtung in den einzelnen Staaten überlassen bleiben sollten.

Mann kann darnach auch nicht erwarten, daß die Grubenarbeiter in der Hartkohlen-Region eine Lohnerhöhung werden durchsetzen, oder eine solche Forderung überhaupt zu ernsthafter Erörterung werden bringen können. Ja, sie müssen froh sein, wenn sie eine Herabsetzung ihrer Löhne verhindern.

Muthmaßliches Wetter.

Am Himmel soll's schön sein, aber auf den Straßen —

Washington, D. C., 9. Febr. Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

An beiden Tagen schön.

Nordwestliche Winde, welche veränderlich werden.

Zum Tode verurtheilt.

Der Mörder von Frl. Nora Kifer.

Princeton, Ind., 10. Febr. Joseph Keith, der Mörder der jungen Nora Kifer, welche in der Nähe seines Hauses zu Elberfield, Ind., wohnte, wurde zum Tode verurtheilt, nachdem der Antrag auf einen neuen Prozeß abgewiesen worden war. Er hielt eine dramatische Rede von 40 Minuten für sich selbst, und als er auf seine Gattin zu sprechen kam, brach er völlig zusammen und weinte bitterlich. Seine Gattin, die neben ihm saß, seufzte laut. Das Beweismaterial hatte ergeben, daß Keiths Verbrechen eines der empörendsten in der Geschichte des Staates Indiana war. Keith hatte das Mädchen ruinirt und dann, um nicht von ihr bloßgestellt zu werden, ermordet. Er verbarg die Leiche erst in einem alten Baume, holte sie dann aber aus Furcht vor Entdeckung eines Nachts wieder heraus und brachte sie nach einem kleinen Strom, der mehrere Meilen entfernt war. Trotzdem fand man die Leiche bald. Der Prozeß erregte großes Aufsehen, besonders da Keith ziemlich wohlhabend ist.

Wird nicht glatt abgehen.

Die kürzlichen militärischen Ernennungen.

Washington, D. C., 9. Febr. Es sind Anzeichen vorhanden, daß es im Senat einen lebhaften Kampf über die jüngst eingesandten Ernennung der Hauptleute Leonard Wood und J. Franklin Bell und des Brigadegenerals Fred D. Grant, von den Bundes-Freiwilligen, zu Brigadegenerälen der regulären Bundesarmee geben wird.

Sowohl demokratische wie republikanische Mitglieder des zuständigen Senats - Ausschusses haben bereits diese drei Ernennungen, über die Köpfe von Dienst - Aelteren hinweg, einer scharfen Kritik unterzogen.

Besonderen Anstoß erregte die Ernennung Wood's, von dem Pettigrew sagte: „Er ist ja weiter nichts, als ein fragwürdiger McKinley'scher Hofdoktor, der niemals Pulver gerochen hat."

Bei der Berathung des diplomatischen und Konsular - Etats im Abgeordnetenhaus machte heute der Republikaner Brown von Ohio großes Aufsehen mit einer glänzenden Rede zugunsten der Freiheit der Philippiner sowie dafür, daß die Amerikaner das Wort hielten, das sie Cuba gegeben.

Am hellen Tag.

Wegelagerer greift einen Geschäftsmann in Philadelphia an.

Philadelphia, 9. Febr. Ganz kurz, nachdem er die „Ninth National Bank" mit einem Handtäschlein verlassen hatte, in welchem sich $8000 befanden, wurde der 70jährige Peter Woll, Senior-Mitglied der Haarkräusler-Firma Peter Woll & Söhne, von einem Wegelagerer angegriffen, welcher ihn niederschlug und mit dem Handtäschlein davonrannte. Der Kerl war schon von der Bank aus hinter Woll hergegangen und sagte zu ihm, als er an seiner Seite war: „Es wäre besser, Sie gäben mir diesen Krempel". „Ich brauche ihn aber", versetzte Woll arglos welcher erst glaubte, der Mann scherze blos, und im selben Tone ihm antwortete. Im nächsten Augenblick lag Woll am Boden, und der Räuber eilte davon.

Indeß hatte ein Backstein - Maurer, welcher in der Nähe arbeitete, den Vorgang bemerkt, und er machte, im Verein mit Anderen, Jagd auf den Räuber, der erst gezwungen wurde, das Handtäschlein fallen zu lassen, dann gefangen wurde, jedoch wieder entkam, endlich aber von Polizisten dingfest gemacht wurde. Er gab seinen Namen als Joseph Edwards an und sagte, er sei ohne Heim und habe den Raubanfall blos gemacht, um in's Gefängniß zu kommen. „Dem Mann kann geholfen werden," bemerkte der Polizeisergeant.

Woll ist ernstlich krank infolge der Nervenerschütterung.

Die jüngste Bundesgefangene.

13jähriges Mädchen der Falschgeld-Verausgabung beschuldigt.

New York, 9. Febr. Die dreizehnjährige Fanny Lenant, die bei ihren Eltern auf der Ostseite wohnt, ist die jüngste Person, welche je von Bundes-Geheimpolizisten in Verbindung mit der Verausgabung falschen Geldes festgenommen wurde. Es waren schon seit einiger Zeit aus allen Theilen des Landes Klagen darüber gekommen, daß eine große Anzahl falscher Pennies im Umlauf sei, besonders solche mit den Jahreszahlen 1884 und 1893. Eine ganze Bande steckte offenbar hinter dieser Pfennig-Falschmünzerei, und es wurde ermittelt, daß diese Bande ihr Hauptquartier in der Stadt New York habe. Das besagte Mädchen wurde in einer chinesischen Wäscherei, während es Pennies für Papiergeld einzuwechseln suchte, von zwei chinesischen Agenten des Bundes-Geheimdienstes festgenommen. Sie sagte, ein Mann habe ihr die Pennies gegeben, verweigerte aber weitere Auskunft. Man hofft aber, ihr noch wichtige Information über jene Bande erpressen zu können. Das Unter-Schatzamt in der Wall Street hat manchmal in einer Woche für $40 falsche Pennies zerstört!

Dampfernachrichten.

Abgegangen.

New York: Britannia, nach Neapel und Marseille; Statendam nach Rotterdam; Lucania und Philadelphia nach Liverpool; Minneapolis nach London; Mexiko nach Havana.

Lokalbericht.

Die Finanzen der Stadt.

Kämmerer Kerfoot rechnet ein leidliches Vermögen zusammen.

Die rückständigen Steuern-Ueberschüsse.

Ersparnisse, die man den städtischen Beleuchtungs-Anlagen zu danken hat.

„Und übermorgen — ist Feiertag".

Kämmerer Kerfoot hat gestern seinen Jahresbericht fertig gestellt und rechnet in demselben aus, daß die Vermögensbestände der Stadt einen Werth von $93,031,687.82 darstellen, welcher Summe nur Verbindlichkeiten im Betrage von $43,840,377.50 gegenüberstehen, so daß sich das schuldenfreie Vermögen der Stadt auf $49,191,310.32 beläuft. Unter den Beständen zählt Herr Kerfoot unter Anderem Folgendes auf: Die Wasserwerke, $29,238,499.82; Schulländereien, $6,491,169; Schulgrundstücke und Gebäude, $14,504,120; Oeffentliche Bibliothek, $2,129,055; Rathhaus, $1,117,587.70; Arbeitshaus, $850,000; Feuerwehr-Stationen nebst Einrichtung, $683,800; Polizeistationen, $637,544.63; Baarvorrath in der Stadtkasse $5,924,172.38 u. s. w.

Die Einnahmen während des Berichtsjahres beliefen sich auf $36,065,307.09, wovon sich am Jahresschlusse noch $5,924,172.38 in den Händen des Stadt-Schatzmeisters befanden, doch ist zu bemerken, daß von diesem scheinbaren Ueberschuß mehr als $2,000,000 auf den Tilgungsfonds entfielen, und daß noch unbefriedigte Zahlungsurtheile im Betrage von mehr als $3,000,000 gegen die Stadt schweben, daß ferner eine Menge von Anweisungen unbezahlt geblieben sind. Kämmerer Kerfoot ist nicht wenig stolz darauf, daß es ihm im Laufe des Jahres gelungen ist, die Bondsschuld der Stadt durch Baarabzahlung um $1,524,761.09 zu verringern, und daß in der Budgetvorlage für die Einlösung weiterer Bonds im Betrage von $858,450 Vorsorge getroffen ist. Er beklagt es sehr, daß von den direkten Steuern der Stadtverwaltung infolge unseres vielköpfigen Verwaltungssystems nur ein geringer Bruchtheil zufließt, während mit geringeren Kosten mehr geleistet werden könnte, wenn Stadt- und County - Verwaltung, Drainage-, Town- und Parkbehörden zu einem festgegliederten Ganzen verschmolzen würden. Zu diesem Zwecke, schließt der Kämmerer seinen Bericht, der übrigens von Hilfskämmerer Frost ausgearbeitet worden ist und auch in dieser Empfehlung den Stempel von dessen schon oft geäußerter Ueberzeugung trägt, brauchen wir einen den gegenwärtigen Verhältnissen angepaßten neuen Freibrief für die Stadt. Diese würde dann jährliche direkte Steuereinkünfte im Betrage von 35—40 Millionen Dollars beziehen, mit denen sich die nöthigen Verbesserungen, der Reihe nach im Verhältnisse zu ihrer Wichtigkeit, vornehmen ließen. Im Jahre 1900 bezog Chicago an direkten Steuern für Verwaltungszwecke nur $4,221,904.37, und das bei einer Bevölkerung, die nach der offenbar viel zu niedrig ausgefallenen Bundeszählung rund 1,700,000 Köpfe zählt, welche sich über ein Gebiet von 190 Quadratmeilen vertheilen.

* * *

Herr Robert C. Givins vom Schutzverein der Steuerzahler wird morgen [im] Superior-Gericht auf dem Wege [des] Mandamus-Verfahrens festzustellen [ver]suchen, ob der Stadtkämmerer ein Recht hat, die Auszahlung der Ueberschüsse zu verweigern, die noch von Spezialsteuern übrig sind, welche die Stadt für Straßenverbesserungen ausgeschrieben hat. Es haben sich nach einer oberflächlichen Schätzung bis zum Jahre 1898 von $1,500,000 bis $2,000,000 von solchen Ueberschüssen in der Stadtkasse angesammelt, deren Auszahlung verweigert wird, mit der Begründung, es ließe sich aus den Büchern der Spezialsteuer - Abtheilung nicht genau ersehen, wer zu den fraglichen Rabatten berechtigt ist und wie hoch dieselben sich in jedem einzelnen Falle stellen. In dem Probefalle, welchen Herr Givins jetzt in dieser Sache anhängig gemacht hat, handelt es sich um Baustellen an der Humboldt Straße nördlich vom Diversey Boulevard, auf die ein Steuer-Rabatt von je $4.15 entfällt.

* * *

Stadt-Elektriker Ellicott hat eine Uebersicht der Ersparnisse angefertigt, welche die Stadt auf dem Gebiete der Straßenbeleuchtung erzielt hat und noch erzielt, indem sie ihr eigenes System von elektrischen Beleuchtungs-Anlagen errichtet hat, das von Jahr zu Jahr vergrößert und vervollkommnet wird. Die Stadt habe im vorigen Jahre aus ihren eigenen Anlagen 3867 Bogenlampen gespeist, mit einem Kostenaufwande von $265,129, wobei $18,500 Zinsen für das in den Anlagen steckende Kapital u. $10,000 für Abnutzung der Einrichtungen in Abrechnung gebracht sind. Hätte die Stadt das Licht von Privatgesellschaften beziehen müssen, so würde sie dafür nach den niedrigsten Preisen $458,020 zu bezahlen gehabt haben, die Ersparnisse beziffern sich mithin für das eine Jahr auf $192,891. Der Nutzen der Anlagen, welche gegenwärtig einen Werth von $1,350,000 repräsentiren, werde von Jahr zu Jahr größer, und in zwei Jahren schon werde die Stadt das ganze Anlagekapital wieder heraus haben in Form von Ersparnissen, die sie im Laufe der Jahre an den Beleuchtungskosten gemacht. Das Exempel sei ein so einfaches, daß der Stadtrath die Interessen der Stadt schlecht wahren würde, wenn er nicht Sorge trüge, die weitere Ausdehnung der elektrischen Beleuchtungs-Anlagen zu ermöglichen und damit die allmälige Abschaffung des von einer Privatgesellschaft noch immer für den weitaus größeren Theil des Gebietes gelieferten Gaslichtes.

* * *

Einem Unterausschusse des Stadtrathskomites für Rechtsfragen liegt zur Zeit ein vom Ald. Zeman eingereichter Verordnungsentwurf vor, welcher darauf abzielt, Telegraphen- und Telephon-Gesellschaften, welche für ihre Leitungen, ob nun ober- oder unterirdisch, die Straßen und Gassen der Stadt benützen, hierfür Steuern zahlen zu lassen, und zwar bei Leitungen über der Erde $5.00 für jeden Pfosten oder Pfahl, und bei unterirdischen Leitungen 15 Cents für jeden Längenfuß.

* * *

Richter Hanecy hat die Verhandlung des Einhaltsgesuches, das von Rechtsnachfolgern des verstorbenen Richters Goggin eingereicht worden ist, um die Schulverwaltung an der Verpachtung eines Grundstückes an Harrison Str., nahe Pacific Ave., an die Firma Rand, McNally & Co. zu verhindern, bis zum nächsten Samstag verschoben.

Mayor Harrison erließ gestern die übliche Ankündigung, daß der 12. Februar, als Lincolns Geburtstag von der Staatslegislatur zum Feiertag erklärt, von den verschiedenen Departements der Stadtverwaltung als solcher beobachtet werden soll. Postmeister Gordon hat von der General-Postverwaltung in Washington die Erlaubniß erwirkt, den Tag auch von den Angestellten des hiesigen Postamts feiern zu lassen.

Die „Fox Lake Fish & Game Association" hat beschlossen, dem Gouverneur Yates Herrn Henry Kleine für die Ernennung zum Fischerei-Aufseher zu empfehlen.

Die County-Kommissäre haben sich über die Frage, ob und wie ihre Gehälter herabgesetzt werden sollen, noch immer nicht zu einigen vermocht. Countyraths-Präsident Hanberg wird nun morgen darauf bestehen, daß die Budget-Vorlage angenommen wird, wenn auch ohne jenen Gehaltsposten, dessen Fixirung dann den Gerichten überlassen werden soll.

Um ein Vermögen.

Emma Crowe behauptet, die Universalerbin von Wm. Lee zu sein.

Im Nachlaßgericht begann gestern die Verhandlung des Prozesses, der sich um den Nachlaß des vor einer Woche verstorbenen Kommissionshändlers William Lee entsponnen hat. Frl. Emma Crowe, welche seit September als Kassirerin des Verstorbenen fungirte, behauptet, daß derselbe sie mündlich, und zwar in Gegenwart ihrer Schwester Ella, zu seiner Universalerbin eingesetzt habe. Lee hat eine Frau, von welcher er allerdings geschieden war, sowie seine Mutter und mehrere Schwestern hinterlassen, und in deren Interesse hat der öffentliche Nachlaßverwalter den Anspruch von Frl. Crowe angefochten. Der Nachlaß besteht aus einem Kommissionsgeschäft, dessen Umsatz $150,000 jährlich beträgt, Lagerhaus - Zertifikaten im Werthe von $12,000 und einem Bank-Depositum von $2000. Wie die angebliche Universalerbin zu Protokoll gab, ließ sie Lee, der sich zu jener Zeit im hiesigen Battle Creek Sanitarium befand, zu sich kommen, und eröffnete ihr, daß er sein Ende herannahen fühle. Er habe sie rufen lassen, um ihr sein ganzes Hab und Gut bedingungslos als ihr Eigenthum zu vermachen. Am folgenden Tage habe er diese Erklärung in Gegenwart ihrer Schwester Ella abermals abgegeben. Auf Befragen von Nachlaßrichter Cutting erklärte Frl. Crowe, daß ihre Beziehungen zu Lee lediglich die zwischen Arbeitgeber und Arbeiterin gewesen seien. Die Verhandlung wird morgen Nachmittag fortgesetzt werden.

Gegen den Schutzzoll.

Der Verband der westlichen Fabrikanten von Frucht-Präserven hat, ehe er hier gestern seine Konvention zum Abschluß brachte, den Beschluß gefaßt, beim Kongreß um die Aufhebung des Schutzzolles auf Weißblech vorstellig zu werden. Diese Präserven-Fabrikanten haben nämlich herausgerechnet, daß für die 200,000,000 Büchsen, welche zur Verpackung des jährlichen Produkts ihrer Betriebe erforderlich sind, 60 Millionen Pfund Weißblech verarbeitet werden. Der Schutzzoll auf dieses Quantum Blech beträgt $900,000, und natürlich schlagen denselben die zu einem Trust vereinigten Weißblech-Fabrikanten fröhlich auf den Preis ihrer Waare. Weil das aber die Präserven-Fabrikanten schmerzt, und weil in letzter Zeit von dem Trust der Preis der Blechbüchsen in regelmäßigen Zwischenräumen immer mehr erhöht wird, so würden sie's nicht ungern sehen, wenn dieser Art von Arbeit der nationale Zollschutz mit einem plötzlichen Ruck entzogen würde.

Die Konvention hat Herrn J. W. Cuykendell von Atlantic City, Ja., zum Präsidenten des Verbandes gewählt, Herrn S. A. Sears von Chillicothe, O., zum Vize-Präsidenten und Herrn Ira Whitner von Bloomington, Jll., zum Sekretär. — Die meisten Delegaten begeben sich heute von hier nach Rochester, N. Y., um dem Nationalkonvent der Präserven-Fabrikanten beizuwohnen, welcher dort morgen zusammentritt.

Vom Tode abgerufen.

Ein bekannter Detektive gestorben. — Eine der ältesten Ansiedlerinnen Chicagos heimgegangen.

Im Hause seiner Schwester, Frau Katharina Baar, 342 W. Harrison Straße, ist William Broderick, Detektive-Sergeant der städtischen Polizei von Milwaukee, und einer der fähigsten und bekanntesten Geheimpolizisten des Landes, an der Lungenentzündung gestorben. Das Begräbniß findet heute von der St. Patricks-Kirche aus nach dem Kalvarien-Friedhof statt. Der Verstorbene, ein Bruder des hiesigen Detektive-Sergeanten John Broderick, wurde vor 39 Jahren hier geboren und fand schon als 15jähriger Junge Anstellung als Spezial-Detektive an der Chicago & Alton Bahn. Später wurde er Geheimpolizist in Diensten der St. Paul-Bahn und seit elf Jahren gehörte er der Polizeimacht von Milwaukee als ihr bester Detektive an.

Im Alter von 91 Jahren ist im Illinoiser Heim für Soldatenwittwen Frau Lucinda Brewer, eine der ältesten Ansiedlerinnen der Stadt Chicago, vom Tode abberufen worden. Sie verließ im Jahre 1830 ihren Geburtsstaat Kentucky, um ihrem Gatten zu folgen, der im damaligen Fort Dearborn in Garnison lag. Sie machte noch die Bekanntschaft von Daniel Boone und bekam auch mehrere Male den Indianerhäuptling Black Hawk von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Der Ehe mit ihrem Gatten, der im Bürgerkrieg fiel, sind sechs Kinder entsprossen, von denen drei Töchter, Frau J. Broxley, Frau E. Morrison und Frau Mary Hill hier ansässig sind. Zwei Söhne, Lloyd und Wilkin Brewer, leben in Californien, ein dritter Sohn, Johnson Brewer, in Cleveland, O.

Vom Trauerhaus, Nr. 22 Bellevue Place, aus, wurde gestern Kapt. James S. Dunham zu Grabe getragen. Den Leichengottesdienst leitete Rev. Swively von der St. Chrysostomus-Episkopalkirche; als Bahrtuchträger fungirten Albert Wisner, Edward O'Brien, Chester Blackman, Edward E. Ayer, Marvin Smith und William H. Johnson. Eine starke Delegation der Angestellten der Dunham Towing & Wrecking Co., deren Präsident der Verstorbene war, sowie Vertreter der „Chicago Vessel Owners' Association," der „Chicago Lake Line Agents' Association" und der Cleveland Freimaurer-Loge, denen er als Mitglied angehörte, wohnten dem Leichenbegängniß bei. Die Leiche wurde, im Beisein der Hinterbliebenen und weniger intimer Freunde der Familie auf dem Graceland Friedhof in einem Gewölbe beigesetzt.

Glück im Unglück.

Eine unfreiwillige Luftreise, die für ihn aber noch sehr glimpflich ablief, machte gestern der in der Calumet-Dampfwäscherei, in Blue Island, angestellte John Harker. Er betrat den Raum, in welchem sich der Gasmotor der Wäscherei befindet, mit einer brennenden Laterne. Der Motor war undicht geworden und demselben war eine große Quantität Gas entströmt, das mit einem Getöse explodirte, welches im ganzen Städtchen hörbar war. Die Fenster der Wäscheanstalt wurden zertrümmert und Harker durch den Luftdruck direkt durch das Dach des einstöckigen Holzbaues geschleudert. Wunderbarer Weise kam er mit schmerzhaften, aber nicht gefährlichen Quetschungen davon.

Gerieth in die Maschinerie.

Der auf den Höfen der Richardson Coal Company, an Division und Halsted Straße, beschäftigte Arbeiter Jas. Nelson, No. 22 Sinnot Place, gerieth gestern Abend, als er mit dem Entladen von Kohlen beschäftigt war, in die Maschinerie. Ihm wurden Arme und Beine beinahe vom Rumpfe abgetrennt. Der Aermste fand Aufnahme im Alexianer-Hospital, wo ihn wenige Stunden nach seiner Einlieferung der Tod von seinen Leiden erlöste.

* Polizeirichter Fitzgerald überwies gestern den Neger John Washington unter $300 Bürgschaft den Großgeschworenen. Washington soll eine ganze Reihe von Diebereien auf dem Gewissen haben, und die Polizei hat in nicht weniger als 19 Fällen Anklagen gegen ihn erhoben.

* Beim Ueberschreiten der Geleise der Grand Trunk - Bahn an 49. und Robey Str., wurde gestern Nachmittag Frau Sophie Kemen, 2417 50. Court wohnhaft, von einer Lokomotive erfaßt. Sie erlitt einen Bruch des linken Beines und Verletzungen am linken Arm. Die Polizei schaffte die Verunglückte in der Ambulanz nach Hause.

Nicht sehr galant.

Richter Waterman erklärt, daß Frauen unzuverlässige Zeugen vor Gericht abgäben.

Richter Waterman hat augenscheinlich von den Aussagen, die von Frauen auf dem Zeugenstande abgegeben werden, keine hohe Meinung. Vor einigen Tagen hatten die Geschworenen seines Gerichtshofes der Frau Elizabeth Smith Schadenersatz in Höhe von $14,850 zugesprochen, gestern aber gewährte Richter Waterman Herrn Eitel, dem Beklagten, einen neuen Prozeß, anstatt den Wahrspruch der Geschworenen zum richterlichen Dekret zu erheben. Frau Smith hatte behauptet, daß Eitel sich im Jahre 1893 verpflichtete, ihr für die Summe von $11,000 271 Aktien der Garden City Filter Co. abzukaufen. Dieselben seien ihm verschiedene Male angeboten worden, indessen habe er sich stets geweigert, seiner Verpflichtung der Klägerin gegenüber nachzukommen. Mehrere Zeuginnen sagten aus, daß er den Kontrakt mit Frau Smith wirklich abgeschlossen habe, während der Beklagte ein schriftliches Dokument vorlegte, welches das Gegentheil bewies. In der Erklärung, mit welcher Richter Waterman seine Entscheidung begründete, sagte er, daß er den Wahrspruch der Geschworenen in diesem Falle nicht als endgiltig betrachten könne, umsomehr, als derselbe hauptsächlich auf den Grund von Aussagen weiblicher Zeugen hin abgegeben worden sei. Ein schriftliches Dokument habe mehr Gewicht als Beweismaterial, als die Aussagen von einem Dutzend Zeugen, namentlich aber, wenn dieselben von Frauen abgegeben würden. Während er vollkommen anerkenne, daß Frauen moralisch auf einem höheren Standpunkt ständen, wie Männer, so erwiesen sie sich auf dem Zeugenstand doch weniger verläßlich als diese, und zwar ihrer regeren Einbildungskraft wegen. Ohne es zu wissen oder zu wollen, komme eine Zeugin oft zu der Ueberzeugung, daß etwas, das sie sich anfänglich nur eingebildet habe, thatsächlich wahr sei und sie bestehe auf ihrer Behauptung, möge von anderer Seite auch noch so viel Beweismaterial dagegen vorgebracht werden.

In der 29. Ward.

Der deutsch-amerikanische Klub für die Ostseite der 29. Ward hat sich in P. Schollers Lokal organisirt und nachgenannte Mitglieder zu Beamten erwählt: Präsident: Chas. Kohler, Vize-Präsident, Konrad Stautz; Sekretär, J. Liepe; Schatzmeister, P. Scholler. — Für die Aufstellung zum Stadtraths - Kandidaten beschloß der Klub Herrn Fred Hart zu empfehlen.

Kurz und Neu.

* In Max Laues Halle, Ecke von 44. und State Str., hält heute Nachmittag der „Verein deutscher Waffengenossen" eine Agitationsversammlung ab. In derselben können Kandidaten, welche ihre Militärpapiere vorlegen, zu ermäßigtem Eintrittsgeld Aufnahme in den Verein finden.

* Einbrecher erzwangen sich in der vorletzten Nacht Zugang zu dem Schanklokal von August Lipke, No. 913 Lincoln Avenue, und erbeuteten, außer dem Ueberrock des abwesenden Besitzers, Zigarren im Werthe von $30. Die Polizei der Sheffield Ave.-Station fahndet auf die Spitzbuben.

* Der Zimmermann Peter Swanson büßte während der Arbeit in einem Neubau an Lake und Canal Straße eine Kiste Handwerkzeug ein, bezichtigte Wm. Dunley, No. 21 Solon Pl., des Diebstahls und prügelte ihn, als derselbe seine Unschuld betheuerte, weidlich durch. Swanson wurde verhaftet und gestern im Desplaines Str.-Polizeigericht um $100 gestraft.

* Der Weichensteller Julius Pothoff, No. 1351 Halsted Straße wohnhaft, wurde gestern Abend, als er sich auf dem Dache eines Güterwagens eines Zuges der Chicago & Northwestern-Bahn befand, an Grand Ave. von einer herabfallenden Telegraphenstange getroffen. Der Verunglückte, der einen Bruch des linken Beines erlitt, fand Aufnahme im St. Lukas-Hospital.

* C. L. A. Dickens und Harry Van Patten, zwei Studenten der Northwestern Universität, welche bei Frau Helen M. Barker, Nr. 628 Hamlin Straße, Evanston, zu Miethe wohnen, beklagen den Verlust ihrer goldenen Uhren und $20 in Baar, die ihnen zu nächtlicher Zeit aus ihrem Zimmer gestohlen worden sind. Die Polizei vermuthet, daß Einbrecher sich mittels Nachschlüssels Einlaß in das Haus verschafften.

* Auf Anrathen des Korporations-Anwaltes Walker wird der stadträthliche Finanz-Ausschuß empfehlen, daß die Wasser-Rechnung, welche der Stadt von der Wasserwerks-Gesellschaft in Cicero zugestellt worden ist, derselben zurückgeschickt werden möge mit der Aufforderung, sie auf ein bescheideneres Maß zusammenzustreichen. Die Gesellschaft verlangt für jeden mit ihrem Röhrennetz in Austin verbundenen Hydranten $30 per Jahr. Die Stadt ist nicht gewillt, diesen übertriebenen Preis zu zahlen.

* Hermann Jacobsohn, Zimmermaler von Beruf und im Hause No. 11621 Yale Ave. wohnhaft, wurde gestern Abend auf den Geleisen an der 119. Str. durch einen Frachtzug der Panhandle - Bahn überfahren und augenblicklich getödtet. Die Leiche wurde in dem Bestattungsgeschäft No. 2458 Kensington Ave. aufgebahrt.

* Sam Schoenwald, von No. 470 S. Paulina Str., und John Cole, im Hause No. 386 S. Halsted Straße wohnhaft, wurden gestern Abend an Ashland Ave. und Taylor Str. von zwei Banditen gezwungen, ihr Baargeld herauszurücken, als Polizist Ream von der Maxwell Str. - Station auf der Bildfläche erschien und die Raubgesellen verjagte.

Auf den Tod verwundet.

Während eines Wirthhausstreites werden zwei Personen niedergeknallt.

Im Verlaufe einer Prügelei in der Wirthschaft von John Vogel, Nr. 141 West Harrison Straße, wurden gestern Abend zwei Personen niedergeknallt.— Der Kesselschmied John Daley, 25 Jahre alt, Nr. 1110 O'Neil Straße wohnhaft, wurde von einer Kugel in den Unterleib getroffen und liegt zur Zeit in kritischem Zustande im County-Hospital darnieder. James W. Freeman, 38 Jahre alt, Nr. 220 W. 17. Place, wurde in den rechten Schenkel geschossen, aber nur leicht verletzt. Er wurde nach dem County-Hospital geschafft und, nachdem dort seine Wunde verbunden worden war, in der Revierwache an Maxwell Straße eingesperrt. Freeman und Daley kneipten mit Jos. Lübeck und ihrem Arbeitgeber John Sharkey, einem Mitglied der Firma Sharkey & Peck, Besitzer einer an Law Ave. und Mather Straße gelegenen Gießerei, am Schanktisch, als Joseph, alias „Powderface" Vierhielig, Nr. 263 S. Jefferson Str., das Lokal beirat. Vierhielig und Daley waren angeblich schon seit Jahren Feinde, und als Vierhielig sich nun in brüsker Weise in die Unterhaltung mischte, ersuchte ihn Daley, sich fortzuscheeren. Als Antwort versetzte ihm der Gemaßregelte einen Faustschlag in das Gesicht. Als sich die Genossen des Mißhandelten auf den schlagfertigen unwillkommenen Gast stürzten, zog derselbe seinen Revolver und feuerte auf seine Angreifer drei Schüsse ab. Die erste Kugel traf Freeman, die zweite Daley, während die dritte ihr Ziel verfehlte. Der Schießbold bewerkstelligte seine Flucht und wußte sich bislang seiner Verhaftung erfolgreich zu entziehen. Die Verwundeten wurden per Ambulanz nach dem Hospital geschafft. John Vogel und John Sharkey aber wurden in Haft genommen.

Verlief urgemüthlich.

Der vom Unterstützungsverein „Stock im Eisen" veranstaltete Bauernball ein unbestrittener Erfolg.

Wer sich gestern Abend so recht nach Herzenslust amüsiren wollte, der pilgerte nach Muellers Halle, North Avenue und Sedgwick Str., in welcher der deutsch-österreichische Unterstützungsverein „Stock im Eisen" seinen vierten großen Bauernball veranstaltete. Da herrschte unverfälschter, urwüchsiger Humor, da mußte jeder Gast den Ernst des Lebens für wenige Stunden vergessen. Das aus den Herren Otto Krause, Franz Brunner, Ed. Bußwald, Anton Geisler, Balth. Holzapfel bestehende Arrangements - Komite, dem das Empfangs - Komite, bestehend aus den Herren Adolf Straka, Georg A. Wenisch, Johann Krmicek, Hermann Stangl und Charles Erhard, sowie das aus den Herren Josef Ast, Fred. Große und Mathias Klein bestehende Tanz-Komite, und endlich das aus den Herren Frank Holoubek und Franz Brunner bestehende Preß - Komite mit Rath und That zur Seite standen, hatte aber auch Nichts unterlassen, das Fest zu einem Erfolg zu gestalten, der denn auch nicht ausblieb und selbst die kühnsten Erwartungen übertraf. Da befanden sich neben der Bühne das Pfarramt, das Rathhaus, der Zwinger u. s. w., und sämmtliche Würdenträger der „Gmoa," einschließlich von sechs Nachtwächtern, walteten pflichttreu ihres Amtes. Sie hatten alle Hände voll zu thun, denn folgende strenge Spezialgesetze waren eigens für die gestrige Festlichkeit erlassen worden, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten:

§ 1. Die Stadtleut zahln 10 Cents Straf und erhalten dafür eine Zipfelhaube.

§ 2. „Sie" sagen kostet 10 Cents.

§ 3. Mißachtung der hohen Obrigkeit wird mit 5 Cents bestraft.

§ 4. Den Nachtwächter sein Latern auslöschen, kostet 5 Cents.

§ 5. Nächtliche Ruhestörungen, gemeiner Diebstahl, fremdes Bier austrinken, andere Dearndl küssen, nach 3 Uhr Morgens noch nüchtern sein, und ähnliche schwere Verbrechen taxirt der Herr Bürgermeister.

§ 6. Heirathen inkl. Eheringe kostet 10 Cents.

§ 7. Ehescheidungen werden im Bürgermeisteramt für 5 Cents vollzogen.

§ 8. Luft durch Rauchen schlechter Zigarren verpesten, kostet 10 Cents.

§ 9. Gebrochenes Eheversprechen von Seite der Mannsbilder kostet 5 Cents, von Seite der Dearndl taxirt der Herr Bürgermeister.

N. B. Wer sich bei Arretirung wegen Uebertretung dieser Gesetze widersetzt, oder einen Fluchtversuch macht, wird von den Wächtern dem gestrengen Hrn. Bürgermeister vorgeführt, der dann die Strafe verhängt.

P. S. — Wer Obiges nicht lesen kann, muß sich die Gesetze von einem gescheibteren Freund vorlesen lassen oder sich im Bürgermeisteramt oder bei den Wächtern erkundigen, da Unkenntniß der Gesetze absolut nicht entschuldigt.

Schmied, Bürgermeister.

Da fanden sich nun, Gott sei's geklagt, viele Missethäter, die in Haft und Strafe genommen werden mußten, aber auch viele ehelustige Paare nahmen die Gelegenheit wahr, sich „kopuliren" zu lassen, und des Jubels war schier kein Ende. Ein frisch-fröhlicher Ball hielt die Theilnehmer des originellen Festes bis zum hellen Morgen beisammen, und als man sich schließlich trennte, nahm ein Jeder das Bewußtsein mit nach Hause, einen selten genußreichen Abend verlebt zu haben.

* Aus dem Blatternhospital ist gestern ein weiterer Patient als geheilt entlassen worden, und es sind darin jetzt nur mehr 44 Kranke.

Die englische Bühne.

Studebaker Theater. Spieloper und Operette wurden während der letzten Jahre in Chicago vornehmlich durch die „Castle Square Opera Company" kultivirt. Doch treten jetzt auch andere Theatergesellschaften mit diesem Operettenensemble hier erfolgreich in Wettbewerb. In der vorigen Woche brachte die weniger stimmbegabte als spieltüchtige Operettendiva Alice Nielsen, unterstützt von leistungstüchtigen Kräften, im hiesigen Illinois-Theater die Operetten „The Fortune Teller" und „The Singing Girl", beide von Viktor Herbert mit melodiöser Musik ausgestattet, recht annehmbar zur Aufführung; in dieser Woche steht der Operettenkomiker Francis Wilson mit einem neuen Werk des New Yorker Theaterkapellmeisters Ludwig Engländer auf dem Spielplan des Illinois-Theaters. Im „Studebaker" hingegen wird in dieser Woche von der ständigen Castle Square-Gesellschaft die reizende Operette „Olivette", von Audran, einem ebenfalls bereits verblichenen Zeitgenossen des unlängst durch den Tod abgerufenen Londoner Operettenkomponisten Arthur Sullivan, zur Aufführung gebracht. Die Titelpartie dürfte bei Frl. Gertrud Quinlan wohl aufgehoben sein. Die vollständige Rollenbesetzung lautet wie folgt:

Die Gräfin	Maude Lambert
Olivette	Gertrude Quinlan
Monsfique	Stella Bonheur
Valentin	Miro E. Delamotta
De Merrimac	Arthur Worley
Der Herzog	Reginald Roberts
Coquelicot	Frank Moulan

„Der „Mikado", die oft und immer wieder gern gehörte Operette von Arthur Sullivan, wird in der nächsten Woche von der Castle Square Opera Co. gegeben werden. Als Darstellerin und Sängerin der „Yum-Yum" ist Frl. Eloise Morgan, welche mit dieser Partie in New York große Erfolge erzielte, auch für die hiesigen Aufführungen gewonnen worden. Arthur Wooley wird den „Mikado", Frank Moulan den „Oberhofscharfrichter Ko-Ko", und Gertrud Quinlan die „Pitti-Sing" singen und spielen.

Illinois - Theater. Die einzige Novität, welche den Chicagoer Theaterfreunden in dieser Woche dargeboten wird, ist die Operette „The Monks of Malabar," welche von Francis Wilson mit seiner aus der Sopranistin Marie Celeste, dem Tenor Van Rensselaer-Wheeler, der Mezzosopranistin Edith Bradford, der Altsängerin Klara Palmer, dem Bariton Gallen Mostyn u. den Sängerinnen Grace Arr-Myers, Louise Lawton und Edith Hutchinson bestehenden Gesellschaft zur Aufführung gebracht wird. Dem Textbuch, von J. Cheever Goodwin, soll eine sehr belustigende Handlung zu Grunde liegen. —Boolboom, ein reicher Kaufmann in Malabar, Ostindien, wird von seiner hübschen Gattin unerträglich geknechtet. Er brennt ihr durch, und läßt daheim das Gerücht verbreiten, er sei in der Wildniß von Tigern aufgefressen worden. Nun besteht aber bei den Bewohnern von Malabar ein altes barbarisches Gesetz, wonach die Gattin eines außerhalb der Stadt vom Tode ereilten Mannes innerhalb eines Jahres demselben in das Schattenreich nachfolgen oder die Stadt verlassen muß. Frau Boolboom wählt das Letztere. Ein steinreicher Nabob, der sich in Geschäften in Malabar befindet, macht ihr den Hof und will sie als seine Gattin von dannen führen. Boolboom erfährt davon. Als Mönch verkleidet kehrt er zurück nach dem indischen Städtchen, hetzt den Maharadjah desselben auf, die Ungetreue doch einkerkern und auf öffentlicher Auktion versteigern zu lassen. Der thut dem redegewandten Mönche auch den Gefallen. Bei der Versteigerung findet Boolboom aus, daß der Nabob so in die hübsche Gefangene verliebt ist, daß er für deren Besitz riesige Summen bietet. An diese Verlegenheit des Kaufmanns, der trotz ihrer Untugenden seine Frau lieb hat, knüpft sich im zweiten Akte der Faden der Handlung an, der in weiteren spannenden Szenen belustigend weitergeführt worden ist. Wilson wird mit seiner Gesellschaft nur während der nächsten beiden Wochen im „Illinois"-Theater verbleiben. Alsdann soll dort die neue Operette „The Foxy Quiller", Text nach dem Lustspiel „The Highwayman" von Harry B. Smith, Musik nach berühmten Mustern von Reginald de Koven, mit Helene Bertram, Grace Cameron, Julius Steger und dem Liliputanerkomiker Adolph Zink in den Hauptrollen, dargeboten werden.

Im Grand Opera House gelangt das Gastspiel Richard Mansfields als „König Heinrich V." am nächsten Samstag Abend zum Abschluß. Diejenigen Theaterfreunde, welche sich das mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Shakespeare'sche Königsdrama noch ansehen wollen, müssen sich deshalb beeilen. Voraussichtlich werden Jahre vergehen, ehe dasselbe wieder hier zur Aufführung gelangt, denn Richard Mansfield beabsichtigt in der nächsten Saison Shakespeares „Julius Caesar" und „Kaufmann von Venedig" hier schon im Monat Oktober herauszubringen, nachdem er das neue Garrick-Theater in Philadelphia eingeweiht haben wird; auf keinen Fall wird er das Drama „König Heinrich V." länger, als bis zum Schluß dieser Saison, auf dem Repertoire führen. In London ist dieses Bühnenwerk beispielsweise seit dem 16. September 1876, als es im „Queen's Theatre" mit John Coleman in der Titelrolle zum letzten Male gegeben wurde, nicht mehr dargeboten worden. In Deutschland wird es ebenfalls nur sehr selten dem Spielplan der Hoftheater einverleibt, und auf kleineren Bühnen wird es überhaupt nicht gegeben. Mansfield hat den antiken Sprechchor, dem auch Friedrich Schiller in seinem Drama „Die Braut von Messina" eine Hauptrolle zugewiesen hat, in der Aufführung des Shakespeareschen Königsdramas den Intentionen des Dichters gemäß verwendet. Zudem hat er die Aufführung, besonders in den Massenszenen, mit einer Kostümpracht und mit einer historisch richtigen Nachbildung der Rüstungen, Waffen und Banner ausgestattet, die man drüben nur in den großen Hoftheatern gelegentlich der Musteraufführungen von Schillers „Jungfrau von Orleans," „Fiesko" oder Goethes „Goetz von Berlichingen" erblicken kann. Eine derartig pompöse und eindrucksvolle Ausstattung, wie jetzt im Grand Opera House, wird man hier höchstens wieder im Auditorium gelegentlich der Aufführung von Meyerbeers „Hugenotten" und von anderen Schauopern bewundern können. — In der nächsten Woche wird Frl. Henriette Croßman die Lustspielnovität „Mistreß Nell" hier erstmalig im Grand Opera House zur Aufführung bringen.

McVickers Theater. Das aus dem Französischen für die amerikanische Bühne bearbeitete Schauspiel „More than Queen," mit Frl. Blanche Walsh in der Rolle der unglücklichen Kaiserin Josephine, der ersten Gemahlin des großen Napoleon, hat sich in der vergangenen Woche als Zugstück ersten Ranges erwiesen. Es wird nur bis zum nächsten Samstag Abend auf dem Spielplan verbleiben; alsdann wird das historische Drama „Nathan Hale," und nach diesem Otis Skinners „Prince Otto" dargeboten werden. Als weitere Attraktionen für den nächsten Monat hat der umsichtige Unternehmer Jakob Litt sich James O'Neill in dem bekannten Drama „Der Graf von Monte Christo" und auch die Soubrette Anna Held gesichert, welche ihren Erfolg, den sie vor wenigen Monaten als Hauptdarstellerin in „Papas Wife" im hiesigen Illinois-Theater erzielte, alsdann in McVickers zu wiederholen hofft.

Dearborn - Theater. „Liberty Hall", ein Lustspiel des Londoner Bühnenschriftstellers R. C. Carton, wird den Mitgliedern der ständigen Gesellschaft des Dearborn-Theaters in dieser Woche Gelegenheit geben, in guten Rollen zu glänzen. Außer den Hauptdarstellern, Herrn Wilson und Frl. Reals, dürften auch Herr Ford als der alte Buchhändler Todman, Frl. Ryan als Amelia Childworth, Frl. Francis als das lispelnde Dienstmädchen, Frl. Rial als Todmans Haushälterin und Herr Crane als Briginshaw mit Lust und Liebe an die Bewältigung ihrer darstellerischen Aufgaben gehen und so den Besuchern des Dearborn-Theaters genußreiche Stunden bereiten.

Great Northern - Theater. So oft die Posse „A Hot Old Time" auch schon in Chicago gegeben wurde, noch stets ist das Publikum in hellen Haufen zu den Aufführungen geströmt. In dieser Saison kehrt die es darbietende Gesellschaft aber nur zu einmaligem, und zwar sehr kurzem Besuche nach Chicago zurück. Sie eröffnet ihr Gastspiel heute mit einer Matinee und beschließt es am nächsten Samstag Abend. Das beliebte Künstlerpaar Johnny und Emma Ray — er Komiker, sie Soubrette — hat auch jetzt wieder die Hauptrollen inne, und auch die anderen mitwirkenden Kräfte sind dem Chicagoer Theaterpublikum gute Bekannte. Neu dürften hier nur die Vaudeville-Künstler sein, welche auch in „neuen Nummern" auftreten werden. Als solche Künstlerspezialitäten werden der Baritonsänger J. Bernhard Dyllyn, die Tänzerinnen Rene Washburn und Fannie Mora, die Gebrüder Bright, der „Whirlwind" De Forest und die Duettisten Hayes und Healey in den Vornotizen namhaft gemacht.— Für die am 17. Februar beginnende Theaterwoche wird von Manager Stair das Gastspiel von Neil Burgeß als der Yankeefarmer „Abigail Prue" in dem bekannten amerikanischen Volksstück „The County Fair" angekündigt.

Besann sich rechtzeitig.

Das Direktorium des „Chicago Preß-Club" hat gestern beschlossen, die Einladung rückgängig zu machen, welche der Vergnügungs-Ausschuß des Vereins an Frau Carrie Nation hatte ergehen lassen, um die Mitwirkung dieser Wirthschaftsstürmerin bei der am Dienstag im Auditorium zu veranstaltenden Abendunterhaltung zu sichern. Solchen, welche Eintrittskarten zu der Unterhaltung gekauft haben, in der Erwartung, Frau Nation ihr Beil schwingen zu sehen, wird auf Wunsch das gezahlte Geld zurückerstattet werden.

Kurz und Neu.

* Axel Swanson, ein Fuhrmann der Knickerbocker Ice Company, entrann gestern, gegen Abend, nur mit knapper Noth der Gefahr, im Calumet-See zu ertrinken. Er lenkte seinen mit Eis schwer beladenen Wagen dem Ufer zu, als er mit dem Gefährt auf eine dünne Eisschicht gerieth, und diese durchbrach. Die Pferde ertranken. Swanson wurde mit Hilfe des Sergeanten M. J. Lake, von der Polizeistation in Kensington, gerettet.

* Die hiesigen Zionisten, d. h. die Anhänger der Bewegung zur Kolonisirung Palästinas mit Europa- und Amerikamüden Israeliten, treffen Vorbereitungen zum Empfange Nissin Behars, des Begründers der ersten jüdischen Gewerbeschule in Jerusalem, welcher sich „im Interesse der Sache" auf einer Agitationsreise in den Ver. Staaten befindet.

* Die 1½jährige Burnette Sullivan, deren Eltern Nr. 5534 Peoria Straße wohnen, verschluckte gestern zwei Gelatine-Kapseln, mit denen sie in einem unbewachten Augenblicke spielte. Dieselben enthielten eine Mischung von Strychnin und Belladonna, und obwohl sofort Gegenmittel angewandt wurden, war das Kind doch bald darauf eine Leiche.

Lokalbericht.

Fröhliches Maskentreiben.

Der Turnverein Lincoln veranstaltet heute ein großes Kinder-Kostümfest.

Die Damen-Sektion der Südseite-Turngemeinde gibt morgen ein Domino-Kränzchen.

Die Senefelder haben ihren Maskenball für nächsten Samstag angekündigt.

Mehrere andere bekannte deutsche Vereine werden an diesem Tage ebenfalls dem Prinzen Carneval ihre Huldigungen darbringen. — Der Turnverein „Vorwärts" trifft große Vorbereitungen für seinen, am 23. Februar stattfindenden Maskenball. — In Folz' Halle gibt der Deutsche Elektrotechnische Verein heute ein großes Winterfest.

In Folz' Halle, Ecke North Ave. und Larrabee Str., findet heute, um 3 Uhr Nachmittags beginnend, ein großes Winterfest statt, das vom deutschen Elektrotechnischen Verein, unter gefälliger Mitwirkung der „Liedertafel Freiheit" veranstaltet wird. Im Verlaufe des Abends wird Vorsteher Frank von der Deutschen Elektrotechnischen Schule, 475 bis 477 Larrabee Str., einen populär-wissenschaftlichen Vortrag halten über die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete des Elektrizitätswesens. Das Unterhaltungs-Programm, welches vorher unter Leitung des Kapellmeisters W. Linden zur Durchführung gelangt, lautet wie folgt:

Nibelungen-Marsch ..... Wagner
Ouverture zur Oper „Norma" ..... Bellini
Walzer, „Wiener Blut" ..... Strauß
Chorlied ..... Liedertafel Freiheit
Potpourri, „Eine Nacht in Berlin" ..... Hatmann
Festrede ..... Vereinspräsident Frank Oechsner
Ouverture, „Lustspiel" ..... Keler-Bela
Walzer, „Lustige Brüder" ..... Vollstedt
Chorlied ..... Liedertafel Freiheit
„Happy Home" ..... von Tilzer
Marsch, „Pariser Weltausstellung" ..... Schleiffarth

Nach dem Vortrag, den Professor M. Frank halten wird, folgt ein flottes Ballfest. Der Reinertrag wird der deutschen elektrotechnischen Schule, Nr. 475 bis 477 Larrabee Str., überwiesen werden.

Der Turnverein Lincoln veranstaltet heute Abend im großen Saale seiner Halle, an Diversey Boul., nahe Sheffield Ave., ein großes Kinder-Kostümfest. Die Schattenpantomimen „Doktor Eisenbart und seine Wunderkur," „Der Seiltänzer," „Preisboxen und dessen Folgen," wie auch die Szenen „Aschenbrödel und die Fee," „Ball im Königsschloß" und „Die Pantoffel-Anprobe" aus dem Märchendrama „Aschenbrödel" gelangen zur Aufführung. Den Beschluß des offiziellen Programmes bildet eine große Kinder-Polonaise. Anfang: 7 Uhr Abends. Von elf Uhr an findet ein Tanzkränzchen nur für Erwachsene statt. Das Kinder-Kostümfest des Lincoln-Turnvereins hat noch immer unter riesigem Zudrang des Publikums stattgefunden, weil es bekannt ist, daß die Zöglinge und Turnschüler des Vereins stets große Anstrengungen machen, um dem Prinzen Karneval glänzende Ehrungen darzubringen. Das Maskengetümmel im Saale der Lincoln-Turnhalle wird auch heute voraussichtlich ein großes werden.

Ein geschlossenes Domino-Kränzchen veranstaltet die Damensektion der Südseite-Turngemeinde morgen, Montag, Abend in der Südseite-Turnhalle, Nr. 3143 bis 3147 State Str. Nichtmaskirte Personen finden vor zwölf Uhr keinen Zutritt zum Saal.

Da diese Unterhaltung weniger den Zweck haben soll, einen finanziellen Erfolg zu erzielen, sondern mehr der Gemüthlichkeit im engeren Kreise gewidmet ist, so sind Einladungen nur in beschränkter Anzahl ausgesandt worden. Das mit den Vorbereitungen betraute Komite, aus den Damen Biedenbach, Beck, Heegn, Emme, Hohn, Ludecke, Roctzheim und Woirtz bestehend, hat seine Arbeit beendigt, und hofft, daß sich die Freunde und Gönner der Damensektion in voller Anzahl einfinden werden. Der Eintritt ist frei, doch wird für Aufbewahrung der Garderobe 25 Cents @ Person berechnet.

Unter den vielen dieswinterlichen Karnevalsveranstaltungen dürfte sich der am Samstag, den 16. Februar, in der Nordseite-Turnhalle stattfindende Maskenball des Senefelder Liederkranz als eine besonders zugkräftige Affaire erweisen. Drei große Bühnenaufführungen sind vom „Närrischen Volksrath" vorbereitet worden. Das Festprogramm enthält darüber folgende Mittheilungen:

1. Marmorgruppen. 1. Bild: Begrüßung; 2., Wettlauf; 3., Faustkampf; 4., Besiegter Faustkämpfer; 5. und 6., Ringkampf; 7., Der Sieger; 8., Diskuswerfen; 9., Der Sänger. — 2. „Der Haifisch." Pudelnärrische Oper für Chor, Soli und Orchester. Komponirt, gestohlen und zusammengesetzt von Li Hung Chanrich. — 3. „Dom Paul." Dom Paul von Transvaal, mit Gefolge, Herolde, berittenes Fußvolk, eine blecherne Kapelle mit Holzinstrumenten, Boeren, Leute und Volk werden dem Publikum ihre Aufwartung machen. Großartige Beleuchtung, Feuerwerk u. s. w.

Um den diesjährigen Maskenball zu einem wirklich großartigen zu machen, hat das Komite mit Hrn. Hermann Dietz, Nr. 242 N. Clark Str., nahe Chicago Ave., ein Abkommen getroffen, wonach jeder Ticket-Inhaber (Dame oder Herr) bei Vorzeigung des Tickets einen Maskenanzug zum Preise von $1.50 erlangen kann. Das Komite ersucht daher alle Mitglieder, sich zu maskiren, womöglich Gruppen zu bilden, und dadurch zum Gelingen dieses Maskenfestes nach besten Kräften beizutragen.

Die fast ausschließlich aus deutschen Mitgliedern bestehende Lessing-Liga vom Orden der „United League of America" veranstaltet am nächsten Samstage, den 16. d. M., Abds. 8 Uhr, in Meiers Halle, 686 N. Halsted Str., ein großes Ballfest, verbunden mit Verloosung nützlicher und werthvoller Gegenstände. Der Zutritt ist frei, wird aber vom Festkomite kontrollirt durch Karten, die nur von Mitgliedern der Loge zu haben sind. Außer den Mitgliedern des Komites geben sich auch die vor Kurzem in ihre Aemter eingeführten Beamten des Vereins alle Mühe, den Gästen einen genußreichen Abend zu bereiten. Der neue Vorstand des Vereins setzt sich wie folgt zusammen: Ex-Präsident, Aug. Nolte; Präsident, F. W. Scharf; Vize-Präsidentin, Clara Livingston; Sekretär, Philipp Hanus, Nr. 291 Larrabee Str.; Schatzmeister, Karl Krüger; Kaplan, Anton Luschner; Führerin, Hulda Hanus; Innere Wache, Ernst Stormer; Aeußere Wache, Sebastian Miller.

Wo Alles jauchzt und jubilirt, können die wackeren Mitglieder des deutschen Kriegervereins Town of Lake allein nicht müßig bleiben. Auch sie werden am nächsten Samstag Abend in Schumachers Halle, No. 4650 bis 4652 Ashland Ave., einen großen Preis-Maskenball veranstalten. Zudem ist es eine anerkannte Thatsache, daß Prinz Karneval inmitten der deutschen Krieger seine Narrenkappe besonders lustig schwingt, weil er weiß, daß ihm die ehemaligen Soldaten außergewöhnlich große Ehrungen bereiten. An belustigenden Ueberraschungen wird es nicht fehlen, und dementsprechend dürfte auch die Zahl der Besucher die größte werden, welche der Verein bisher bei einer von ihm veranstalteten Festlichkeit zu verzeichnen gehabt hat.

Der Verein besteht aus 180 Mitgliedern. Für den Maskenball sind Preise in Baar zum Gesammtbetrage von $75 ausgesetzt, die aber nicht durch Preisrichter vertheilt, sondern verloost werden sollen.

Zu einem sehr amüsanten Ereigniß der diesjährigen Carnevalsaison dürfte sich der Maskenball gestalten, den die Schiller-Liedertafel am nächsten Samstag Abend in Schönhofens großer Halle, Milwaukee und Ashland Ave., veranstaltet. Die Sänger des Vereins haben schon oft bewiesen, daß sie nicht nur deutsche Chorlieder vortrefflich zu singen, sondern aus Maskenfeste erfolgreich abzuhalten verstehen. Diesmal sind die Vorbereitungen ganz besonders tüchtigen Arrangeuren anvertraut, nämlich den Herren J. Weidemann, J. Müller, J. Scherf, A. Knocke und Chr. Guppelt. Anfang: 8 Uhr Abends. Eintritt: 25 Cents die Person, zahlbar an der Kasse.

Der diesjährige siebente große Preis-Maskenball des Alemania Frauenvereins findet am Samstag, den 16. Februar, in der Apollo-Halle, an Blue Island Ave., nahe der 12. Straße, statt. Die Maskenbälle des genannten blühenden Frauenvereins gestalteten sich bisher stets zu schönen Erfolgen, und der bevorstehende Ball wird von dieser Regel keine Ausnahme machen. Ein tüchtiges Arrangements-Komite unter der Leitung der Präsidentin Frau Schorr ist mit den Vorbereitungen für den Ball beschäftigt, bei dem keiner der zahlreichen Freunde und Gönner des Vereins fehlen sollte. Zahlreiche werthvolle Preise für Gruppen sowie für Einzelmasken sind da zu erringen, und an unterhaltenden Maskenscherzen wird es ebenfalls nicht fehlen.

Die Plattdeutsche Gilde Nord-Chicago Nr. 9 wird ihren 12. großen Preis-Maskenball am nächsten Samstag Abend in Yondorfs Halle, Ecke North Ave. und Halsted Str., abhalten. Alle bisher von diesem Vereine veranstalteten Festlichkeiten waren von schönstem Erfolg begleitet. Ohne Zweifel werden Diejenigen, welche die elf vorangegangenen Maskeraden der Gilde mitgemacht haben, auch am nächsten Samstag nicht verfehlen, dem lustigen Karnevalsprinzen unter der Leitung des närrischen Rathes großartige Huldigungen darzubringen. Der zuständige Festausschuß hat sich auch diesmal große Mühe gegeben, um recht komisch wirkende Ueberraschungen zu Stande zu bringen. Für Gruppen- und Einzel-Masken sind viele schöne Preise ausgesetzt worden.

Am Samstag Abend den 16. Febr., wird es in der Mozart-Halle, Nr. 245 Clybourn Ave., fidel hergehen. Der Goethe-Frauenverein hält alsdann dort seine jährliche Preis-Maskerade ab. Bei dieser Gelegenheit werden die Engländer und Boeren Frieden schließen; derselbe wird sodann von der Bühne aus erklärt werden, wobei Präsident Krüger, falls er bis dahin wieder ganz gesund ist, selbst anwesend sein wird. Ein auserlesenes Abendessen wird von den Schwestern des Vereins servirt werden, und 40 werthvolle Preise werden kurz vor Mitternacht durch die Preisrichter an Diejenigen zur Vertheilung gebracht werden, welche die größten Anstrengungen machten, durch originelle und prächtige Kostüme Aufsehen zu erregen.

Die Belladonna-Loge No. 14, von der „German American Federation of Illinois", begeht am nächsten Samstag Abend in der Aurora-Turnhalle, N.-W.-Ecke von Ashland Avenue und Division Straße, ihren ersten großen Jahresball. Von Seiten der mit den Vorbereitungen betrauten Mitglieder wird alles Mögliche aufgeboten, um diesem ersten Ballfeste der Loge einen großen Erfolg zu sichern. Daß die Aurora-Turnhalle an jenem Abend von einer zahlreichen und fidelen Gesellschaft besucht sein wird, unterliegt keinem Zweifel.

Ein siebenfacher, mit den modernsten Verbesserungen versehener Obernarrenrath hat durch seine Schwatzhaftigkeit verrathen, daß die Badische Sängerrunde, die im Veranstalten gemüthlicher Festlichkeiten sich eines guten Rufes erfreut, zu Nutz und Frommen der Badenser und auch der übrigen Menschheit am Samstag, den 23. Februar, in Yondorfs Halle einen Preis-Maskenball arrangiren wird. Die besagten Räthe, die auserwählt wurden, zu diesem Zwecke Pläne zu entwerfen, haben nach anstrengendem Abmühen ihrer weisen Häupter und unter beständiger Anfeuchtung des inneren Menschen etwas Großartiges ausgeheckt. Was es ist, das war leider auch dem gewiegtesten Berichterstatter nicht möglich zu erfahren. Nur das Eine ist gewiß, daß der Schatzmeister der Sängerrunde in den Säckel greifen und mit einer Handvoll Goldstücke herausrücken muß, um gediegene Preise für gute Masken zu beschaffen. Auch ist es ruchbar geworden, daß der Eintrittspreis an der Thür 50 Cents betragen soll, daß aber die von Mitgliedern vorher gelösten Karten bloß die Hälfte kosten sollen, und daß jedem Besucher ein genußreiches Vergnügen garantirt wird.

Der sechste Preis-Maskenball des Lake View-Damenvereins, welcher am Samstag, den 23. Februar, in der Lincoln-Turnhalle stattfinden soll, dürfte sich zu einem glänzenden Ereigniß dieser Saison gestalten. Hat der Verein sich doch durch alle bisher von ihm veranstalteten Festlichkeiten einen beneidenswerthen Ruf geschaffen, den er mit diesem Ball, der hinsichtlich der Masken-Pracht und -Eleganz, alle seine Vorgänger übertreffen soll, nur noch zu erweitern hofft. Der Verein hat sich unter der umsichtigen Leitung seines Vorstandes zu großer Blüthe entwickelt. Auch um das Gelingen des Maskenballes hofft sich der Vorstand große Verdienste zu erwerben; die nachverzeichneten Mitglieder desselben haben die Vorbereitungen in die Hand genommen: Präsidentin, Frau Dora Herrmann; Vize-Präsidentin, Frau Anna Polenski; Sekretärin, Frau Mathilde Nicolai; Finanz-Sekretärin, Frau Mathilde Ockershausen; Schatzmeisterin, Frau Marie Neuendorff; Führerin, Frau Lena Bohr; Mitglieder des Verwaltungsrathes, Frau Katharina Thiel, Frau Louise Zaißle und Frau Mary Schlegl.

Die Mitglieder des „Turnvereins Vorwärts" sind fleißig an der Arbeit, um am Samstag, den 23. Februar, in ihrer Halle, No. 1168 bis 1170 West 12. Straße, nahe Western Avenue, ein Maskenfest zu Stande zu bringen, wie es großartiger dort bisher noch nicht abgehalten worden ist. Inzwischen rüsten sich auch die zahlreichen Freunde und Anhänger der Mitglieder des Vereins zu diesem frohen Karnevalstreiben. Ein reger Wettbewerb um die zahlreichen verlockenden Preise steht in Aussicht. Sind doch allein Geldpreise im Gesammtbetrage von $50 vom Verein für diese Maskerade gestiftet worden. Die vier ersten Gruppenpreise sind: $15, $10, $8 und $5. Ferner sind vier Einzelpreise zu je $3 ausgesetzt worden. Gruppen müssen, um zu Preisen berechtigt zu sein, aus nicht weniger als sechs Personen bestehen. Eintrittskarten kosten 50 Cents pro Person.

Die Harugari-Liedertafel ladet die gesammte Narrenwelt der Stadt zu dem großen Preis-Maskenball ein, den sie am Samstag, den 23. Februar, in Schönhofens großer Halle veranstalten wird. Urfidel soll es dort an jenem Abend zugehen, und ein Jeder der Besucher soll die feste Ueberzeugung mit nach Hause nehmen können, daß er sich noch nie in seinem Leben so gut amüsirt hat, wie beim Maskenball des obigen Vereins. Das Komite gibt sich ganz besondere Mühe, um recht belustigend wirkende komische Ueberraschungen zu Stande zu bringen. Für Gruppen, wie für Einzelmasken, welche die Zustimmung der Preisrichter finden, sind zahlreiche verlockende Preise ausgesetzt worden. Die Narren-Kapelle wird flott zum Tanze aufspielen, und auch Küche und Keller in Schönhofens Halle werden an jenem Abend mit Vorräthen besonders reich bedacht sein.

Die Mitglieder des Fidelia Männerchors werden am Montag Abend, den 11. März, gelegentlich ihres in der Nordseite-Turnhalle stattfindenden Kostümfestes wieder einmal den Beweis liefern, daß sie treu zusammen halten. Um dieses Fest zu einem Ereigniß der Wintersaison zu gestalten, sind die Komites schon jetzt unermüdlich in ihren Anstrengungen. Die Freunde und Bekannten der „Fidelia" werden frühzeitig genug auf das Fest aufmerksam gemacht werden, damit sie ihre Vorbereitungen treffen können. Nur im vollen Kostüm — Dominos sind ebenfalls ausgeschlossen — ist der Zutritt zum Saal gestattet. Eintrittskarten, zum Preise von 50 Cents die Person, sind im Vorverkauf bei Gustav Berkes, Verwalter der Nordseite-Turnhalle, und bei allen Mitgliedern der „Fidelia" zu haben.

Der Schleswig-Holsteiner Sängerbund macht seinen zahlreichen Freunden nachstehende vorläufige Mittheilung. — Am kommenden 24. März kehrt zum 53. Male der Tag wieder, an dem „Schleswig-Holstein" sich einmüthig erhob, um das Dänenjoch abzuschütteln. Diesen für jeden dort Geborenen bedeutungsvollen Tag in würdiger Weise zu feiern, läßt sich natürlich der „Schleswig-Holsteiner Sängerbund" nicht entgehen. Er hat deßhalb beschlossen, durch Gesang, Reden, Konzert und Ball eine würdige und eindrucksvolle Feier zu veranstalten. Dieselbe wird in Brands Halle, Ecke N. Clark und Erie Str., stattfinden, und da man bereits mit den Vorbereitungen begonnen hat, und die Begeisterung für dieses Fest schon jetzt eine sehr große ist, so wird die Betheiligung an demselben gewiß eine recht zahlreiche werden. Zum Vorsitzenden des Arrangements-Komites hat der Sängerbund Dr. Detleffsen, zum korrespondirenden Schriftführer Herrn August Lüders ernannt.

Deutsches Theater.

Heute Abend: „Das letzte Wort", Theaterstück in vier Akten von Franz v. Schönthan.

Als „Baronin Vera von Bagoleff" will sich Frl. Margarethe Paschke, die vortreffliche Darstellerin erster Heldinnen und Salondamen des Wachsner'schen Ensembles, heute Abend von den Chicagoer Theaterfreunden verabschieden. Die Rolle der russischen Abenteuerin Vera wurde hier bereits auf der deutschen, wie auf der englischen Bühne zur Geltung gebracht. Auf der letzteren wurde das Schönthan'sche „Theaterstück" in englischer Uebertragung, mit Ada Rehan in der weiblichen Hauptrolle, noch unter Augustin Dalys Leitung vielfach gegeben. Schönthan gab diesem Bühnenwerk deßhalb die ungewöhnliche Bezeichnung „Theaterstück", weil es weder Lustspiel, noch Schauspiel, sondern ein Mischding von beiden ist. Die Handlung ist fesselnd von der ersten bis zur letzten Szene. In den belustigenden Einzelheiten und deren wirkungsvoller Gestaltung ist der humorvolle Verfasser von „Raub der Sabinerinnen", „Der Schwabenstreich" und „Goldfische" unschwer zu erkennen. Die Rollenbesetzung, in welcher das Theaterstück „Das letzte Wort", in Verbindung mit dem letzten Auftreten von Frl. Paschke, heute Abend auf der Bühne von Powers Theater in Szene gehen wird, ist die nachstehende:

Geheimrath Philipp Mantius ..... Hermann Werbke
Johannes, Privatdozent, sein Sohn ..... L. Lindikoff
Gertrud, seine Tochter ..... Paula Wirth
Bernhard Mantius, Musiker ..... August Meyer-Eigen
Elly, seine Tochter ..... Elſe Härting
Baronin Vera von Bagoleff ..... Margarethe Paschke
Boris Boranoff, deren Bruder ..... Ewald Bach
Alexander Jordan ..... Max Ruhbeck
Graf Settwitz ..... Julius Hermann
Kanzleirath Gerlach ..... Helmar Lerski
Prof. Hartmann ..... Siegmund Selig
Frau Prof. Hartmann ..... Anna Richard
Helene, deren Tochter ..... Marie Hauff
Hempel, Diener beim Geheimrath ..... Fritz Lindner
Stubenmädchen beim Geheimrath ..... Ida Albat
Frl. Dollwitz, Gesellschafterin der Baronin, Klara Lapping
Paul, Diener der Baronin ..... Alb. Knüpfer
Zeit: Gegenwart. — Ort der Handlung: Berlin.
Regie: Hermann Werbke.

Nordseite-Turnhallen-Konzert.

Ein sehr volksthümliches und dabei doch gediegenes Programm hat Herr Carl Bunge für das heute Nachmittag in der Nordseite-Turnhalle stattfindende Konzert vorbereitet. Ein neues Tongemälde unseres einheimischen Komponisten Karl Kölling wird erstmalig zu Gehör gebracht werden. Die Sopranistin Frl. Mabel G. Sharp wird sich mit der Arie „Wie nahte mir der Schlummer" aus Webers „Freischütz" vernehmen lassen. Vollständig lautet das interessante Programm wie nachstehend:

1. Theil.
1. Marsch, „Father of Victory" ..... Ganne
2. Ouverture, „Coriolanus" ..... Beethoven
3. Phantasie, „Die Favoritin" ..... Hartmann
Kornet-Solo: Emil Kopp.
4. Ballettmusik aus der Oper „Königin von Saba" ..... Gounod
2. Theil.
5. Ouverture, „Stradella" ..... Flotow
6. Arie, „Wie nahte mir der Schlummer", aus der Oper „Der Freischütz" ..... Weber
Frl. Mabel G. Sharp.
7. Walzer, „Espana" ..... Waldteufel
8. Das Miserere a. d. Oper „Troubadour" .. Verdi
9. Phantasie-Idylle, „Rauschende Wellen" .. Kölling
(Dirigirt vom Komponisten.)
3. Theil.
10. Großer Marsch aus „Aida" ..... Verdi
11. Römische Serenade „Mandolinata" .... Paladilhe
12. Galopp, „Mitrailleusen" ..... Piefke

Konzert im „Rienzi".

Gemünder-Dickinsons Damenorchester wird heute in Emil Gaschs Wintergarten, Ecke Diversey Boulevard und Evanston Ave., Nachmittags und Abends, konzertiren und dabei zwei verschiedene Programme zur Durchführung bringen. Im Nachmittagskonzert dürften unter anderen Tonwerken die Rossinische Ouvertüre „Wilhelm Tell", der Hochzeitsmarsch aus Mendelssohns Musik zu Shakespeares „Sommernachtstraum", die Melodienauswahl aus Balfes Oper „Die Zigeunerin", die Walzer „Du und Du" von Strauß und „Espana" von Waldteufel, ferner der Persische Marsch von Johann Strauß und das Potpourri „Liederkranz" von Tobani von den Besuchern mit besonderer Begeisterung aufgenommen werden; während des Abendkonzertes werden die Selektion aus Wagners „Tannhäuser", der Marsch aus Bizets „Carmen", die Ouverture zu Offenbachs Operette „Orpheus in der Unterwelt", Mendelssohns „Frühlingslied", Strauß' Walzer „Morgenblätter", Czibulkas Walzerphantasie „Liebestraum nach dem Balle" und Griegs „Norwegischer Tanz" in der ihnen vom Damenorchester zu Theil werdenden Ausführung die Gäste voraussichtlich am Meisten interessiren.

Theater in Müllers Halle.

Die für letzten Sonntag angekündigte Vorstellung konnte bei dem anhaltenden, schier lebensgefährlichen Schneegestöber nicht gegeben werden. Die Direktion sah sich deshalb veranlaßt, die Aufführung des belustigenden Schwankes „Die Logenbrüder", von Laufs und Kraatz, bis zum heutigen Sonntag Abend aufzuschieben. Wie schon erwähnt, behandelt das Stück das Logenwesen, und zwar sind die Situationen so verwickelt und die Charaktere so drastisch gezeichnet, daß alle Lachlustigen, die sich zur Vorstellung einfinden werden, sich auf einen genußreichen Theaterabend gefaßt machen dürfen. Die Hauptrollen finden sich in den Händen von Marie und Johanna Schaumberg, Hermine Albrecht, Kathi Werner, sowie bei den Herren Schlemm, Eduard Schildgen, Saller, Nathanson, Löwe und Weber. Gesangs-Einlagen kommen zum Vortrag von Frl. Johanna Schaumberg, Rob. Schlemm u. s. w. Die Eintrittspreise betragen 15 und 25 Cents; nach der Vorstellung findet ein gemüthliches Tanzkränzchen statt.

* Patrick Lynch, No. 553 43. Str., ist im Englewood Union Hospital den Verletzungen erlegen, welche er am 6. d. M. während der Arbeit im Eishause der Firma Armour & Co., an 43. P. und Cook Straße, erlitten hatte.

Postnachrichten
— aus —
Illinois und den Nachbar-Staaten.

Springfield, Ill.

9. Februar.

Großes Aufsehen erregt hier der Prozeß gegen Robert Schwab, einen Angestellten von Reischs Brauerei, der des Mordes im ersten Grade angeklagt wird und zwar auf Grund einer Angabe seiner Schwägerin Frau Martha Britz, welche behauptet, daß Schwab am 4. Sept. 1900 seine Frau ermordet habe. Die That soll nach einer fröhlichen Gesellschaft geschehen sein; der plötzliche Tod der Frau wurde damals auf Herzschlag zurückgeführt, bis es nun heißt, Schwab habe seine Frau mißhandelt und diese sei zu Boden gestürzt und gestorben. Dr. Compton hält daran fest, daß Herzschlag vorlag, Richter Armstrong aber ließ den so schwer beschuldigten Mann verhaften und stellte ihn, nachdem er dies mehrere Tage verweigerte, unter $5000 Bürgschaft, die sofort von Freunden geleistet wurde. Die Verhandlung wurde auf Mittwoch anberaumt.

Delegaten der verschiedenen Logen der Knights of Columbus von Illinois hielten hier ihre Jahresversammlung ab, in der wichtige Geschäfte erledigt und neue Beamte gewählt wurden. Auch die Royal Neighbors of America, die Frauen-Vereinigung der Modern Woodmen, tagten hier in ihrer ersten Jahresversammlung in Anwesenheit von 250 Delegaten. Vize-Gouverneur Northcott begrüßte die Gäste im Namen der Stadt.

Quincy, Ill.

9. Februar.

Dem Vortrage des Herrn Emil Mannhardt in der Handelskammer wohnte trotz des schauderhaften Wetters eine Anzahl bekannter Deutsch-Amerikaner bei und folgte demselben mit sichtlichem Interesse. Es wurde allgemein der Wunsch laut, daß Quincy die Bestrebungen des deutsch-amer. historischen Vereins in reger Weise zu fördern suchen solle.

Am 14. d. M. werden sich hier die Apfelzüchter des Mississippi-Thales versammeln, um ihre Interessen zu berathen. Wie es heißt, soll der Legislatur ein Gesetzentwurf, betr. Bekämpfung schädlicher Insekten, unterbreitet werden.

Zum Besten des Marien-Hospitals fand in der Turnhalle eine Whistpartie statt, an welcher sich 320 Personen an 80 Tischen betheiligten. Es wurde ein hübscher Ertrag erzielt.

Aurora, Ill.

9. Februar.

Die hiesigen Delegaten zur Jahreskonvention der Merchant's Association waren in diesem Jahre erfolgreich in ihrem Bemühen, die nächste Versammlung der Gesellschaft für Aurora zu sichern. Das wird mehrere hundert Geschäftsleute aus allen Theilen des Staates hierherbringen, welchen der hiesige Lokalverband angenehme Tage zu bereiten bemüht sein wird.

Nach kurzem Unwohlsein starb ganz plötzlich der bekannte Bürger Rufus Holt im Alter von ca. 50 Jahren. Er war ein hervorragendes Mitglied der Woodmen, unter deren Auspizien die Beerdigung stattfand. — Im Alter von 34 Jahren starb der Farmer Hy. Stroph im städtischen Hospital, zum großen Schmerze seiner Familie und zahlreicher Freunde.

Milwaukee, Wis.

9. Februar.

Das Gerede von einer demnächst zu erbauenden Hochbahn von hier nach Lake Geneva kommt nicht zur Ruhe. Herr T. W. Wheeler, ein Anwalt von Toledo, O., der sich dieser Tage hier befand, versicherte bestimmt, daß eine Gesellschaft die Bahn bauen werde, sobald sie vom Stadtrath das Wegerecht erhalte.

Sehr zeitgemäß ist das Vorgehen des hiesigen Gesangvereins „Liedertafel", des zweitältesten Gesangvereins der Stadt, welcher durch seinen Präsidenten und Sekretär an die drei Vereine „Allemannia", „Männerchor der Hermannssöhne" und „Eichenkranz" die Aufforderung ergehen ließ, sich mit ihm zu verschmelzen, um gemeinsam einen starken Verein zu bilden zur Pflege des deutschen Volksgesanges und deutscher Art und Sitte.

Der Mayor Rose sandte der Herm. Zoehrlant Leather Co. eine Rechnung im Betrage von $2600 für städtisches Wasser, das angeblich von der Firma widerrechtlich aus der städtischen Leitung bezogen sein soll. Die Firma erklärt, daß die Rechnung nicht werde bezahlt werden, da sie kein Wasser benutzt habe, für das nicht bezahlt worden sei. Nun dürfte es zur Klage kommen.

Im Pabst-Theater gelangte am Mittwoch das Wildenbruch'sche Trauerspiel „Der Mennonit" zur Aufführung und erzielte einen gewaltigen Erfolg. Das sonst so steife Mittwochs-Publikum gab seiner Begeisterung wiederholt lauten Ausdruck und zeichnete die Darsteller, darunter besonders die Herren Ewald Bach (Reinhold), Werbke (Matthias) und Pechtel (Justus) durch verdienten Beifall aus. Auch Fräulein Paschke als „Marie" erzielte einen schönen Erfolg. Für Sonntag steht die bekannte Gesangsposse „Die wilde Katze" auf dem Programm.

Ein bekannter alter Ansiedler, Herr Friedr. C. G. Brand, der Pächter des Nationalparkes, erlag im Alter von 71 Jahren der Grippe. Er ist in weiten Kreisen des Deutsch-Amerikanerthums bekannt, auch in Chicago; lange Jahre wirkte er als Lehrer und Dirigent, besonders als Leiter von Kinderchören. 1883 übernahm er den Park. Die Beerdigung wird am Montag Vormittag stattfinden. — In dem Detektiv Wm. Broderick, der in Chicago im Hause seiner Schwester starb, verlor das hiesige Polizeidepartement eines seiner tüchtigsten Männer, der sich vielfach im Dienste auszeichnete.

Der „Eiskrieg" auf dem Milwaukee Flusse zwischen den Dampferbesitzern und der Wisconsin Lakes Ice Co. dauert fort. Die Dampfer behaupten ihr Recht, Exkursionsfahrten zu machen, wann und wohin sie wollen, die Eisgesellschaft will ihnen dies verwehren, damit der Fluß nicht offen bleibt. Der Fall wird heute im Kreisgericht verhandelt und man ist auf den Ausgang gespannt.

Der seines Amtes enthobene Museums-Kustos Henry Nehrling hat eine zweite Niederlage erlitten, indem eine Jury den „Herold", der von Nehrling wegen Verleumdung um $25,000 verklagt war, freisprach, weil der Inhalt des betr. Artikels in der Hauptsache auf Thatsachen beruht habe.

Davenport, Ja.

9. Februar.

Da noch immer vereinzelte Fälle von Blattern auftreten und es gleichzeitig heißt, daß mehrere Aerzte solche nicht sofort anmeldeten, hat die Gesundheitsbehörde einen Beschluß angenommen, nach welchem den Aerzten, welche ihre Pflicht in dieser Beziehung vernachlässigen, die volle gesetzliche Verantwortung für alle eventuellen Folgen zugeschoben wird. Es stehen noch mehrere Häuser unter Quarantäne und die Behörde thut Alles, was sie kann, um die Krankheit auszurotten.

Die Eisernte ist in vollem Gange und es werden bereits große Vorräthe eingeheimst. Wenn die Kälte anhält, dürften bald alle Eishäuser gefüllt sein.

Am Mittwoch Abend gelangten im Deutschen Theater in der Turnhalle Schiller's „Räuber" zur Aufführung und erzielten einen großen Erfolg, da die Wiedergabe eine vortreffliche war. Jedes Mitglied der Gesellschaft that sein Bestes zur Erzielung einer packenden Gesammtwirkung.

Frau Emilie Mathey, geb. Kunz, Gattin des Herrn Henry Mathey, Sr., starb im Alter von 71 Jahren. Sie war noch im vorigen Sommer mit ihrem Gatten und ihren Töchtern in Deutschland, um Verwandte und Freunde zu besuchen. — Im hohen Alter von 81 Jahren verschied Frau Catherine Möller im Heim ihres Sohnes George Moeller. Sie lebte lange Jahre in dieser Stadt. — Unweit Linwood starb im Alter von 66 Jahren Frau Christine Sauer, Gattin des Farmers Wm. Sauer, eine alte Ansiedlerin im County.

Die Ebi & Neuman'sche Gießerei und Maschinenfabrik ist für $7000 an Herrn Wohle verkauft worden, da die bisherigen Besitzer sich vom Geschäft zurückziehen wollen. Der neue Besitzer wird dieselbe bedeutend vergrößern. — Nabstedt & Pierce verkauften für die Stoltenberg'sche Nachlassenschaft die Südostecke von Vierter und Warren Str. an Krabbenhoeft Bros., welche dort eine Zigarrenfabrik errichten wollen. Preis $4300 für 80 bei 150 Fuß.

Fort Wayne, Ind.

9. Februar.

Wie zu erwarten war, haben die Stimmgeber von Fort Wayne sich mit großer Mehrheit gegen die Subsidie von $100,000 entschieden, welche die Wabash-Bahn für die Anlage eines Geleises von hier nach Butler forderte. Von 6070 Stimmen waren gegen die Zahlung 4505, dafür 1565. Viele Geschäftsleute waren für die betr. Bill, aber fast alle Arbeiter und Kleinbürger dagegen.

Die bekannte Wirthschaft „Waldhütte" wurde nach Chicagoer Manier von einem Räuber heimgesucht, der den Wirth und mehrere Gäste mit erhobenem Revolver in Schach hielt und derweil die Kasse plünderte.

Erfolgreiche Unterhaltungen veranstalteten am Donnerstag Abend das Orchester und der Choral-Verein der lutherischen St. Johannes-Gemeinde und am Freitag Abend die Zion-Walther Liga. Für beide Gelegenheiten war ein hübsches Programm ausgearbeitet worden.

Der frühere Feuerwehrkapitän John Zent starb in der Isolirzelle des County-gefängnisses, in welche er wegen plötzlich auftretenden Irrsinns gebracht werden mußte, nachdem er vor Jahresfrist an einem Nierenleiden erkrankte, das seinen Abschied aus dem Dienst nöthig machte. Der Verstorbene war 40 Jahre alt und ein tüchtiger Mann; eine betagte Mutter und zwei Söhne betrauern seinen Tod. — Unter entsetzlichen Qualen infolge von Brandwunden starb das fünfjährige Söhnchen von John Ruck, Everett Oswald; der Junge wollte ein Stück Papier im Ofen verbrennen, wobei seine Kleider in Brand geriethen.

In der Wohnung der Eltern der Braut wurden Herr Wm. C. Römke und Frl. Auguste Föllinger, Tochter des Herrn Martin C. Föllinger, durch Herrn Pastor Wambsgans getraut.

South Bend, Ind.

9. Februar.

Die Herren L. McCoy und Dr. H. T. Harvey von Battle Creek, Mich., Burritt Hamilton von Scranton, Pa., und D. D. Lacey von Bristol, Ind., waren dieser Tage hier im Interesse der geplanten elektrischen Bahn von Laporte hierher. Wenn Alles gut geht, soll die Strecke bis zum Juli 1902 eröffnet werden. Die Unternehmer erwarten, daß die „Indiana Railway Co." ihnen erlauben wird, ihre Wagen auf ihren Geleisen in dieser Stadt laufen zu lassen.

Der Verein zur Errichtung eines Kriegerdenkmals hielt eine Versammlung ab, in welcher die bisherigen Beamten wiedergewählt wurden. Es wurde beschlossen, das Denkmal südlich vom Courthouse zu errichten und die Erlaubniß der County-Kommissäre dazu einzuholen.

Die Landbriefträger für die 3 Landbezirke hatten letzter Tage große Mühe in der Beförderung und Sammlung der Postsachen, da es fast unmöglich ist, durch den tiefen Schnee zu kommen.

Gestorben sind: Frau Lillian Staufer, 29 Jahre alt; Jacob Meisner, 82 Jahre alt. Letzterer starb ganz plötzlich am Herzschlage.

Michigan City, Ind.

9. Februar.

Drei Tage war die High Court des „Independent Order of Foresters of America" hier zu ihrer Jahreskonferenz in Burkharts Halle versammelt. Die Court Michigan City Nr. 23 veranstaltete für die Gäste ein Bankett in der Mozart-Halle, welches vortrefflich verlief.

Die starken Schneefälle der letzten Woche störten den Verkehr erheblich; von auswärts kamen wenig Besucher in die Stadt.

Frau John Strutz, eine bekannte Einwohnerin, starb im Alter von 76 Jahren im Hause ihrer Tochter, Frau Christ. Arndt. Sie kam mit ihrem Gatten im Jahre 1871 hierher.

Lokalbericht.

Sport-Ausstellung.

Findet vom 27. Februar bis zum 12. März im Coliseum statt.

Eine eigenartige Dekoration, welche dem Innern des Riesenbaues das Aussehen einer Wald- und Wiesenlandschaft geben wird, bereitet man im Coliseum anläßlich der Sport-Ausstellung vor, welche darin vom 27. Februar bis zum 12. März abgehalten werden soll. Die Absicht der Veranstalter ist, Interesse am Angelsport, an der Jagd und an athletischen Spielen und Uebungen aller Art zu wecken. Ein wohlgefülltes, großes Aquarium, Jagdtrophäen aller Art, Schießzeug und Fischerei-Utensilien, übersichtlich gruppirt, werden den Hauptbestandtheil der Ausstellung bilden. In den weiten Kellerräumen des Ausstellungs-Gebäudes werden Schießstände eingerichtet werden, auf denen Schützen ihre Fertigkeit in der Handhabung von Büchse und Revolver zu bekunden Gelegenheit erhalten werden. Auf der geräumigen Bühne im Hauptsaale werden während der Dauer der Ausstellung Akrobaten und Kunstturner die Besucher jeden Nachmittag und Abend durch Proben ihrer Kraft und Gewandtheit unterhalten. Auch lebende Exemplare alles jagdbaren Gethiers, das in den Vereinigten Staaten noch zur Freude des Waidmannes kreucht und fleucht, werden herbeigeschafft werden.

Verein deutscher Kriegs-Veteranen.

Der im September vorigen Jahres gegründete und gesetzlich inkorporirte „Verein deutscher Kriegsveteranen aus den Feldzügen 1864, 1866 u. 1870/71," welcher schon 50 Mitglieder zählt, hält am nächsten Dienstag, den 12. Februar, Abends 8 Uhr, in seinem Versammlungslokal, Zimmer 301 im Schiller-Gebäude, seine regelmäßige, monatliche Geschäftsversammlung, verbunden mit Aufnahme neuer Mitglieder, ab. Da dieser Verein es sich zur Aufgabe gemacht hat, die sämmtlichen in Chicago und Umgegend lebenden deutschen Kriegs-Veteranen zu einem Verband zu vereinigen, so ergeht an die dem Verein noch fernstehenden Krieger das Ersuchen, mit ihren Militärpapieren in dieser Versammlung zu erscheinen und sich dem Verein anzuschließen. Das Eintrittsgeld beträgt nur $1.50, wovon 1 Dollar in die allgemeine Sterbekasse fließt; die monatlichen Beiträge sind auf 25 Cts. pro Mitglied festgesetzt worden. Zweck dieses Vereins ist, ein kameradschaftliches Band unter den deutschen Kriegsveteranen zu knüpfen, verstorbenen Kriegskameraden in geziemender Weise das letzte Ehrengeleite zu geben und ihren Hinterbliebenen eine Geldunterstützung zu gewähren. Eine eigentliche Kranken-Unterstützungskasse wird im Verein nicht eingeführt werden, doch ist nicht ausgeschlossen, daß, wenn ein Kamerad sich in Noth befindet, derselbe vom Verein eine Unterstützung erhält.

Anfragen behufs weiterer Auskunft sind an den Präsidenten des Vereins, Herrn M. Gaß, Nr. 5517 S. Halsted Str., oder an den prot. Sekretär, Karl Hildebrandt, Nr. 539 W. 12. Str., zu richten.

Für wohlthätige Zwecke.

Am Donnerstag, den 28. Februar, findet im Auditorium ein von der „Brüderschaft der Lokomotivführer" zu veranstaltendes Ballfest statt, dessen Reinertrag in die Kasse des Altersasyls für Eisenbahn-Angestellte in Highland Park fließen soll.

Zum Besten des Altenheims für Farbige, an Garfield Boulevard, wird übermorgen, Dienstag, im Auditorium ein Wohlthätigkeitsball veranstaltet werden. Die Anstalt zählt gegenwärtig 24 Pfleglinge.

Deutsch-amerikanische historische Gesellschaft.

Am Dienstag Abend wird, im großen Saale des Bismarck-Hotel, die Jahresversammlung der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft abgehalten, und in Verbindung damit — am 12. Februar ist der Geburtstag Lincolns — eine Gedenkfeier zu Ehren des Märthyrer-Präsidenten veranstaltet werden. Eine deutsche Gedächtnißrede wird Herr Wilhelm Rapp halten, eine englische Herr Ernst Brundcken aus Milwaukee.

(Mitgetheilt.)

An hier lebende Oesterreicher.

Ein Ehepaar aus Wien wurde von einem Manne hier auf gerissene Weise beschwindelt, wodurch dasselbe in größte Noth versetzt wurde. Wer von den Landsleuten für selbe etwas thun will, der kann in der Office des Hotel Bismarck, 180 E. Randolph Str., in Chicago, wo eine Liste aufliegt, Unterstützungen deponiren. Die Frau ist eine vorzügliche Wiener Köchin und würde in einer katholischen Familie eine Stelle als Köchin annehmen. Nähere Auskunft Zimmer 309, Hotel Bismarck.

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 2 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.00.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost"-Gebäude......203 Fifth Ave.
Zwischen Monroe und Adams Straße.
CHICAGO.
Telephon Main 1498 und 1497.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Portoriko.

(Reiseplauderei von Fritz Glogauer.)

I.

Um unter Palmen zu wandeln, braucht man heutzutage weder viel Zeit, noch viel Geld aufzuwenden. Mühe- und gefahrlos gelangt man von New York aus in fünf Tagen nach Portoriko, obwohl die Dampfer, die den Verkehr mit der Insel vermitteln, keine Ozean-Windhunde sind, sondern bei günstigem Wetter nur zwölf Knoten die Stunde fahren. Sie sind überhaupt vorwiegend für den Frachtdienst eingerichtet, enthalten aber alle Bequemlichkeiten für eine mäßige Anzahl von Reisenden und genügen auch hinsichtlich der Tafel allen billigen Ansprüchen. Die beste Reisezeit ist selbstverständlich der Winter.

Da die Dampfer eine vollständig gerade Linie von New York nach Portoriko einschlagen, so kommen sie dem berüchtigten Hatteraskap nicht sehr nahe, und haben deshalb in der Regel nicht mit starken Stürmen zu kämpfen. Daß es jedoch auch Ausnahmen gibt, habe ich zu meinem Leidwesen auf der Rückfahrt erfahren, auf der sich das Schiff um nahezu drei Tage verspätete und so fürchterlich rollte, daß selbst das eiserne Geldspinde des Postbeamten in drohende Bewegung gerieth. Dagegen segelten wir auf der Hinreise ohne die geringste Erschütterung durch den Golfstrom und gelangten am dritten Tage in eine See, die von dem vielgerühmten mittelländischen Meere schwerlich übertroffen werden kann. Zwar fehlte das Tiefblau des Himmels, das schon von so vielen Dichtern besungen worden ist, aber das Wasser erstrahlte in wahrhaft Böcklin'scher Färbung und wurde von der leichten Brise gerade genug bewegt, daß sich an seiner Oberfläche leichte Spritzwellen bildeten. Wenn man diese vom Deck aus beobachtete, konnte man sich leicht vorstellen, wie die schöne Sage von den spielenden Töchtern des Nereus entstanden ist. Es war gerade, als ob badende Kinder einander neckisch bespritzten und lustig in den Wogen herumtollten. Fliegende Fische, die kleinen weißen Vögeln täuschend glichen, erhoben sich in Schwärmen wenige Zoll über die Meeresfläche und tauchten erst wieder in ihr Element, wenn sie dem Schiffe, das sie aufgescheucht hatte, weit genug aus dem Wege gegangen waren. Die alten Griechen, die beständig auf einer solchen See herumfuhren, konnten gar nicht umhin, sie in unsterblichen Versen zu verherrlichen und die herrliche Aphrodite aus ihr auftauchen zu lassen. Ich glaube, selbst ein Yankee wird von solchem Anblick poetisch gestimmt.

Am dritten Tage der Fahrt wird es bereits merklich wärmer, und noch ehe man in Portoriko anlangt, spürt man die tropische Hitze. Man ist deshalb nicht erstaunt, bei der Landung eine Sommerlandschaft vor sich zu sehen, obwohl man erst vor wenigen Tagen im Schnee gewatet hat. Die Landungsstadt San Juan — von den Eingeborenen stets nur la capital genannt — bietet vom Hafen aus ein entzückendes Bild. Sie steigt auf einer Anhöhe sanft empor und macht einen entschieden morgenländischen Eindruck. Wie die orientalischen Städte, enttäuscht aber auch sie bei näherer Besichtigung. Die Straßen sind zum Schutze gegen die glühende Sonne außerordentlich eng, und die Häuser entbehren mit wenigen Ausnahmen aller architektonischen Schönheit. Sie sind einfach viereckige Kästen — denn auch die Dächer sind flach — und die Innenhöfe, die sie vielfach enthalten, sind zwar manchmal sehr malerisch, aber selten reinlich.

Seitdem die Amerikaner Besitz ergriffen haben, sind wenigstens die Geschäftsstraßen gut mit Backsteinen gepflastert worden, und es scheint auch, daß sie regelmäßig gefegt werden. Desgleichen scheint für die Abfuhr besser gesorgt zu sein, als in Chicago, denn man sieht nirgends das Wahrzeichen der „westlichen Metropole", die entsetzlichen Stinkkästen. Es gibt sogar eine Kanalisation und eine gute Trinkwasserleitung, also Einrichtungen, die man in vielen amerikanischen Städten von 30,000 Einwohnern noch nicht kennt. Demgemäß ist, wie mir längere Zeit ansässige Amerikaner versicherten, über die gesundheitlichen Verhältnisse San Juans nicht zu klagen. Nachdem der frisch eingewanderte Nordländer ein leichtes klimatisches Fieber überwunden hat, das nur unangenehm, aber nicht gefährlich ist, befindet er sich bei vernünftiger Lebensweise verhältnißmäßig wohl.

Da es auch in Portoriko jetzt Winter ist, so war die Temperatur erträglich. Während meines Aufenthaltes auf der Insel stieg sie nie über 88 Grad Fahrenheit und blieb nur wenige Stunden auf dieser Höhe. Nachts sank sie meist auf 74 und selbst 72 Grad, sodaß man sehr gut hätte schlafen können, wenn nicht die Baldachine aus dichter Gaze zum Schutze gegen die Moskitos und die harten Lagerstätten gewesen wären. Roßhaar- oder Seegras-Matratzen kommen nämlich in Portoriko nicht zur Anwendung, sondern die Lagerstätte wird nur mit einem Drahtgeflechte überspannt, auf welches eine dünne Steppdecke gebreitet wird. Wer an diese spartanische Einfachheit nicht gewöhnt ist, kann auf einer Seite nur so lange liegen, bis der Draht ihm nach seiner Meinung in's Fleisch eingedrungen ist und er sich auf die andere Seite wälzen muß. Diese Veränderung muß durchschnittlich alle fünf Minuten vorgenommen werden, und ist keineswegs so ergötzlich wie die Abwechslung im Allgemeinen sein soll. Selbst wenn man nach stundenlangem Umherwälzen eingeschlafen ist, erwacht man in kurzen Zwischenräumen zu neuen Qualen und erhebt sich des Morgens mit dem Gefühle vollständiger Zerschlagenheit.

Die Fenster haben auch in den besten Wohn- und Gasthäusern keine Glasscheiben, sondern nur Blenden und Läden. Letztere werden von den Eingeborenen, welche nach europäischem Vorbilde die Nachtluft für schädlich halten, Nachts fest geschlossen, und die Luftzufuhr wird alsdann nur durch die Ventilationslöcher vermittelt, die sich an der Decke, beziehungsweise unter dem Dache befinden. Wie es ein Mensch in dieser heißen Stickluft unter einem Netze aushalten kann, welches das Bett vollständig einhüllt, ist dem Nordländer unbegreiflich. Die Eingeborenen sind aber zu ihrem Glücke gegen die Hitze weniger empfindlich und haben, wie der vielleicht nicht ganz fachmännische Ausdruck lautet, dünnes Blut.

Da die Straßen eng, und die Häuser dicht aneinander gebaut sind, so hat die Stadt San Juan keinen großen Umfang. Man könnte sie in wenigen Minuten durchqueren und in einer halben Stunde umgehen, wenn man den Sturmschritt annehmen wollte, der den Chicagoern zur Gewohnheit geworden ist. Indessen wandelt man nicht nur der Hitze wegen gemächlich dahin, sondern auch wegen der vielen interessanten Straßenbilder, die den Blick des Neulings beständig fesseln. Schon auf den Straßen selbst herrscht ein reges, wenn auch nicht gerade sehr geschäftiges Treiben. Vom Hafen aus bewegen sich langsame Ochsengespanne, die nach spanischer Art nicht angeschirrt sind, sondern nur mittels eines Stirnjoches ihre Zugkraft ausüben. Der Treiber schreitet meist voran, die Thiere mit Worten hinter sich her lockend, und selbst wenn er zu eindringlicheren Ueberredungsmaßregeln greifen muß, wendet er keine Peitsche, sondern nur ein dünnes Rohrstöckchen an. Um so grausamer werden die unglücklichen Pferde behandelt, denen geradezu unglaubliche Leistungen zugemuthet werden. Trotzdem sie klein, unansehnlich und augenscheinlich schlecht gefüttert sind, werden sie immer nur zu zweien vor die verhältnißmäßig schweren Kutschen gespannt, in denen vier erwachsene Personen Raum finden. Mit dieser Last müssen sie auch bergauf in rasendem Laufe dahinsausen, denn ihre Herren sind der Meinung, daß Pferde „verdorben" werden, wenn man sie im Schritt gehen läßt. Sowie sie Miene machen, ihre Gangart zu verlangsamen oder gar ganz stehen zu bleiben, werden sie mit unbarmherzigen Peitschenhieben förmlich überschüttet. Sie scheinen aber alles zu ertragen, legen fünfzig Meilen und darüber zurück und brechen selbst dann nicht zusammen, wenn sie anscheinend überhitzt sind und mit fliegenden Flanken nach Athem keuchen. Die Ausdauer dieser Thierchen versetzt den Nordländer immer wieder in Erstaunen, selbst wenn er die Leistungsfähigkeit der polnischen Ponies und der westlichen Broncos kennt. Denn auf den Landstraßen arbeiten sie in einer Sonnengluth, die geradezu mörderisch ist, und in der es unsere besten Pferde trotz sorgsamster Pflege und Schonung kaum wenige Stunden aushalten würden.

Die Landleute, die ihre Waaren in die Stadt zu Markte bringen, bedienen sich auch vorwiegend dieser kleinen struppigen Pferde. Sie hängen auf jeder Seite des Sattels einen Korb auf und setzen sich selbst oben auf den Rücken, nicht „rittlings", sondern das eine Bein emporziehend und das andere über den Hals des Pferdes hängen lassend. Die Männer reiten also auf dieselbe Art wie die Frauen, die gleichfalls meist zu Pferde in die Stadt kommen. Viele Landleute freilich können sich auch diesen höchst bescheidenen Luxus nicht gestatten, sondern müssen die Erzeugnisse, die sie feil halten wollen, meilenweit auf dem Kopfe tragen. Wenn sie am kühlen Morgen aufbrechen, geht das noch an, aber wenn sie gegen zehn oder elf Uhr heimkehren, ist die Sonne schon so hoch gestiegen, daß das Wandern auf der staubigen und schattenlosen Landstraße sicherlich nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins gehört. Dennoch habe ich viele Amerikaner, die sich ängstlich im Schatten ihrer vergleichsweise kühlen Arbeitsräume halten und in den heißesten Stunden „Siesta" machen, über die Faulheit und Nichtsnutzigkeit der Eingeborenen schimpfen hören. Nach ihrer Ansicht sollten "these people" in einem Klima, das Jahr aus Jahr ein Hochsommer-Wetter bringt, ebenso viel und so schwer arbeiten, wie bei uns nur in der kühlen Jahreszeit gearbeitet wird. Und zwar nicht für sich selbst, sondern für die neuen Herren, die das Opfer bringen, mit jeweiligen Unterbrechungen ein paar Jahre auf der Insel auszuhalten.

Den meisten eingeborenen Stadtbewohnern sind jedoch diese Wünsche entweder unbekannt oder gleichgiltig. Denn überall vor den Häusern stößt man auf Gruppen schwatzender Menschen, die es augenscheinlich mit der Umsetzung der Zeit in Geld nicht sehr eilig haben. Doch sieht man in den Werkstätten und in den offenen Höfen auch viel emsiges Schaffen, und auf Schritt und Tritt wird man an die Verhältnisse erinnert, die noch vor einem Menschenalter in den Kleinstädten Deutschlands anzutreffen waren. Hier steht anscheinend noch das Kleingewerbe in Blüthe, oder wenigstens ist es noch nicht vollständig durch die fremdländische Großindustrie verdrängt worden. Der Schuster führt seinen Hammer, der Schneider seine Nadel, der Tischler seinen Hobel noch genau so, wie seine Zunftvorfahren vor Jahrhunderten. Wenn aber die Ermüdung eintritt, so begibt sich der ehrsame Meister nicht in den Rathskeller, sondern er gesellt sich zu den schwatzenden und lachenden Gruppen auf der Straße und treibt auch ohne Bierbank Politik.

Weniger mittelalterlich-kleinstädtisch ist der Eindruck, den die vielen Geschäftsläden machen. Sie verdienen meistens den in vielen Theilen Deutschlands noch immer üblichen Ausdruck „Gewölbe", aber sie sind nicht gewölbartig verschlossen, sondern so frei und offen, wie alle Gebäude in diesem Lande des Sonnenscheins. Selbstverständlich haben sie keine Schaufenster, doch sind die Auslagen im Inneren so geordnet, daß sie die Aufmerksamkeit des Vorübergehenden erregen müssen. Die Waarenlager entsprechen den Anforderungen der Käufer, die zwar in der „Hauptstadt" schon etwas verfeinert, aber nach unseren Begriffen immerhin sehr bescheiden sind. Schwere Bekleidungsstoffe und Hüte, gepolsterte Möbel und alle vom nordischen Winter bedingten Gebrauchsgegenstände sind naturgemäß nicht begehrt, und die große Masse des Volkes hat überhaupt sehr geringe Bedürfnisse. Was aber die „besseren" Eingeborenen und die durchreisenden oder ansässigen Amerikaner bezahlen wollen, können sie auch erhalten, und wer nicht „handeln" will, kann überall zu festen Preisen kaufen. Man wird nicht überfordert, sehr höflich behandelt und gut bedient. Was aus den Ver. Staaten stammt, ist in San Juan nicht theuerer, als in Chicago, und das Wenige, das noch aus Spanien bezogen wird, ist trotz der hohen Zölle preiswürdig. Die altspanische Zuvorkommenheit erstreckt sich sogar auf diejenigen „Geschäftsleute", die ihre geschälten Apfelsinen, trinkreifen Kokosnüsse, "home made" Backwaaren u. s. w. auf der Straße ausbieten. Man wird nie durch Zudringlichkeit belästigt und nicht mit Grobheiten überschüttet, wenn man die besichtigten Waaren nicht kaufen will.

Der bekannte Schritt.

Die Reformepidemie wüthet noch mit unverminderter Heftigkeit und immer bedenklichere Erscheinungen treten zu Tage; immer kühner werden die Pläne, die man ausbrütet, sich berühmt und einen Namen als Reformer zu verschaffen. Es wird ja bei dem sich stetig mehrenden Wettbewerb aber auch immer schwieriger, das Ziel zu erreichen. Die Frau Nation hat's verhältnißmäßig leicht gehabt, denn sie war sozusagen die Erste, welche die neueste Reform- oder Katzenjammerwelle praktisch ausnutzte. Sie ist jetzt fein heraus. Dagegen ist es sehr fraglich, ob die Anderen überhaupt das Ziel erreichen werden, denn das Interesse des Publikums an der Reformirerei hat offenbar schon bedeutend nachgelassen.

Wäre das nicht so, so würde heute die Stadt voll sein von dem Namen Connor; man würde ihn herausjubeln oder wüthend zwischen den Zähnen hervorstoßen, ihn in den Himmel heben und in den Koth ziehen, preisen und verdammen, je nach Geschmack; aber er würde auf allen Lippen liegen. Denn Connor heißt der Mann, der mit einem Schlage unser ganzes politisches Leben umkrempeln, es so von Grund aus reformiren will, daß alle Politiker sozusagen Fremdlinge in der Heimath werden würden. Wie es ist, hört man ihn nur verhältnißmäßig wenig nennen.

Connor ist einer unserer Staatsmänner in Springfield. Er hat in seiner Eigenschaft als Mitglied des Hauses eine Bill eingereicht, welche den Paragraph 83 des Wahlgesetzes dahin verbessern soll, daß er lautet: „Irgend ein Kandidat für ein Amt, der mittelbar oder unmittelbar irgend Jemandem Geld zahlt oder zu zahlen verspricht, oder berauschende Getränke stellt, oder sonst etwas von Werth, dessen Stimme zu beeinflussen oder ihm die Stimme von irgend einer andern Person oder Personen für irgend eine Wahl zu verschaffen, soll als des schändlichen Verbrechens der Bestechung schuldig erachtet und nach seiner Ueberführung vom Gericht für die Dauer von mindestens zehn und nicht mehr als zwanzig Jahren seines Stimmrechts für verlustig erklärt und zur Zahlung einer Geldbuße von nicht weniger als $300 und nicht mehr als $2000 und den Kosten verurtheilt werden und so lange im County-Gefängniß eingesperrt werden, bis er die Geldstrafe und Kosten bezahlt hat." Es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß die Annahme und Durchführung (auf letzteres kommt's auch etwas an) eines solchen Gesetzes unser ganzes politisches Leben vollständig umkrempeln würde. Daß das Geldgeben bestraft werden soll, ist völlig recht und billig und wird auch bei den Politikern selbst sehr wenig Anstoß erregen, denn sie nehmen viel lieber Geld, als daß sie Geld geben. Aber daß sie nicht mehr sollen „trieten" dürfen, das ist einfach unerhört. Wie soll sich künftig ein Kandidat als „guter Kerl" ausweisen, wenn er „sie" nicht mehr „aufsetzen" darf und, vor allen Dingen, was soll das werden, wenn er nichts mehr versprechen darf? Das Versprechen war bisher die größte Stärke (neben dem „Trieten") der Amt und Würden suchenden Staatsmänner, und wenn man ihnen das Versprechen verbieten wollte, so wäre das ein schlimmerer Schlag für sie als selbst das „Triet"-Verbot. Dieses richtet sich schließlich nur gegen die Kleinen; wenn aber verboten wird, „irgend etwas von Werth" zu versprechen, also im Falle der Erwählung in Aussicht zu stellen, so werden davon Alle betroffen, und unsere größten Staatsmänner am härtesten.

Es könnte, wenn die Bill durchginge, kein Aemtchen mehr in Aussicht gestellt werden, denn ein Amt ist doch etwas von Werth; es dürfte keine Stimme mehr gewonnen werden durch das Versprechen, für die Anbringung einer Laterne zu sorgen und dergleichen mehr. Es könnten dann kaum noch Kampagnegelder aufgebracht werden, denn dieselben werden in der Regel nur gezahlt gegen das Versprechen recht werthvoller Anerkennung. Natürlich können Versprechen, dem öffentlichen Wohle zu dienen, irgend eine gute Sache nach Kräften zu fördern, nicht gemeint sein, denn die versprechen nichts von Werth, da sie zumeist gar nicht gehalten werden sollen. Aber wie ist es mit dem Versprechen, für einen großen „Job" einzutreten, einer nothleidenden Säuglingsindustrie mit Zöllen oder Bounties auf die Beine zu helfen, oder eine Schiffssubsidien-Bill durchzudrücken? Schiffssubsidien, Zölle und Bounties und Regierungskontrakte sind werthvoll, und wenn wir heute ein der Connor'schen Bill entsprechendes Bundesgesetz hätten, so würde den größten Staatsmännern der Nation von rechtswegen das Stimmrecht entzogen, und sie würden als gemeine Bestecher in Strafe genommen werden müssen.

Es hat keine Gefahr; es wird kein Gesetz erlassen werden, das den Kandidaten das Recht, zu „trieten" und werthvolle Gegenleistungen für Unterstützung zu versprechen, nehmen wird; unsere Politiker werden nicht zu Verbrechern gemacht werden — es hat sich nur wieder einmal ein Staatsmann lächerlich gemacht. Er wollte den erhabenen Weg des Reformers wandeln, und ist dabei unversehens den berühmten Schritt zu weit gegangen. Dafür ist er aber kaum verantwortlich zu machen — die Reformwuth geht um, und die ist ansteckend, und hat ihn gepackt.

Abraham Lincolns Buch.

"Abraham Lincoln: His Book" ist der Titel eines soeben im Verlage von McClure, Phillips & Co. in New York erschienenen eigenartigen Buches, welches wohl geeignet ist, das Andenken an den Märtyrer-Präsidenten, dessen Geburtstag als nationaler Festtag wieder vor der Thür steht, auf's Neue zu beleben. Es ist eine Faksimile-Wiedergabe des einzigen von Lincoln verfaßten oder vielmehr zusammengestellten Buches. Das Original erschien im Jahre 1858, und enthielt Zeitungsausschnitte, Auszüge aus Reden und Erläuterungen dazu in Bezug auf die damals die öffentliche Meinung vorwiegend beschäftigende Sklaven-Frage. Lincoln arbeitete das Heft im Interesse von Kapt. James N. Brown aus, welcher sich als republikanischer Kandidat in Sangamon County um einen Sitz in der Legislatur bewarb, und den Wählern schwarz auf weiß darthun wollte, wie Lincoln über die „Emanzipation der Neger" denke. Es handelte sich also lediglich um ein Kampagne-Dokument, von dem Lincoln selbst wohl am wenigsten voraussetzte, daß es ihn überleben und 36 Jahre nach seinem Tode dem amerikanischen Volke in getreuer Wiedergabe durch den Buchhandel zur Verfügung gestellt werden würde. Indessen wirft der Inhalt auf den damaligen Kampf der Meinungen ein so klares Licht, daß das Buch als ein wichtiges geschichtliches Aktenstück gelten darf; auch enthält die von J. McCan-Davis geschriebene Einleitung mehrere interessante, bislang nicht veröffentlichte Thatsachen von Interesse.

Die Frage, um welche es sich in der großen Fehde zwischen Lincoln und Douglas handelte, war die, ob die Sklaverei, wie Ersterer verlangte, auf die Staaten beschränkt bleiben solle, wo sie bestand, oder ob sie, wie Letzterer befürwortete, in neue Territorien eingeführt werden könne, wenn die Bevölkerung dafür sei. Lincoln war damals noch weit davon entfernt, die Befreiung der Sklaven und deren bürgerliche Gleichstellung mit den Weißen zu verlangen. Er hielt das System der Sklaverei für „ungerecht und schlecht," und hoffte auf dessen dermaleinstiges Ende; aber er erkannte die bestehenden Zustände an und bekämpfte nur deren weitere Ausdehnung. Diese seine Stellungnahme wurde indessen von seinen Gegnern beharrlich falsch dargestellt. Douglas nannte Lincoln wiederholt einen Abolitionisten, und diese Behauptung wurde tausendfach wiederholt. Es wurde behauptet, Lincoln vertheidige die politische und soziale Gleichstellung der Farbigen, eine Idee, durch deren Verwirklichung die geheiligten Rechte der Weißen mit Füßen getreten werden würden.

In wenigen Distrikten von Illinois war das Vorurtheil gegen die Neger so groß wie gerade in Sangamon County, Lincoln's Heimath, wo sich zahlreiche Ansiedler aus Kentucky niedergelassen hatten, denen es ein unerträglicher Gedanke war, daß die Farbigen je dieselben Rechte erlangen könnten, wie die Weißen. Dieses auch in anderen Theilen des Staates weit verbreitete Vorurtheil war es, welches im Jahre 1856 eine Mehrheit für Buchanan zur Folge hatte. Lincoln erkannte sehr wohl, daß nichts als die Furcht vor der Gleichstellung der Neger den Erfolg der neuen republikanischen Partei erschwerte; selbst viele der alten Whigs neigten sich allein dieser Befürchtung wegen den Demokraten zu, als ihre eigene Organisation zerfiel.

Um diese Lage der Dinge zu besprechen, versammelten sich im Jahre 1857 eine Anzahl bisheriger Anhänger der Whigpartei von Sangamon County, darunter auch Capt. James N. Brown, welcher seinerseits ohne Umschweife erklärte, daß er als alter Whig nie Demokrat werden könne und deshalb ein Lincoln-Republikaner werden wolle. Andere schwankten in ihrem Entschlusse und weitere Besprechungen folgten. Früh im Jahre 1858 fand eine Versammlung statt, in der auch Lincoln zugegen war. Es handelte sich um Aufstellung eines lokalen Tickets. Lincoln hielt eine lange Ansprache, in welcher er seinen Standpunkt darlegte und schließlich Capt. Brown als Kandidaten für die Legislatur empfahl. Dieser wollte zwar ablehnen, ließ sich aber schließlich überreden und erhielt auch die Nomination. Es wurde eine lebhafte Kampagne. Die Sklaven-Frage erregte die Gemüther und Capt. Brown wußte bald, daß das Vorurtheil der Bevölkerung, nach welchem Lincoln für die Gleichberechtigung der Farbigen eintreten sollte, ihm zum Nachtheile gereiche. Man wunderte sich, daß er als geborener Südländer diesen Standpunkt theilen könne, und es schien unmöglich, die Leute davon zu überzeugen, daß ihre Annahme falsch sei. Deshalb hielt es Brown für angebracht, daß Lincoln selbst in unzweideutiger, klarer Weise seine Ansichten über die Frage kundgeben soll, und er ersuchte ihn darum. Lincoln gab im Interesse seiner politischen Freunde dem Anliegen statt und stellte in einem Buche zusammen, was er früher, besonders Douglas gegenüber, in Bezug auf die Negerfrage gesagt hatte; er klebte die betr. Ausschnitte ein und machte Notizen und Erklärungen dazu und fügte dem Ganzen einen ausführlichen Brief an Capt. Brown bei, in welchem er seine Ansichten noch einmal zusammenfaßte. Das Buch wurde erst vierzehn Tage vor der Wahl fertig, von Capt. Brown aber sehr geschickt ausgenutzt. Wo immer man ihm Lincoln's Haltung den Negern gegenüber vorwarf, griff er in die Tasche und verlas Lincoln's eigene Worte, die nicht mißzuverstehen waren. Indessen half Alles nichts. Die Bevölkerung war dazumal im Banne der Furcht der Negergleichheit, und die republikanischen Legislatur-Kandidaten wurden wiederum geschlagen.

Lincoln's Buch aber verwahrte Capt. Brown sorgfältig und gebrauchte es in späteren Wahlkämpfen wieder, indem er es durch neue Zeitungsberichte über Lincoln's Reden ergänzte. Nach Brown's Tode im Jahe 1868 kam das Buch in den Besitz seiner Söhne William und Benjamin in Grove Park, Ill., welche den jetzt erfolgten getreuen Abdruck bereitwilligst gestatteten. Derselbe zeigt genau die von Lincoln's Hand gemachten Notizen und dürfte für die zahlreichen Bewunderer des großen Mannes eine willkommene Gabe sein und eine Erinnerung an jene für die Geschichte unseres Landes so bedeutungsvolle Zeit, aus welcher der gewaltige Bürgerkrieg sich entwickelte.

Streiflichter.

— Ein feines Geschäft. — Fünf Dampfer, welche die Regierung beim Ausbruch des spanischen Krieges für $1,592,000 kaufte und für die sie an Reparaturen und Verbesserungen mehr als $400,000 ausgab, wurden für $690,900 wieder verkauft.

— So wird's gemacht. — Frau Carrie Nation will ihr Beil begraben und dafür Vorträge halten und Geld machen — die Reklame, welche sie „berühmt" machte, haben die Wirthe bezahlt, deren Eigenthum sie zertrümmerte, und — die gute Sitte.

— Verdächtig. — Die „Prinzipale" unserer öffentlichen Schulen werden allzu großer Liebenswürdigkeit gegenüber den Lehrerinnen und Schülerinnen beschuldigt — den anonymen Klägerinnen gegenüber haben sie sich dergleichen jedenfalls nicht zu Schulden kommen lassen.

— Führet sie in Versuchung. — In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch drangen Diebe in die Wohnung eines wohlhabenden Bürgers ein, fanden dort feurigen Rye und Bourbon und süße Weine und bekneipten sich, so daß sie in die Hände herbeieilender Polizisten fielen. Ein Columbus-Ei! Mit Speck lockt man Mäuse und mit guten Getränken Spitzbuben und Polizisten. Man ahme jenem prominenten Bürger nach, verstecke sein Geld gut und stelle verführerische Getränke hin; womöglich so, daß man sie von der Straße aus sehen kann, dann werden immer Polizisten bei der Hand sein, die bekneipten Einbrecher festzunehmen.

Undank ist der Welt Lohn. — „Der Verfassungskonvent wird sich ganz entschieden weigern, der Verfassung eine Klausel anzuhängen, welche den Ver. Staaten Dank ausspricht." (Depesche aus Havana, vom 5. Febr.) — Das also ist der Dank der Cubaner für die großen Opfer, die „wir" gebracht haben, werden die großen amerikanischen Menschenfreunde sagen, die unter dem „wir" sich selbst verstehen. Andere werden es freilich erklärlich finden, wenn Cuba sich aus Dank für die Befreiung aus einer Sklaverei nicht gleich wieder zum Sklaven eines Anderen stempeln will. Und Witzbolde werden sagen: Es sei bisher noch keinem Menschen das Ansinnen gestellt worden, sich zum Beispiel: „John Smith, geboren durch Onkels Gnaden" zu nennen — „Cuba, freie Republik, dank den Ver. Staaten" wäre aber etwa dasselbe.

— Rücksichtslos.—Hr. Jean de Reszke versteht zu singen und ist ein guter Geschäftsmann und soll es mit diesen beiden Talenten zum Millionär gebracht haben. Er hat es nicht nöthig, Einladungen von Gönnern anzunehmen, um sich einmal satt essen zu können. Als Herr George Gould ihn jüngst zu einer kleinen Gesellschaft einlud, nahm er erst an, nachdem ihm $10,000 für „ein Lied oder zwei" zugesichert waren, und nachher bedeutete er Herrn Gould, daß derselbe natürlich mit Herrn Grau „setteln" müsse, ohne dessen Erlaubniß der große Jean nicht singen dürfe. Herr Grau soll für seinen Theil weitere $5,000 verlangt haben; von Herrn Gould sagte man, er erreichte seinen Wagen mit Mühe und Noth, und Herr Jean de Reszke, die Glanznummer, fehlte bei der Dinner Party der Frau Gould.

Lokalbericht.

(Für die „Sonntagpost.")

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

Die verflossene Woche zeigte etwas mehr Leben im Grundeigenthums-Markte, als seit Beginn des Jahres bemerkbar war, und die vermehrte Thätigkeit erstreckte sich auf alle Zweige. Die während der Woche zum Abschlusse gekommenen Verhandlungen über die Errichtung eines $1,200,000 kostenden Neubaues an Stelle des gegenwärtigen Gebäudes der National Versicherungs-Gesellschaft, Nr. 157—163 La Salle Str., zusammen mit der projektirten namhaften Vergrößerung des Hartford-Gebäudes, Nordwest-Ecke von Madison und Dearborn Str., ist von großer Bedeutung für Liegenschaften im Geschäftszentrum der Stadt, denn wenn für vermehrte moderne Office-räumlichkeiten kein Bedürfniß wäre, würden diese Bauten sicher nicht unternommen werden. Durch die Uebertragung der Central Music Hall an Marshall Field ist auch der projektirte Neubau des Field'schen Geschäftshauses der Verwirklichung näher gerückt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein großer Zentralbahnhof, entweder durch Vergrößerung der Endstation an der Fifth Ave. und Polk oder derjenigen an der Canal und Adams Str., eingerichtet werden wird, und daß die Rock Island und Lake Shore Bahnen ihren Bahnhof an der Van Buren Str. ebenfalls vergrößern werden.

Alle diese Arbeiten werden einen Kostenaufwand von wenigstens $6,000,000 bedingen, und sie können als direkte Folge der Beendigung der Wirren im Baugewerke bezeichnet werden.

Zudem mehren sich die Verkäufe von Flats und Apartements in beträchtlicher Weise, und auch auf diesem Felde ist die Bauthätigkeit lebhaft. Geld für Bauanleihen ist im Ueberfluß und zu koulanten Raten zu haben, so daß also die Vorbedingungen für einen lebhaften Markt so günstig sind, wie sie nur gewünscht werden können.

* * *

Zahl und Betrag der während der Woche registrirten Verkäufe waren:

Letzte Woche	395	$2,265,313
Vorhergehende Woche	367	1,210,250
1900	331	1,004,205
1899	352	2,444,590
1898	375	1,733,272
1897	401	1,673,191
1896	401	1,563,828

Apropos der Uebertragung der Central Music Hall an Marshall Field sollte erwähnt werden, daß die registrirte Summe von $720,000 durchaus nicht den Werth der Liegenschaft andeutet, sondern nur den Werth der Aktien, welche Herr Field nicht bereits im Besitze hatte. Die amtlichen Werthseinschätzungen, $1,729,280 von der Swift-Kommission, und $1,469,635 von der Steuerbehörde, kommen dem wirklichen Werthe näher. Herr Field hat die Mehrzahl der Aktien bereits seit mehreren Jahren im Besitz gehabt. Mit Ausnahme von 50 Fuß Front an der Wabash Ave., des Trude Gebäudes an der Ecke der Wabash Ave. und Randolph Str. und der Haendel Hall Liegenschaft, kontrollirt er jetzt den ganzen Block von 1350 Fuß Straßenfront.

Verkäufe von Flats, Apartments und Wohnungs-Liegenschaften während der Woche schlossen ein: Gebäude von sechs Flats, 4626—4628 Calumet Ave., $26,000; Gebäude von zwölf Flats, 5648—5654 Calumet Ave., $36,000; Wohnhaus mit 97 bei 140 Fuß an Wellington Ave., nahe Evanston Ave., $25,000; Wohnhaus mit 100 bei 100 Fuß an Lincoln Ave., nahe Wells Str., $25,000; Flats mit 50 bei 160 Fuß, 4916—4918 Indiana Ave., $30,000.

Der Grundpachtvertrag auf das Land 122—130 Washington Str., 100 bei 180 Fuß, und das als Baudeville-Theater bekannte Gebäude wurden für $60,000 verkauft.

Die Geschäfts-Liegenschaft Nr. 149 Kinzie Str., 20 bei 100 Fuß, mit dreistöckigem Gebäude, wurde für $29,000 verkauft.

Das leere Grundstück Nr. 132—136 North Jefferson Str., 60 bei 150 Fuß, ist auf zehn Jahre an die „American Water Co." für $25,000 verpachtet worden. Ein dreistöckiges Lagerhaus soll von den Pächtern errichtet werden.

* * *

Die „Pearson's-Taft Land Credit Co." gibt den folgenden Ausweis über von der Firma kontrollirte Farm-Hypotheken in den nordwestlichen Staaten:

Monatsschluß	Gesammtschuld	Rückständige Zinsen
19. März 1900	$10,433,382	$648
19. April 1900	10,530,247	336
18. Mai 1900	10,532,260	324
18. Juni 1900	10,658,817	355
19. Juli 1900	10,635,153	259
18. Aug. 1900	10,681,503	259
18. Sept. 1900	10,797,978	144
18. Okt. 1900	10,922,813	144
19. Nov. 1900	10,081,139	144
18. Dez. 1900	11,131,114	84
17. Jan. 1901	10,542,665	84

Durchsicht des ausführlichen Berichtes ergibt, daß die Zinsrate für die veranlagten Kapitalien durchschnittlich 4.40 Proz. ist, eine Rate, welche für kleinere Anlagen — von $1500 aufwärts — erheblich niedriger ist, als die für Anleihen auf städtische Liegenschaften in gleicher Höhe.

Zahl und Betrag der registrirten lokalen Hypotheken waren:

Letzte Woche	217	$ 1,192,773
Vorhergehende Woche	237	17,440,519
1900	251	1,066,389
1899	226	11,394,984
1898	251	1,692,513
1897	278	3,927,625

Das lokale Hypothekengeschäft war ungewöhnlich lebhaft, sowohl von Seiten auswärtiger Versicherungs-Gesellschaften wie auch von hiesigen Firmen. Die Northwestern Mutual machte eine Anleihe von $55,000 für zehn Jahre zu 5 Proz., auf das St. Josaphat-Kircheneigenthum, 127 bei 164 Fuß an der Nordost-Ecke von Southport und Belden Ave. Die Kirche ist erst kürzlich mit einem Kostenaufwande von $125,000 vollendet worden.

Von der Massachusetts Mutual sind mehrere Anleihen erwähnenswerth, eine von $15,000 für fünf Jahre zu 4½ Proz. auf die Liegenschaft 3111 Michigan Ave., 25 bei 160 Fuß mit zweistöckigem Wohnhaus, und eine von $10,000 für fünf Jahre zu 4½ Proz., auf die Liegenschaft 330 Michigan Ave., 40 bei 171 Fuß mit dreistöckigem Wohnhaus.

Die Berkshire machte eine Anleihe von $12,500 für fünf Jahre zu 5½ Proz auf 50 bei 150 Fuß an State Str., nahe 61. Str., mit vierstöckigem Store- und Flatgebäude.

Seitens einer lokalen Hypothekenbank wurden während der Woche Anleihen zum Gesammtbetrage von $250,000 plazirt. Eine davon, $64,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., war auf die folgenden Hyde Park Liegenschaften: 136 bei 300 Fuß, Nordost-Ecke Grand Boul. und 50. Place; 137 bei 110 Fuß, Nordwest-Ecke und 137 bei 202 Fuß Südwest-Ecke Vincennes Ave. und 50. Pl., und 163 bei 131 Fuß Nordwest-Ecke 51. Str. und Vincennes Ave. Die übrigen Anleihen vertheilten sich wie folgt: $35,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf einen Landkomplex in Rogers Park, mit zweistöckigem Wohnhaus, 5008 North Clark Str.; $30,000 für fünf Jahre zu 5½ Proz., auf 93½ bei 115 Fuß, Nordwest-Ecke

(Fortsetzung auf der 5. Seite.)

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unsere geliebte Gattin, Mutter, Tochter, Schwester und Schwägerin

Anna Kugelberg

am 9. Februar, Morgens um 9:30 Uhr, gestorben ist. Die Beerdigung findet statt am Dienstag, Nachmittags um 1 Uhr, vom Trauerhause, 2437 S. 40. Ave., nach dem Waldheim-Friedhofe. Um stille Theilnahme bitten die trauernden Hinterbliebenen:

Wilhelm Kugelberg, Gatte.
Ida und Emily, Kinder.
Oscar und Louise Dietrich, Eltern.
Thomas und Carolina Berghaus, Schwager und Schwägerin.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten zur traurigen Nachricht, daß mein geliebter Gatte und unser Vater

Karl Lobinski

im Alter von 53 Jahren, 5 Monaten und 21 Tagen am 9. Februar nach schwerem Leiden sanft im Herrn entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Dienstag Morgen, den 12. Februar, vom Trauerhause, 840 Diversey Boulevard, nach dem Eden Friedhofe.

Minna Lobinski, Gattin.
Lizzie, Heinrich, Anna, Willie und **John**, Kinder.
John Stricker und **Peter Kleinschmidt**, Schwiegersöhne nebst Enkeln.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß meine liebe Gattin

Anna Brostrop

im Alter von 71 Jahren am Freitag Morgen, den 8. Februar, sanft entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Sonntag, den 10. Februar, Nachmittags 2 Uhr, vom Trauerhause, 123 Belden Ave., nach Graceland. Um stille Theilnahme bittet der trauernde Gatte:

Chas. Brostrop.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten hiermit zur gefälligen Nachricht, daß mein geliebter Gatte

Gottfried Kocher

im Alter von 60 Jahren nach langem, schweren Leiden Dienstag Nachmittag zur ewigen Ruhe übergegangen ist. Beerdigungs-Anzeige später. Die tieftrauernde Gattin:

Mary Kocher, West Pullman.

Gestorben: Dr. Max Eggert. — Beerdigung am Montag, den 11. Februar, 3 Uhr Nachm., von der St. Pauls-Kirche, Fullerton Ave. und Orchard Str., nach Graceland.

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

(Fortsetzung von der 4. Seite.)

Woodlawn Ave. und 64. Str.; $30,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 95 bei 125 Fuß, Nordwest-Ecke Buena und Kenmore Ave., mit dreistöckigem Apartmenthaus; $28,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 50 bei 190 Fuß mit vierstöckigem Apartmenthaus, 6320 bis 6324 Stony Island Ave.; $25,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 76 bei 125 Fuß, Nordwest-Ecke North Ave. und Whipple Str., mit dreistöckigem Store- und Flatgebäude; $11,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 100 bei 200 Fuß an Sheffield Ave., nahe Buena Ave.

Die bedeutendste Bauanleihe war $50,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 100 bei 150 Fuß, Südost-Ecke von Melrose und Evanston Str., wo ein $70,000 kostendes Apartmenthaus im Bau begriffen ist. Andere derartige Anlagen waren: $18,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 50 bei 200 Fuß an Sheffield Ave., nahe Graceland Ave.; $10,000 für fünf Jahre zu 5 Proz. auf 50 bei 180 Fuß an North Halsted Str., nahe School Str.; $10,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 50 bei 160 Fuß an Indiana Ave., nahe 49. Str.; $30,000 für drei Jahre zu 6 Proz., auf 66 bei 100 Fuß, Südwest-Ecke 51. Str. und Calumet Ave.; $10,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 100 Fuß Front an Western Ave., nahe 24. Str.; $11,000 für fünf Jahre zu 5½ Proz., auf 50 bei 170 Fuß an Calumet Ave., nahe 61. Str.; $28,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 100 bei 161 Fuß an Indiana Ave., nahe 46. Str., und $12,000 für fünf Jahre zu 5½ Proz., auf 50 bei 150 Fuß an Winthrop Ave., nahe Ainsley Ave.

* * *

Zahl und Kosten der Neubauten, für welche während der Woche Bauerlaubnißscheine ausgestellt wurden, waren:

Südseite	10	$ 21,800
Südwestseite	8	147,900
Nordseite	5	108,100
Nordwestseite	9	22,200
Zusammen	32	$300,000
Vorhergehende Woche	62	452,565
1900	40	77,700
1899	22	77,050
1898	75	265,925
1897	70	249,100
1896	114	478,050

Die Zahl der Flats und Apartments, für welche während der Woche Kontrakte vergeben wurden, ist eine ungewöhnlich große. Die bedeutenderen waren: Dreistöckiger Bau, 100 bei 141 Fuß, Nordwest-Ecke Fullerton und Racine Ave., $85,000; drei Gebäude von je 12 Flats, Südwest-Ecke Fillmore Str. und Western Ave., Nordost-Ecke Grenshaw Str. und Western Ave. und North California Ave., nahe Saint George's Court, $75,000; dreistöckiger Bau, 50 bei 60 Fuß, Calumet Ave., nahe 58. Str., $18,000; dreistöckiger Bau, 75 bei 140 Fuß, Südwest-Ecke Vincennes Ave. und 45. Place, $60,000; dreistöckiger Bau, 50 bei 50 Fuß, Südost-Ecke Buckingham Place und North Halsted Str., $15,000; fünf zweistöckige Bauten, 25 bei 50 Fuß, 49. Ave. und Fulton Str., $30,000; dreistöckiger Bau, 141 bei 62 Fuß, 4824 bis 4838 Calumet Ave., $55,000; dreistöckiger Bau, 100 bei 55 Fuß, 2275 bis 2281 North Paulina Str., $45,000; dreistöckiger Bau, 50 bei 115 Fuß, 6401—6403 Kimbark Avenue, $40,000.

Vorarbeiten für eine Anzahl anderer Bauten schließen ein: Pfarrhaus für die Immaculate Conception-Kirche, Südost-Ecke 31. und Mospratt Str., $11,000; Kirchenschule für eine polnische Gemeinde, Exchange Ave., nahe 87. Str., South Chicago, $50,000; Wohnhaus an Washington Boul., nahe Garfield Park, für Patrick J. King, $18,000; Fabrik für künstliches Eis, 500 bei 124 Fuß, 20—34 Clybourn Place, $75,000; Anbau an das Officegebäude der Union Stockyards Co., $30,000; Geschäftshaus, 9133 Commercial Ave., South Chicago, $20,000; Lagerhaus an Justine Str., nahe 42. Str., für die Fairbank Canning Co., $30,000.

Faule Ausrede.

Der Farbige Henry Branch, No. 176 Ontario Straße, wurde gestern auf Veranlassung von Frau J. H. Howe, No. 262 Ontario Straße, in deren Diensten er früher als Hausmeister stand, dem Richter Kersten wegen Diebstahls vorgeführt. Er war angeklagt, Bettwäsche im Werthe von $20, sowie eine Diamantnadel im Werthe von $120 aus der Wohnung der Klägerin entwendet zu haben. Die Bettwäsche wurde von der Polizei gelegentlich einer in seiner Wohnung vorgenommenen Haussuchung vorgefunden und beschlagnahmt. Er behauptete nun, die Wäsche von einem Rasse- und Zimmergenossen, Namens Frank Douglaß, käuflich erworben zu haben. Als der Richter anordnete, ihm Douglaß vorzuführen, erklärte der Angeklagte indeß, daß dies nicht gut möglich sei, da Douglaß vor mehreren Wochen das Zeitliche gesegnet habe. Der Richter mußte unter solchen Umständen von einem Verhör des angeführten Zeugen Abstand nehmen, überwies aber dafür den Angeklagten unter $400 Bürgschaft den Großgeschworenen.

Konzert-Ankündigungen.

Das Symphonie-Orchester kehrt heute von seiner Konzertreise zurück.—Marcella Sembrich wird hier als „Rosina" in Rossinis Oper „Der Barbier von Sevilla" gastiren. —Ein Aufruf der Sängerfestbehörde in Peoria.—Kleine Notizen.

Auf der Heimreise von seiner Konzerttour begriffen, die es über Indianapolis und andere Städte bis nach Louisville, Ky., führte, hat das Chicagoer Orchester gestern Abend unter Theodor Thomas' Leitung im Opernhause zu South Bend, Ind., konzertirt und die zahlreichen Hörer zu stürmischen Beifallskundgebungen begeistert. Heute kehren die bewährten Mitglieder des Orchesters wieder zu den heimischen Penaten zurück. Am nächsten Freitag Nachmittag, wie auch Samstag Abend, werden sie, unter der trefflichen Führung ihres Dirigenten das nachverzeichnete Programm zur Durchführung bringen:

Ouverture, „Macbeth", Opus 39 ..... Lucas
Serenade, Opus 48 ..... Tschaikowsky
Pezzo in Forma di Sonatina.
Walzer. Elegie. Finale (Tema Russo).
Für Streichorchester.
Konzert für Violine, Opus 20 ..... Lalo
Andante; Allegro;
Andantino; Allegro con Fuoco.
Symphonie Nr. 2, C-Dur, Opus 61 ..... Schumann
Sostenuto Assai; Allegro ma non troppo;
Scherzo; Adagio Espressivo; Allegro
Molto Vivace.

Die Ouverture „Macbeth" ist hier ebenso wenig bekannt, wie ihr Komponist Clarence Lucas, hingegen ist das Tschaikowsky'sche Opus 48 wiederholt, zuletzt im Winter 1896, durch das Symphonie-Orchester zu Gehör gebracht worden. Mit dem Solopart des Lalo'schen Violinkonzertes wird sich Leopold Kramer, der erste Konzertmeister des Chicagoer Orchesters, voraussichtlich wieder als der ausgezeichnete Violinvirtuos erweisen, als den man ihn hier und anderwärts schon lange schätzt. Die Symphonie in C-Dur von Robert Schumann steht zwar am Schlusse des Programmes, ist aber trotzdem dessen Hauptnummer. Gehört dieses Tonwerk doch zu dem Besten, was die Musikliteratur seit Beethovens Ableben aufzuweisen hat. „Kampf mit Dämonen — endlich Sieg". Mit diesen wenigen Worten hat Schumann selbst sein Symphonie No. 2 charakterisirt. Im Herbst 1845 und im darauffolgenden Winter entstanden, wurde sie am 5. November 1846 zum ersten Male im Gewandhauskonzert zu Leipzig unter Mendelssohns Leitung aufgeführt. Schon im Mai 1845 hatte Schumann dem ihm befreundeten Felix Mendelssohn-Bartholdi geschrieben: „Trompeten schmettern, Trommeln wirbeln mir seit geraumer Zeit im Hirn, Trompeten in C. Was daraus wird, weiß ich jetzt noch nicht." Der Tondichter hatte damals den ersten Anfall jener argen Nervenkrankheit überstanden, die später ihn auf's Neue packte und schließlich am 29. Juli 1856 seinen Tod in der Irrenanstalt bei Endemich, unweit Bonn, herbeiführte. Wie Frau Klara Schumann, die vor wenigen Jahren gestorbene Gattin des berühmten Tondichters, oft erzählt hat, hatte ihn damals die rege geistige Thätigkeit, mit welcher er sich der Fertigstellung seiner zweiten Symphonie widmete, nicht im Geringsten angegriffen, sondern im Gegentheil ihn vollständig gesunden lassen. Das ganze Werk wurde von Schumann mit so großem Eifer geschaffen, daß er, um seine musikalische Gestaltungskraft nicht zu zersplittern, sich während dieser Zeit dem Schaffen anderer Tonwerke vollständig enthielt. Sein geniales Tonschöpfertalent konnte er somit konzentriren, und auf diese Weise schuf er ein Werk, das den Ruhm seines Schöpfers auch noch späteren Geschlechtern verkünden wird. Schumann gilt neben Mendelssohn mit Recht als der vornehmste Repräsentant der in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von der deutschen Musik eingeschlagenen romantischen Richtung. An formaler Gewandtheit und Leichtigkeit der Tongestaltung hinter Mendelssohn zurückstehend, überragte er denselben jedoch an Großartigkeit und Tiefe der Gedanken, wie auch an Innigkeit der Empfindung. Seine vier Symphonien (B-Dur, Op. 38, C-Dur, Op. 61, Es-Dur, Op. 87, und D-Moll, Opus 120) werden von den ersten deutschen Musikschriftstellern ihres Melodienreichthums und der zwingenden Gewalt ihres Ausdrucks wegen den Beethoven'schen an die Seite gestellt.

* * *

Das diesjährige „Wunsch"-Programm, welches am Donnerstag Nachmittag, den 21., und Samstag Abend, den 23. Februar, im „Auditorium" zur Durchführung gelangen wird, ist nach den betreffenden schriftlichen Einsendungen der Symphonie-Konzertbesucher von Theodor Thomas wie nachstehend zusammengestellt worden:

Ouverture, „Sakuntala", Opus 13 ..... Goldmark
Symphonie Nr. 3, F-Dur, Op. 90 ..... Brahms
Allegro Con Brio. Andante. Poco Allegretto. Allegro.
Aus dem Musikdrama „Tristan und Isolde",
Vorspiel und Isolde's Liebestod ..... Wagner
Tragedie Antique, „Les Erinnyes" ..... Massenet
1. Vorspiel. 2. Religiöse Szene.
Violincello-Solo: Hr. Steindel.
Andante und Variationen (aus der „Kreutzer"-Sonate" ..... Beethoven
Orchestrirt von Theodor Thomas.
Trauermarsch, aus der Sonate in B-Moll .. Chopin
Orchestrirt von Theodor Thomas.
Allegro Molto Vivace; Finale; Adagio Lamentoso;—
die beiden letzten Sätze aus der „Symphonie Pathetique" ..... Tschaikowsky

Die größte Anzahl von Stimmen hatte Brahms Symphonie No. 3 erhalten, die nächstgrößte war auf Thomas' farbenreiche Instrumentirung des Andantesatzes der Kreutzer-Sonate entfallen.

* * *

Die berühmte Koloratursängerin Marcella Sembrich wird mit ihrer italienischen Operngesellschaft am Montag, den 25. Februar, im „Auditorium" gastiren und alsdann Rossinis Oper „Der Barbier von Sevilla" zur Aufführung bringen. Als der erste Tenorist ihrer Gesellschaft hat sich Signor Lara und als Baritonsänger S. Bensaude vor Kurzem in New York bestens bewährt. Diesbezüglichen Berichten zufolge hat Frau Sembrichs herrliche Stimme nichts von der früheren quellenden Weichheit, nichts von der alten, berückenden Süßigkeit eingebüßt, und auch die Sicherheit und Reinheit im gebundenen, breiten Melodienvortrag wie in der Beherrschung des Ziergesangs ist der vortrefflichen Künstlerin in vollem Maße erhalten geblieben. So war es ein großer Genuß, sie wieder zu hören, für das Publikum sowohl, das in Beifallsbezeugungen nicht müde wurde, wie für den Musiker, der sich an den großartigen Leistungen der Künstlerin im Koloraturgesange erfreuen konnte. In der Briefszene von Rossinis Oper wird Frau Sembrich hier als Einlage die große Wahnsinnsszene der Lucia aus Donizettis gleichnamiger Oper singen, eine der schwierigsten Arien, die je für den verzierten Gesang geschrieben wurden. Die Hauptkräfte des New Yorker Symphonie-Orchesters werden die geschätzte Sängerin auf ihrer Tournee durch die westlichen Staaten begleiten. Ihr hiesiges Gastspiel steht unter der geschäftlichen Leitung des Herrn F. Wight Neumann.

* * *

Der „Chicago Mendelssohn Club" gibt am nächsten Donnerstag Abend unter der Leitung seines Dirigenten M. Harrison Wild in der Central-Musikhalle sein zweites Konzert dieser Saison. Als mitwirkende Solisten sind die Sopranistin Frau Genevieve Clark-Wilson und der Baritonsänger Sydney Biden gewonnen worden. Das Programm wird, wie nachstehend angegeben, zur Durchführung gebracht werden:

„Den Jüngern der Kunst" ..... Mendelssohn
„Im Herbst" ..... Robert Franz
„Als ich zum ersten Mal dich sah" ..... Hugo Brueckler
„Dem aufgehenden Mond" ..... Hugo Brueckler
Sydney Biden.
„A Wet Sheet and a Flowing Sea" ..... Lloyd
„My Old Kentucky Home" ..... Arr. v. F. W. Root
„The Piper o' Dundee" ..... A. v. Othegraven
„The Bell" ..... Saint-Saens
„In Summer Time" ..... German
Genevieve Clark Wilson.
„Landerkennung" ..... Grieg
„Fingal", Op. 43 ..... Arnold Krug

* * *

Der auch in deutschen Kreisen vortheilhaft bekannte Liedersänger Chas. Clark veranstaltet morgen Abend in der University-Halle des Studebaker-Theaters unter Mitwirkung der Pianistin Frau Edwin Lapham ein Konzert. Auf dem vielversprechenden Programm desselben befinden sich auch der Liederzyklus „Eiland", Op. 9, von Alexander v. Fielitz, ferner die deutschen Gesänge „Morgenhymne" von Henschel, „Monoton" von Cornelius und „Drei Kameraden" von H. Hermann.

* * *

Die Sängerfestbehörde in Poria hat durch ihren Sekretär Val. J. Peter an die Mitglieder der zum Nordwestlichen Sängerbund gehörenden Vereine einen Aufruf erlassen, dem nachstehende Mittheilungen entnommen sind:

„Ein freundlicher Gruß aus der Feststadt des kommenden 20. Bundes-Sängerfestes ergeht hiermit an alle Sangesbrüder des Sängerbundes des Nordwestens. Möge er auch als kräftiger Weckruf dienen, um dem herrlichen deutschen Liede, diesem unschätzbaren Erbe unserer Väter, im Juni 1902 zu einem neuen glorreichen Triumph zu verhelfen. Peoria wird sich bemühen, das nächste Sängerfest zum Glanzpunkt in der Geschichte des Bundes zu gestalten. Eine aus hervorragenden Bürgern bestehende Festbehörde, welche die Leitung des Festes übernommen, hat bereits mit den Vorarbeiten begonnen und macht die freudige Wahrnehmung, daß sich großer Eifer für das Unternehmen unter der gesammten Bürgerschaft bekundet. Die hochwichtige Hallenfrage, wohl die Hauptfrage eines Sängerfestes, ist in Peoria bereits in trefflichster Weise gelöst. Mit einem Kostenaufwand von $60,000 erbaut nämlich die Stadt eine prächtige Konventionshalle, welche als Fest-Halle den Sängern kostenfrei zur Verfügung gestellt wird. Der herrliche Bau hat Sitzraum für 6000 Personen. Es wurde bei der Errichtung der großen Bühne auf die Bedürfnisse der Sänger besondere Rücksicht genommen, sodaß genügend Raum für die Unterbringung des Massenchores vorhanden ist. Die Hotels und Gasthäuser, in welchen für die Unterkunft der Sänger in bester Weise gesorgt wird, sind alle im nahen Umkreise der Festhalle gelegen. Die vielen natürlichen Vorzüge Peorias als Feststadt werden wir in einer der ersten Nummern der Festzeitung eingehend schildern. Vorläufig sei nur gesagt, daß durch sie die weit rühmlichst bekannte Gastfreundschaft Peorias den Sängern und Festgästen ein angenehmer und genußreicher Aufenthalt verbürgt ist."

* * *

Für sein drittes Konzert in dieser Saison, das am Montag Abend, den 18. Februar, im Auditorium stattfinden wird, hat der „Apollo Musical Club" ein gemischtes Programm, aus Chorliedern und Solonummern bestehend, vorbereitet und außer dem namhaften Londoner Baritonsänger Ffrangcon-Davies auch den hier nicht minder vortheilhaft bekannten Wiener Violinvirtuosen Fritz Kreisler zur Mitwirkung gewonnen. Das Programm lautet wie folgt:

1. Chor der Wikinger ..... Eaton Fanning
Apollo Club.
2. Lieder — a) „Prometheus" ..... Schubert
b) „Dem Unendlichen" ..... Schubert
Hr. Ffrangcon-Davies.
3. Lead, Kindly Light ..... Evans J. West
Apollo Club.
4. Violin-Konzert, Fis-Moll ..... Vieuxtemps
Hr. Fritz Kreisler.
5. a) „Two Maidens" ..... P. C. Lutkin
b) „The Return of Spring" ..... Philo A. Otis
6. Die Motette „O, Sing Unto The Lord" ..... Weidig
Apollo Club.
7. Ballade, „Edward" ..... Loewe
Hr. Ffrangcon-Davies.
8. a) „Hush Thee, My Baby" ..... Alfred Little
b) „O, My Love's Like a Red, Red Rose" ..... E. B. Hawley
Apollo Club.
9. Violin-Soli: a) Sarabande ..... Bach-Sulzer
b) Polonaise, D-Dur ..... Wieniawski
Hr. Fritz Kreisler.
10. „The Lost Chord" ..... Sullivan-Brewer
Apollo Club.

* Für die morgen Nachmittag im Sinai-Tempel stattfindende Versammlung der lokalen Sektion des „Council of Jewish Women" stehen einige Klaviervorträge von Frau Eda Goedeke auf dem Programm, ferner eine Diskussion über den Werth und die Aufgabe der Sabbathschulen.

Eisenbahn-Jubiläum.

Die Illinois Central Co. feiert ihr 50jähriges Bestehen.

Heute, am 10. Februar, sind es 50 Jahre her, daß die Staats-Legislatur von Illinois die Akte passirte, durch welche der Illinois Central Railroad Co. die große Landschenkung zugewendet wurde, welche die Bundesregierung dem Staate zur Förderung des Baues von Eisenbahnen gemacht hatte. Zur Feier dieses Jubiläums wurde gestern Abend im Auditorium ein Bankett veranstaltet, bei welchem der Präsident der Eisenbahn-Gesellschaft, Herr Stuyvesant Fish, den Vorsitz führte, und an welchem Angestellte der Bahn aus allen Rangklassen des Dienstes derselben theilnahmen. Als Ehrengast der Veranstalter wohnte dem Festessen Herr E. H. Harriman bei, der zur Zeit, im Verein mit dem New Yorker Bankier P. Pierpont Morgan und anderen Finanzgrößen und Eisenbahn-Magnaten des Landes, mit Erfolg bemüht ist, das große Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten mit seinen zahllosen Schienensträngen zu ordnen, abzutheilen und unter womöglich einheitliche Leitung zu bringen.

Die oben erwähnte Landschenkung war dem Staate gegen Ende der Vierziger Jahre von Sidney Breese, Stephen A. Douglas, James Shields, John Wentworth und dem damaligen Vertreter Chicagos im Bundeskongreß, Wm. H. Bissell, ausgewirkt worden. Sie bestand aus Ländereien von einem Gesammt-Flächeninhalt im Betrag von 2,595,000 Ackern, die längs der für die Eisenbahnlinien schon vermessenen Strecken Cairo-Galena und Springfield-Chicago lagen. Diese Ländereien wurden nun durch jene Akte vom 10. Februar 1851 der Illinois Central-Bahn übertragen, unter der Bedingung, daß dieselbe für alle Zeiten jährlich sieben Prozent ihrer Gesammteinnahmen an die Staatskasse abführen solle. Die Summe der unter dieser Bestimmung von der Gesellschaft an den Staat gezahlten Abgaben beläuft sich jetzt bereits auf etwa $20,000,000. — Von der Stadt Chicago erlangte die Illinois Central-Bahn ebenfalls sehr werthvolle Vergünstigungen, darunter besonders das Wegerecht auf einem 300 Fuß breiten Streifen Land am Seeufer, von der Stadtgrenze bis zur Madison Str. Die Illinois Central-Bahn hat im Laufe der Jahre einen gewaltigen Aufschwung genommen. Sie hat ihre Hauptlinie bis nach New Orleans ausgedehnt und hat durch Einrichtung eines vorzüglichen Vorstadtdienstes, der ihr jetzt reiche Einnahmen abwirft, viel zum Ausbau der südlichen Außendistrikte Chicagos beigetragen.

Die Betriebseinnahmen der Illinois Central-Bahn haben sich seit ihrer Gründung auf $501,596,224 belaufen. Davon sind an den Staat und an die Gemeinde $25,793,276 in Form von Steuern gezahlt worden, für Betriebskosten wurden $297,415,735 ausgegeben, für Verbesserungen $13,318,493, für die Verzinsung und Einlösung von Bonds, Pacht von anstoßenden Linien usw. $110,497,987. Für die Aktionäre blieben $54,570,733 übrig, 10.88 Prozent des Gesammteinkommens.

Die 600,000 Antheilscheine der Bahn, im Nennwerth von je $100, befinden sich zur Zeit im Besitz von zusammen 7,120 Personen, von denen 4,576, die im Ganzen 365,070 Aktien besitzen, Bürger der Vereinigten Staaten sind. 900 von den Aktionären sind im Staate Illinois ansässig, doch besitzen allerdings viele von diesen — es sind meistens Angestellte der Bahn — nur eine, zwei bis höchstens fünf Aktien.

In dem am 30. Juni 1900 zu Ende gegangenen Betriebsjahre wurden auf der Illinois Central-Bahn und deren südlicher Verlängerung — der Yazoo & Mississippi Valley-Bahn — im Ganzen 18,110,322 Tonnen Fracht befördert, wofür die Bahngesellschaft mit $25,876,084 bezahlt wurde. Der Werth der beförderten Waaren belief sich schätzungsweise auf $920,083,726. Die Frachtgebühren beliefen sich auf 2 8/10 Prozent dieses Werthes, aber durch die Beförderung wurde der Werth der Waaren erhöht um $226,272,923, von welchem Mehrwerth nur 11 4/10 Prozent in Form von Frachtgebühren an die Bahn abzugeben waren.

Präsident Fish zollte in seiner gestern bei dem Bankett gehaltenen Festrede die Hauptanerkennung für das Aufblühen der Bahn dem verstorbenen Wm. H. Osborn, welcher im Jahre 1855 zu ihrem Präsidenten erwählt wurde und dieses Amt fünf und zwanzig Jahre lang mit unübertroffener Fähigkeit versah.

Betheuert seine Unschuld.

Der Bauunternehmer Frank Novack war gestern kaum von Richter Prindiville von der gegen ihn wegen Meineids erhobenen Anklage freigesprochen worden und hatte kaum die Glückwünsche seiner Freunde entgegen genommen, als er vor der Revierwache an Harrison Straße von den Detektives Riley und Stapleton auf Veranlassung von H. O. Robinson wegen angeblicher Unterschlagung von $7000 wieder verhaftet und eingekäfigt wurde. Er soll sich die Unterschlagungen als Präsident der Novack Manufacturing Co. im Jahre 1898 haben zu Schulden kommen lassen und dadurch den Zusammenbruch des Unternehmens herbeigeführt haben. Robinson behauptet ferner, daß Novack zugegeben habe, $1600 veruntreut zu haben. Der Arrestant betheuert dagegen seine Unschuld, und versichert, daß seine Feinde, da sie seine Verurtheilung wegen Meineides nicht herbeiführen konnten, ihn nun aus reiner Niedertracht wegen eines Vergehens, an dem er gänzlich unschuldig sei, verhaften ließen. Die Anklage wegen Meineids war gegen ihn erhoben worden, weil er angeblich als Bürge für einen, an eine Versicherung-Gesellschaft ausgestellten Bond über $5000 vor einem öffentlichen Notar in Hamilton County, Jll., wissentlich falsch beschwor, persönliches Eigenthum von $60,000 zu besitzen. Der Richter hielt es nicht für erwiesen, daß der Angeklagte damals einen Meineid leistete und sprach ihn frei.

Des Hangens und Bangens müde.

Der Apotheker Henry F. Krueger, der angeblich unbefugter Weise Wassersteuern kollektirt und die eingezogenen Beträge unterschlagen hat, ersuchte gestern den Richter Prindiville, ihn möglichst bald zu prozessiren. Der Vertreter der Anklage versicherte indeß, daß drei Belastungszeugen trotz richterlichen Befehles nicht zum Termin erschienen seien. Ein Anwalt Kruegers machte geltend, daß sein Klient, wenn derselbe den Klägern die von denselben kollektirten Gelder zurückerstattet habe, straffrei entlassen werden sollte. Richter Prindiville erklärte indessen, daß ein Zurückerstatten der Gelder das Vergehen nicht ungeschehen mache, und daß er den Angeklagten, wenn derselbe schuldig sei, bestrafen werde, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, was derselbe nach seiner Verhaftung gethan habe.

Zu Zuchthausstrafe verurtheilt.

James Burnside, der unlängst von einer Jury in Richter Smith's Abtheilung des Kriminalgerichts in Verbindung mit dem Tode seiner Gattin des Todtschlags überführt wurde, ist gestern zu Zuchthausstrafe von unbestimmter Dauer verurtheilt worden. Burnside's Anwalt erneuerte den von der Vertheidigung schon früher geltend gemachten Anspruch, daß die Erschießung der Frau ein Zufall war, und stellte den Antrag, den Wahrspruch der Geschworenen umzustoßen und seinem Klienten einen neuen Prozeß zu gewähren.

Ein weiterer Aufschub der Urtheilsvollstreckung wurde von Richter Smith dem bejahrten und gebrechlichen Gattinmörder Charles Barber gewährt. Der schwerkranke Greis befindet sich im County-Gefängniß in ärztlicher Behandlung.

Aus dem Bankerottgericht.

Vor einigen Monaten beantragten die Gläubiger der Thomas Knapp Printing & Binding Co., 341 Dearborn Str., im Gericht die Bankerotterklärung der Firma, und gestern erklärte sich ihr Präsident Thomas Knapp, 4340 Lake Ave. wohnhaft, im Bundeskreisgericht für insolvent. Nach seiner Angabe hat er eine Schuldenlast von $37,800, während sich seine Bestände auf nur $800 belaufen.

Kurz und Neu.

* Charles May, der kürzlich von einer Jury in Richter Gibbons' Abtheilung des Kriminalgerichts der Bigamie überführt wurde, ist gestern zu Zuchthausstrafe auf unbestimmte Dauer verurtheilt worden.

* George Harris, der vorgestern, wie berichtet, unter der Anklage verhaftet wurde, den Leihstallbesitzer Leroy Payne mit einem werthlosen Check hineingelegt zu haben, ist von Richter Prindiville den Großgeschworenen überwiesen worden.

* Frank, alias „Dad" Flynn, der angeblich viel gewünschte notorische Geldschrankssprenger, der hier unlängst verhaftet wurde, kam gestern vor Richter Prindiville mit einer, obendrein noch suspendirten, Geldstrafe davon. Er hat angeblich versprochen, den Staub Chicagos von seinen Füßen schütteln und nie mehr hierher zurückkehren zu wollen.

* Während der Arbeit in der Fabrik der Gieling-McDowell Architectural Iron Works Co. an 26. Straße und Stewart Ave., erlitt gestern John Sinborn schwere Verletzungen am linken Bein. Der Verunglückte wurde nach seiner Wohnung, No. 673 Washtenaw Ave., geschafft.

Klammert sich an einen Strohhalm.

Anwalt John F. Geeting führte gestern vor Richter Gibbons zur Begründung seines Antrages auf Gewährung eines neuen Prozesses für seinen Klienten, den in Verbindung mit dem Tode von John Horne des Todtschlages überführten John Lorenz Gabel, des Längeren aus, daß die Auswahl der Geschworenen in ungesetzlicher Weise erfolgte, da die Namen nicht, wie vom Gesetz vorgeschrieben, von einem Clerk des Kriminalgerichts, sondern von einem Clerk der Jury-Kommission gezogen wurden. Es sind dies dieselben Gründe, die gelegentlich des Versuches, Gabel mittels eines Habeas Corpus-Befehles seine Freiheit zu verschaffen, sowie im Falle der des Todtschlages überführten Louise Hagenow vor dem Obergericht, auch schon vor Richtern des Kriminalgerichts angeführt, aber von letzteren verworfen wurden. Im Hagenow-Falle hatte das Obergericht entschieden, daß der Einwand, nachdem die Angeklagte in Anklagezustand versetzt worden war, hätte erhoben werden müssen, daß derselbe aber, nachdem die Angeklagte prozessirt und überführt worden sei, nicht mehr berücksichtigt werden könne. Sich auf diesen Entscheid stützend, protestirte Geeting in dem Falle Gabels, ehe der Fall den Großgeschworenen unterbreitet wurde, und jetzt führt er den Einwand in's Treffen, um für seinen Klienten die Gewährung eines neuen Prozesses zu erwirken. Richter Gibbons hat den Antrag in Erwägung gezogen.

Unerschrockener Polizist.

Auf dem 51. Str.-Boulevard ereignete sich gestern Nachmittag eine Durchbrennerei, welche das Leben der zahlreichen Passanten und der Insassen der, den Boulevard belebenden Schlitten in hohem Grade gefährdete. Ein vor einen leeren Schlitten gespanntes Pferd, das sein Besitzer — Henry Malzin, 53. Str. und Lake Ave. wohnhaft — in der Nähe des Ueberganges der Illinois Zentralbahn auf der Straße hatte stehen lassen, wurde plötzlich scheu und ging durch. Der Schlitten kippte bald um, und der Gaul stürmte, den umgestürzten Schlitten hinter sich her schleppend, den Boulevard in westlicher Richtung entlang. Die Fußgänger stoben beim Anblick des Durchgängers nach allen Richtungen auseinander, während die Lenker der zahlreichen Schlitten auf dem Boulevard sich bemühten, aus dem Bereich der Gefahr zu kommen. Es wäre sicherlich nicht ohne einen Unfall abgegangen, wenn sich nicht der Polizist Andrew Ledwidge von der Hyde Park-Revierwache dem wie toll dahinrasenden Pferde in den Weg gestellt und ihm in die Zügel gefallen wäre. Der wackere Beamte ließ dieselben auch nicht los, obwohl er 75 Fuß weit mit fortgeschleift wurde und zahlreiche, zum Glück aber nicht gefährliche, Quetschungen erlitt.

Hetzjagd per Patrouillewagen.

Vom Patrouillewagen aus, in welchem sie der Bestie eine beträchtliche Strecke weit in wilder Jagd nachgesetzt waren, erschossen gestern an 64. Straße und [illegible] Polizisten einen großen Bernhardiner-Hund, der offenbar an der Tollwuth litt. Die Polizei hat festgestellt, daß das Thier ein Pferd gebissen hat, konnte aber nicht ermitteln, ob seine gifttriefenden Fänge auch menschlichen Wesen verderblich geworden sind. Knaben, die an 51. Straße und South Park Ave. spielten, wurden zuerst auf den Hund aufmerksam, der nach Allem schnappte, das ihm in den Weg kam. An 60. Straße und Cottage Grove Ave. wurden zwei Polizisten der Bestie ansichtig und sandten ihr auch mehrere Schüsse nach, die aber ihr Ziel verfehlten. Sie telephonirten dann nach dem Patrouillewagen, und nach langer Hetzjagd gelang es auch, das gefährliche Thier zur Strecke zu bringen.

Neuer Blatternfall.

Im Gesundheitsamt stellte sich gestern der 37 Jahre alte Bahnarbeiter Michael Kierce, der zuletzt im Town Lyons beschäftigt war, den Aerzten vor, welche auf den ersten Blick erkannten, daß der Mann an den Blattern litt. Der Mann wurde unverzüglich nach dem Isolir-Hospital geschafft. Die vorgestrige Nacht verbrachte Kierce in der Deering Str.-Revierwache, wo man ihm als Obdachlosem in einer Zelle Unterkunft gewährt hatte. Auf Anordnung des Gesundheitsamtes wurden der Zellenraum und das Wachlokal desinfizirt und alle Polizisten, die sich im Gebäude befanden, mußten sich impfen lassen.

Kurz und Neu.

* Richter Dunne stellte gestern das Verfahren gegen Marshall A. Pike ein, der sich der Mißachtung des Gerichtshofes schuldig gemacht haben sollte, indem er seiner, von ihm geschiedenen Gattin Gertrude H. Pike die ihr vom Richter zugesprochenen Alimente und Anwaltsgebühren nicht entrichtete. Pike versprach, das Versäumte nachholen zu wollen, worauf ihn der Richter straffrei seines Weges ziehen ließ.

* Wahrscheinlich in Folge der Kreuzung zweier elektrischen Dähte entstand gestern Abend im Erdgeschoß des vierstöckigen Backsteingebäudes Nr. 84 Lake Straße ein Brand, der einen Sachschaden von $1000 anrichtete, wovon die Hälfte auf das Gebäude entfällt, das Eigenthum von A. Dickey von New York ist. Der Restbetrag vertheilt sich auf die Standard Sewing Machine Co. und die Richardson-Boynton Co., welche ihre Geschäftsräume in dem Gebäude haben. Die Feuerwehr mußte einen Theil des Fußbodens loshacken, um an den Herd des Brandes gelangen zu können.

Marktbericht.

Chicago, den 9. Februar 1901.

Getreide.

Weizen — Februar	$0.72¼
März	0.73¼
Mai	0.74¾
Mais — Februar	0.37¼
März	0.37½
Mai	0.39¼
Hafer — Februar	0.24½
Mai	0.25½

Baarpreise — Weizen 65—73½c. — Mais 57½—38½c. Hafer 25½—28½c; Gerste 48—58c; Roggen 50½—50¾c; Flachssamen $1.60; Timothy-Kleesamen $4.10—4.40 per 100 Pfund; Heu $6.00—13.00 per Tonne.

Provisionen.

Schmalz — Mai	$7.52½
Juli	7.55
Rippchen — Mai	7.05
September	7.17½

Verschiedene Gebrauchs-Artikel.

Preise, die von den Engros-Firmen den Kleinhändlern berechnet werden.

Aepfel, gedörrte	$0.05 —0.06
Pfirsiche, gedörrte	0.06 —0.08
Aprikosen	0.08½—0.09
Heidelbeeren	0.06 —0.07
Himbeeren	0.19 —0.20
Rosinen — Muskateller	0.06 —0.08
London Layers, per Kiste	1.50
Zanteser Korinthen	0.11 —0.12
Zitronenschalen	0.11
Terragona Mandeln	0.14½
Brasilianische Nüsse	0.10
Erdnüsse (Tennessee'er)	0.05½

Spezereien.

Zucker — der Hut, 100 Pfund	6.29
Staubzucker, 100 Pfund	5.89
Speisezucker, 100 Pfund	5.73
Würfelzucker, 100 Pfund	6.04
Konditors' A, 100 Pfund	5.59
„O. A.", 100 Pfund	5.41
Thee — Young Hyson	0.25 —0.55
Imperial	0.30 —0.42
Gunpowder	0.28 —0.50
Moyune	0.60 —0.72
Japan	0.28 —0.44
Oolong	0.26 —0.70
Kaffee — Bester Rio	0.14 —0.17
Geringere Sorten Rio	0.08 —0.12
Maracaibo	0.11 —0.18
O. G. Java	0.26 —0.32
Mokka	0.29
Reis — Louisiana	0.05 —0.07½
Carolina	0.05½—0.07½
Java	0.05½—0.06
Japan	0.06½—0.07½

Fische.

Weißfische, 100 Pfund	7.50
California Lachs, per Faß	12.50
Nr. 1 Forellen, ½ Faß	6.50
Holländische Häringe, frische, Fäßchen	0.75 —0.85
Labrador Häringe, per Faß	7.50

Viehmarkt.

Beste Stiere	$5.85 —6.10
Stiere mittlerer Größe	4.60 —5.20
Stiere von 1200—1390 Pfund	4.00 —4.50
Stiere von 800 bis 1150 Pfund	3.50 —4.50
Bullen	2.25 —4.50
Kälber	2.50 —6.25
Kühe und Färsen	1.40 —3.30
Texanische Stiere	2.65 —4.65
Schweine	5.00 —5.40
Schafe	3.50 —4.50
Lämmer	3.60 —5.25

Es wurden während der letzten Woche nach Chicago gebracht: 51,385 Rinder, 1,345 Kälber, 183,691 Schweine, 70,526 Schafe. Von hier verschickt wurden: 18,872 Rinder, 156 Kälber, 25,464 Schweine, 11,640 Schafe.

Marktpreise an S. Water Straße.

Meierei-Produkte:

Butter—	
Creameries — Extras	$0.20½—0.21
Erste Qualität	0.16 —0.18
Zweite Qualität	0.14 —0.15
Dairies — Extras	0.18
Kochbutter	0.12 —0.12½
Käse—	
Twins	0.10 —0.10½
Young Americans	0.11½
Cheddars	0.09½—0.10
Brick	0.09½—0.10
Limburger	0.09½—0.10
Schweizer	0.08 —0.13
Eier—	
Per Dutzend	0.18½—0.18¾
Bohnen—	
Per Sack	1.98 —2.40
Geflügel, für die Küche hergerichtet—	
Truthühner, per Pfund	0.08 —0.09
Hühner, per Pfund	0.08 —0.08½
Enten, per Pfund	0.10 —0.10½
Gänse, per Pfund	0.08 —0.08½
Lebendes Geflügel—	
Truthühner, per Pfund	0.06½—0.07
Hühner, per Pfund	0.07½—0.08
Enten, per Pfund	0.09
Gänse, per Dutzend	6.00 —8.50
Kalbfleisch—	
Per Pfund	0.5½—0.09½
Frische Fische—	
Schwarzer Barsch, per Pfund	0.12½
Zander, per Pfund	0.06 —0.07
Hechte, per Pfund	0.04 —0.05
Frische Früchte—	
Apfelsinen, per Kiste	1.50 —6.00
Heidelbeeren, per Faß	7.00 —9.00
Erdbeeren, per Quart	0.30 —0.40
Pfirsiche, per Korb	0.20 —0.40
Aepfel, frische	2.00 —4.00
Birnen, per Faß	1.50 —3.00
Zitronen, per Kiste	2.75 —3.75
Bananen, per Bündel	0.60 —1.30
Gemüse—	
Kartoffeln, per Bushel	0.35 —0.45
Tomaten, sechs Körbe	3.00 —3.50
Zwiebeln, per Bushel	0.85 —0.95
Gurken, per Dutzend	1.25
Kohl, frischer, per Kiste	3.50
Kopfsalat, per Faß	4.00 —6.00
Blattsalat, per Kiste	0.25 —0.30
Mohrrüben, frische, per Dutzend	0.30 —0.35
Sellerie, per Dutzend	0.15 —0.25
California Sellerie, per Kiste	2.50 —3.50
Rüben, per Faß	2.50 —3.00
Radieschen, per Dutzend	0.15 —0.25
Spinat, Illinoiser, per ¾ Bushel	0.30 —0.35
Grüne Erbsen	2.00

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizensen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

Edward T. Jackson, Hulda Emerson, 24, 19.
Jakub Filas, Ursula Ciapala, 26, 29.
William Fore, Eva Teppy, 26, 21.
John Powers, Ellen Horn, 24, 22.
Adolph Breyer, Rose Handelman, 27, 21.
Everett F. Henry, Emma Donohue, 21, 23.
Anton Tydich, Annie Ostry, 23, 20.
Henry F. Stimps, Kittie M. Becker, 21, 18.
John A. T. Hintz, Bertha Klinkrawitz, 38, 32.
Josef Riedl, Mary Meteles, 28, 24.
John Stanek, Anastacia Bocinsky, 29, 23.
Joseph Stanek, Bessie Bonesh, 23, 22.
John F. Dvorak, Annie M. Novak, 28, 24.
Arthur West, Clara Hempe, 23, 21.
Thomas Ahern, Hannah Roche, 28, 26.
Charles Molick, Elizabeth Evans, 30, 26.
Frank Shorts, Hilda Knoff, 19, 18.
Carl A. Melin, Edla B. Johnson, 30, 21.
Thomas Schaack, Mary Seip, 25, 26.
Richard A. Pick, Elizabeth B. Coleman, 27, 22.
William Warren, Lizzie Webb, 24, 18.
Frank Stermer, Julia Susala, 22, 21.
William Paulsen, Wilhelmine Dehning, 29, 25.
James Walsh, Margaret Sullivan, 32, 29.
Carl Lenz, Martha Batzke, 31, 25.
John D. Evans, Mabel B. Douglaß, 36, 22.
Benson M. Hoover, Lillian O. Fergus, 24, 24.
Jedrzej Mejka, Victoria Mejka, 26, 18.
Matrius Kasnauski, Kazimera Woitkewicz, 23, 19.
George J. Klein, Emma Hack, 31, 21.
John Davis, Cora Bigman, 30, 24.
Rudolph A. Hantak, Mary Bolk, 24, 23.
Lloyd Lang, Gertrude Harris, 24, 18.
Albert Osterman, Florence Beldman, 28, 24.
Michael Stack, Mary Kelly, 44, 27.
Philip Tidholm, Ida Johnson, 29, 22.
Paul R. Tepper, Mary Gotham, 23, 19.
William Graham, Mary J. Colomer, 37, 27.
Khalil Maloof, Wadiha Jabbour, 26, 19.
James Mulligan, Anna Muchowski, 22, 20.
Arthur H. Gankler, Marion A. Loomis, 26, 25.
Fred. R. Gustafson, Selma A. Lindgard, 25, 24.
Raymond Dawes, Margaret S. Lahan, 21, 19.
Victor W. East, Minnie Harnden, 26, 20.
David C. Byers, Mary A. Carey, 25, 23.
John C. Paul, Bertha Lau, 26, 21.
Frank W. Lyon, Vernon Montgomery, 32, 23.
Harry Yager, Tillie Benocka, 24, 23.
Michael McHale, Bridget Corrigan, 25, 23.
Stanislaus Sindul, Maryanna Labaj, 26, 20.
Charles F. Nordine, Hilda C. Olson, 29, 21.
Alfred Anderson, Alma Johnson, 29, 24.
Henry W. Olson, Lizzie Russell, 21, 22.
Josef Dackiewicz, Teofilia Stolavska, 29, 19.

Todesfälle.

Nachfolgend veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Meldung zuging:

Schmid, Josephine, 33 J., 1228 21. Str.
Pollock, Florence, 45 J., 1619 Michigan Ave.
Traeger, Minna, 29 J., 3850 Houston Ave.
Otto, Angeline, 49 J., Oaklawn, Jll.
Kocher, Gottfried, 61 J., 640 117. Str.
Brueckner, Christ, 61 J., 939 Wolfram Str.
Lepp, Wolf, 64 J., 210 Ost Ohio Str.
Schanen, Frank, 24 J., 863 Clybourn Ave.
Eggert, Max, 39 J., Pullman, Jll.
Arnold, Caroline, 65 J., 688 Augusta Str.
Kelb, August, 74 J., 510 60. Pl.
Haber, Maria, 67 J., 431 23. Str.
Paulson, Flora, 35 J., 1265 42. Ave.
Hecht, Charles, 25 J., 2132 Carroll Ave.

Bau-Erlaubnißscheine

wurden ausgestellt an:

Rev. M. Kraweznnas, einstöckige Brick-Kirche, 32. Str. und Auburn Ave., $40,000.
Church of the Good Shepherd, einstöckiger Brick-Anbau, 1132—34 Lawndale Ave., $4500.
Fred. C. Haedke, 1½stöckige Frame-Cottage, 1861 Carmen Ave., $1000.
Sarah Balls, zweistöckige Frame-Residenz, 228 Prairie Ave., $3000.

Vergnügungs-Wegweiser.

Powers.—Heute: Deutsche Vorstellung.
Illinois.—Francis Wilson in der Operette „The Monks of Malabar".
Studebaker.—Die Operette „Olivette" (in Englisch.)
Grand Opera House.—Richard Mansfield in Shakespeare's „Henry V."
McVickers.—„More than Queen".
Great Northern.—„A Hot Old Time".
Dearborn.—„Liberty Hall".
Hopkins.—„Fedora".
Alhambra.—„Siberia".
Bijou.—„Cumberland '61".
Academy.—„The Ladder of Life".
Rienzi.—Konzerte jeden Abend und Sonntag Nachmittag.
Field Columbian Museum.—Samstags und Sonntags ist der Eintritt kostenfrei.
Chicago Art Institute.—Freie Besuchstage: Mittwoch, Samstag und Sonntag.

Für müßige Stunden.

Preisaufgaben.

Gleichklang (565).

Von J. Beil, Racine, Wis.

Vereint — ist's manche Kleidung,
Auch vieler Menschen Wesen;
Getrennt — soll zum Erlernen
Wohl jeder sich's erlesen.

Worträthsel (566).

Eingeschickt von Hugo Petersen, Chic.

Das Erste bringt bald Freud', bald Leid,
Besonders oft viel Neuigkeit;
Verfaßt ist's stets mit einer Hand,
Wer hat nun dieses Ding erkannt?

Das Zweite ist bald voll, bald leer,
Aus Holz, auch Glas, stellt man es her;
Selbst der Soldat, so schmuck und fein,
Muß leider oftmals auch hinein!

Laßt nun das Erste Du in's Zweite wandern,
(—Du kannst's in dieser Stadt, wie auch in jeder andern)
Mußt nothgedrungen Du das Ganze sehn;
Auch wirst Du täglich d'ran vorübergeh'n.

Silbenräthsel (567).

Von C. W. Krause, Chicago.

Die zwei Ersten sind sehr veränderlich,
Dem Einen paßt es, dem Andern nicht;
Und weil es sind so Gottessachen,
Kann gar nichts man dagegen machen.

Die Dritte, ein Thier, hübsch hoch den Kopf,
Trägt aber kein Ei in seinem Kropf.
Es ist sehr eifer- und streitsüchtig,
Und thut dabei gewaltig wichtig.

Das Ganze jedoch ist gar nicht wild,
Und blos dem Dritten ein Ebenbild.
Es steht hoch eben auf einem Fuß,
Weil es gar sehr viel tanzen muß.

Wechselräthsel (568).

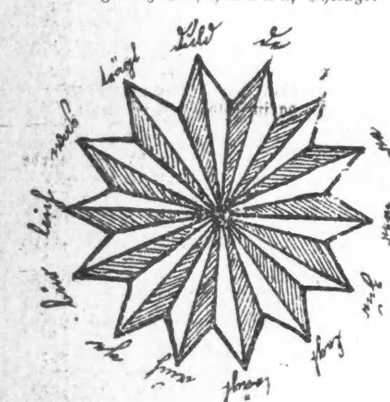
Von Jakob Klein, Chicago.

Es ist zu bilden durch Umstellen der Buchstaben aus je zwei Wörtern ein Wort und zwar aus:

1. Leue M u. ein männlicher Vorname.
2. Ma tha Gera, ein weiblicher Vorname.
3. Kara Mei, der Name eines Landes.
4. Lips Sia.p.i, der Name eines Stromes.
5. Sein Alen, der Name einer Insel.
6. Anna Jerk, der Name eines Vogels.
7. Liga toral, der Name eines Reptils.
8. Iua Mo'ur'iu, der Name eines Hotels.
9. Lini Soli, der Name eines Staates.
10. Pands Bote, der Name einer Zeitung.
11. Ite Esor, der Name eines Geschenkes.
12. Von Rahue, der Name einer deutschen Stadt.

Sternräthsel (569).

Von Fritz Leschmann, Chicago.



Die Silben sollen so geordnet werden, daß sie, in richtiger Reihenfolge, ein deutsches Sprichwort ergeben.

Bilderräthsel (570).

Von George Rüdiger, Chicago.



Es werden wieder mindestens sechs Bücher als Prämien für die Preisaufgaben — je ein Buch für jede Aufgabe, wobei das Loos entscheidet — zur Vertheilung kommen — mehr, wenn besonders viele Lösungen einlaufen. Die Zahl der Prämien richtet sich nach der Anzahl der Lösungen. Die Verloosung findet Freitag Morgen statt und bis dahin spätestens müssen alle Zusendungen in Händen der Redaktion sein. Postkarten genügen, werden die Lösungen aber in Briefen geschickt, dann müssen solche eine 2-Cents-Marke tragen, auch wenn sie nicht geschlossen sind.

Die Prämien sind in der „Office der Abendpost Co." abzuholen. Wer eine Prämie durch die Post zugeschickt haben will, muß die ihn vom Gewinn benachrichtigende Postkarte und 4 Cents in Briefmarken einschicken.

Nebenräthsel.

(1.) Buchstabenräthsel.

Von Frau Marie Andermann, Chic.

In Berlin ist es nicht zu sehen,
Doch jeder sieht's in Potsdam stehen.
Dem Reichen fehlt's,
Der Arme hat es immer,
Und doppelt hat es jedes Frauenzimmer.

(2.) Silbenräthsel.

(Nur für Männer.)

Von B. L., Oaklawn.

Sicher ist die 1 nicht wenig;
1 2 3 4 trieb mancher König;
Alles Leben kommt aus 4;
Des Ganzen doch entrath' ich Dir.

(3.) Silbenräthsel.

Von Frau Antonia Bialk, Chicago.

Die Erste, sie umgibt Dich immer;
Der Mensch kann sie entbehren nimmer;
Hat nicht Gestalt und hat nicht Größe;
Bald ist sie „dick", bald wieder „dünn",
Bald ruhig, bald weht's her und hin,
Bald stumm, bald voll Getöse.

Der Zweiten gibt's viele im deutschen Land,
Wo oft sie auf hohen Bergen stand,
Bewohnt von Fürsten und Herren.
Du siehst sie auch an manchem Thor
— Aus Eisen gefertigt liegt sie davor —
Dieben den Weg zu sperren.

Das Ganze, es steiget im lieblichen Bau
Hinauf zu des Himmels leuchtendem Blau,
Von Flügeln der Hoffnung getrieben.
Ein Jeder wohl — hat's gebauet,
Hat jauchzend zu ihm aufgeschauet
— Sah seufzend es zerstieben.

(4.) Diamanträthsel.

Von Frl. Elfrieda Heese, Chicago.

A
A A C
C C D D D
D E E G H I I
I I L L L M M N N
N N O O O O O
O R R R S
S S T
T

Sind die Buchstaben richtig geordnet, so nennen die wagerechten Reihen:
1. Einen Buchstaben.
2. Eine alte Stadt.
3. Eine Hülsenfrucht.
4. Eine Stadt am Lake Michigan.
5. Den Namen eines Schiller'schen Dramas.
6. Eine Stadt in Michigan.
7. Einen Ex-König.
8. Einen Fluß in Rußland.
9. Einen Buchstaben.

Die beiden Mittellinien ergeben dasselbe.

(5.) Buchstabenräthsel.

Eingeschickt von Klara Bauer, Chicago.

1 2 und 3 wird eng gehegt:
2 3 weißt, wo man Ruh' oft pflegt.
1 2 3 4 nicht stets ist's fein;
2 3 3 4 gesund muß sein;
3 4 — 8, es kommt, es geht;
2 3 — 5 klingt wie Gebet;
3 4 — 8 mahnt: stille sein!
6 bis zu 11 deckt groß und klein;
Doch 1 bis 11 bestimmt ist nur
Zu schützen zarter 1—5 Spur.

(6.) Versteckräthsel.

Von Frau Hilde, Chicago.

Lieschen, Julia, Josephine, Robbe, Elise, Ma ie, Humpty-Dumpty, Pepi, Klara, Brückchen, Lore, Heidröschen, Kamilla, L u'se, Hummel.

Aus jedem der Namen ist der Reihe nach ein Buchstabe zu nehmen. Ergibt einen Satz, welchen jede genannte Nichte schon an die Räthselecke gerichtet hat.

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Silbenräthsel (559).
Windbeutel.
Richtig gelöst von 119 Einsendern.
Zwei Preise.

Buchstabenräthsel (560).
Kaffee, Affe, Fee.
Richtig gelöst von 145 Einsendern.
Zwei Preise.

Buchstabenräthsel (561).
Willkommen.
Richtig gelöst von 132 Einsendern.
Zwei Preise.

Quadraträthsel (562).
Eduard, Dukaten, Ardennen.
Richtig gelöst von 90 Einsendern.

Scherz-Rösselsprung (563).
Komische Grabschrift.

Hier liegt ein kleines Oechselein,
Dem alten Ochs sein Söhnelein;
Der liebe Gott hat nicht gewollt,
Daß es ein Ochse werden sollt.

Richtig gelöst von 89 Einsendern.

Bilderräthsel (564).
Crambambul(l)i.
Richtig gelöst von 79 Einsendern.

Lösungen zu den „Nebenräthseln" in voriger Nummer.

(1.) Gleiche Klänge. — Fliegen, fliegen; Triebe, triebe; Herzog, herzog; Habe, habe.
(2.) Silbenräthsel. — Maskenball.
(3.) Buchstabenräthsel. — Maus, Laus.
(4.) Räthsel. — Stimmung.
(5.) Diamanträthsel.—M., Rad, Binde, Gerhard, Manhattan, Stettin, Beten, Pan, N.
(6.) Zusammensetz-Aufgabe. — Wer seinen Feinden Gutes thut, der übt den größten Edelmuth.

Richtige Lösungen

sandten ein:

Charles Brindl (5 Preisräthsel — 2 Nebenräthsel): Herman Renten (3—1); Theo. E. Goebel (6—3); Michael Schmitt (6—2); Ernst Theodor (5—3); Carl Friedlieb (6—0); „Johanna" (5—4); Marie Koehler (1—0); Leopold Strauß (3—2); Frl. Ella Groß (6—2); Wm. Becker (5—4); Frau Anna Pinnow, Maywood, Ill. (5—4); Frau E. Lomberg (5—2); F. C. Bich (6—3); Frau Emma Kredler (3—1); Frau Neu, Hammond, Ind. (4—4); Frau A. Tschupp (1—1); Frl. Anna Consoer (5—4); C. E. Winckler (4—3); Henry Gehl (5—0); Frau Wm. Günther, Arlington Heights, Ill. (3—0); John Ruschel, Danville, Ill. (4—0); Fritz Leschmann (6—5); Willie M., Chicago (6—3); P. S. Raarup (6—4).

G. Michael, Hammond, Ind. (6—0); Helene Morton, Oak Park, Ill. (4—4); Frau P. F. Frickow (5—4); Johannes Spund (4—4); Hans Faust (6—3); Chas. Baumann (6—2); Fritz Kirchherr (6—2); Frau Ida Leptien (5—2); Frau A. Bering (2—4); F. Gerbing, Hammond, Ind., (5—0); Jakob Bernhard, Grand Rapids, Mich. (5—0); Frau Martha Jahn (4—1); Emil Schweikart (4—3); H. Timm (5—2); F. W. Lossau (5—0); Frau Augusta Kistenbroker, Oak Park, Ill. (6—3); Wm. Ackermann (6—0); C. Norman (1—0); Frau Emilie Lammel (3—1); George Rüdiger (6—4); Ferdinand Joggerst (4—4); Bridget O'Shaugnessy, Pullman (5—1); Julius Grotefend (5—3); C. L. Scharien (5—5); Francis A. Frintner (6—4).

Frau Pauline Schoepfer (4—2); Frl. Marie Raecke (4—1); Frau Virginia Kemmet (3—0); J. C. Weigand (6—4); Berthold Ihrcke (6—4); G. Bieleck (4—3); Hans Jessen, Racine, Wis. (5—3); Frau Anna Puls, Davenport, Ja. (2—2); Frau Marie Moch (3—3); Henry Langfeldt (5—3); Frl. Elfrieda Heese (2—2); Peter Wilkin (4—2); H. Draeger, Davenport, Ja. (4—5); H. H. Behnke, Davenport, Ja. (4—4); Frieda Woerner (2—1); Frau M. Helbich (4—0); Frau Joseph Roob (2—2); A. W., Chicago (5—4); Anna Schrepfer (4—2); A. F. Hintze (6—0); Carl Trott (4—0); John N. Prell, Elmhurst, Ill. (2—0); Frau Bertha Liebich, Oak Lawn, Ill. (5—4); Elise Mayerhöfer (2—1); Sophie Burch (3—3).

John Zeitzmann (5—0); Myra F. Loewenthal (1—1); John Nauheimer (2—1); H. B. Proehl (3—1); Frau B. Zimmermann (4—2); J. E. Moser (4—2); Fritz Allner (6—0); Frau M. Wiese (5—3); Geo. Geerdts, Maywood, Ill. (5—3); Frau F. Büttler (5—4); A. Moerl, sen. (4—4); Frau F. Zielke (3—3); „Julia" (2—0); H. Stephan (1—0); H. Kornrumpf (4—0); Henry Meyer (6—5); Adolph Huber (6—0); Sarah Weiß (4—1); Rich. Roeschlein (6—4); Frau Anna Huber (4—4); Frau Margaretha Kahn (2—1); „Emil", Chicago (5—0); F. L. Graf (4—0); Frau Rößheim (4—5); L. Rosenberg (4—1).

Wm. Deubel (5—0); Frau Louise Pinger (4—2); Frau Bertha Liebich, Chicago (5—4); Frau K. Müller (4—3); Alfred Foelsch (6—5); Frau Pauline Gebauer, New York (4—2); Andy Seifert, South Bend, Ind. (4—2); Frau Elise Hübner (5—0); Ernst Schlegel (4—0); Theo. Stech, South Bend, Ind. (4—2); Frau Bertha Knuepfer (5—4); J. Beil, Racine, Wis. (5—5); Frl. Irma Desebrock, Milwaukee, Wis. (4—0); Katie Andresen (2—3); H. Kannenberg, Hinsdale, Ill. (4—2); L. Ostertag (6—2); Peter Herres (6—0); „Walter" (5—0); Frau F. W. Koopmann (5—1); Wm. J. Barth, South Bend, Ind. (4—2); „Frau Hilde" (5—2); Frau Katie Schelp (6—3); Frau A. B., Davenport, Ja. (4—4); Frau Anna Koehler (3—4).

A. H. Buege (5—0); Frau P. Andersen (2—1); Frau Geo. Conrady (6—1); Franz A. Müller (5—4); Charlie Viereck (6—0); J. Körner (4—3); Rudolf Schweitzer (6—5); Frl. Elsa Meyer (6—0); Julius Henn (3—4); Herm. Witte (3—3); A. Beidel, Englewood (5—3); H. Althaus (2—2); Frau A. Bolley (3—0); Frau H. Froehlich und Sohn Fritz (6—4); Frau Alma Boehme (6—3); Frau P. Rauschkolb, Peoria, Ill. (3—2); Frau Emilie Hentee (4—3); H. L. Krueger (3—0); Frau Käthe Oser, Crown Point, Ind. (5—1); Frau Dora Brix, Davenport, Ja. (4—2); Marie Beuter (5—3); Frau Hermine Seyl (5—4); Frau Louise Schnitzler (5—4); Frau Helena Wahl, Morrisonville, Ill. (2—2); Frau Maria Maaß, Lyons, Ja. (2—1); Frau F. L., Davenport, Ja. (5—3); (2—1); Frau F. L., Davenport, Ja. (5—3); Frau Marie Lange (3—1); Ernst Meinert (4—3).

Prämien gewannen:

Silbenräthsel (559). — Loose 1—119. — Zwei Preise.
H. Kornrumpf, 757 N. Halsted Str., Chicago: Loos No. 63.
George Rüdiger, 71 E. Van Buren Str., Chicago: Loos No. 37.
Buchstabenräthsel (560). — Loose 1—145. — Zwei Preise.
Wm. Ackermann, 2108 Fillmore Str., Chicago: Loos No. 39.
Bridget O'Shaugnessy, Pullman: Loos No. 43.
Buchstabenräthsel (561). — Loose 1—132. — Zwei Preise.
Frau Louise Schnitzler, 373 E. Division Str., Chicago; Loos No. 130.
Frau P. Rauschkolb, 101 Hurburt Str., Peoria, Ill.: Loos No. 84.
Quadraträthsel (562). — Loose 1—90: H. L. Krueger, 356 Mohawk Str., Chicago: Loos No. 86.
Rösselsprung (563). — Loose 1—89. — Michael Schmitt —, Chicago: Loos No. 3.
Bilderräthsel (564). — Loose 1—79. — A. Kranz, 380 Milwaukee Ave., Chicago: Loos No. 51.

Briefe an den Räthsel-Onkel.



Der Räthselonkel.

Chicago, 3. Febr. 1901.

Werther Herr!

„Haideröschens" Gedanke über meine gute, mein Lebensglück wollende Schwiegermutter, ist schön: aber es kommt anders:

Mahnung eines Beweibten an die Unbeweibten.

Willst Du die Freiheit Dir bewahren,
Die freundlich lächelnd nach sich zeigt,
So meide in den besten Jahren
Den Feind, der listig Dich umschleicht:
Wo er regiert, herrscht Ungewitter.
Man nennt ihn kurzweg: Schwiegermütter!

Sie ist ein Weib mit süßem Lächeln,
Wenn Dich die Fessel noch nicht band;
Sie wird die heiße Stirn Dir fächeln
Und zärtlich streicheln Deine Hand.
Sie wird — um doch zu triumphiren —
Mit Dir verwegen kokettiren.

Sie wird Dir Deine Leibgerichte
Und Leibgetränke stets servier'n;
Sie wird Dich — schreibst Du gar Gedichte—
Zu Liebes-Oden inspirier'n;
Sie wird den Herrgott keck abschwören,
Willst Du ihr Atheismus lehren!

Sie wird — so lang Du frei und ledig —
Dein Lob posaunen ohne Rast:
Doch Gott sei Deiner Seele gnädig,
Wenn schließlich Dich die Schlinge faßt.
Dann zeigt sie sich im wahren Lichte:
Die Ehe wird zum Hochgerichte!

Dein Weib! Nun, die hat nichts zu sagen
So lang' Mama am Leben ist;
Die muß nur wimmern, heulen, klagen,
Daß Du der schlecht'ste Gatte bist.
Doch kommt ein neuer Hut in Mode,
Muß sie Dir schmeicheln — um 'ne Note!

Und kannst Du schließlich nicht erzwingen,
Was beider Frauen Putz verlangt,
Dann heißt's, Du liegst in fremden Schlingen,
Und früh und spät wird nun gezankt.
Du kriegst nach schwerer Tagesmühe
Nur noch verbrannte Suppenbrühe.

Und fühlst Du gar ein frech Verlangen
Nach einem Römer flüssig Gold,
Flugs wird um Scheidung angegangen,
Man stempelt Dich zum Trunkenbold!
Man macht — aus Lieb' zu Deinen Noten—
Zuletzt Dich noch zum Idioten!

Hach Du einst schüchtern widersprochen,
Das wird zum Schlag, zum blauen Mal!
Man schwört von lahmgeschlag'nen Knochen,
Und nennt Dich herzlos und brutal!
Doch läßt man Dich in Gnaden laufen,
Willst Du Dich fürstlich ledig kaufen.

D'rum, willst Du Deine Freiheit wahren etc.
Mit Gruß Leopold K.

An's grippe-kranke Lieschen.

Ach, Du armes Lieschen,
Wollt'st es doch versteh'n,
Und blos für drei Sekunden
In's kalte Wasser geh'n:
D'rauf schnell in's warme Bette
Und Hilde macht 'ne Wette,
Daß unser liebes Lieschen
Kriegt Bäckchen, wie Radieschen.

Ja, die böse Grippe! Sie ist das Schreckgespenst der Gegenwart. Doch nicht für Kneippianer. Hatte letzte Woche viermal Gelegenheit, sie dahin zu jagen, wo der Pfeffer wächst, denn vier meiner Kinder wurden von derselben befallen. Doch es hat mir wirklich Spaß gemacht, zu sehen, wie ich ihrer Herr wurde, und das gründli. Ein gewöhnlicher Fall nimmt einen halben Tag Zeit und zwar bis die Badewanne voll eiskalten Wassers; ein schlimmer dagegen schon die doppelte Quantität. Zapfen und Spund mögen hier aber nur nicht erschrecken und glauben, das müsse Alles getrunken werden. Gott bewahre! Sie sollen sich, wenn sie's nöthig haben, blos hineinsetzen, aber hübsch schnell, und wenn sie untertauchen, können sie sich aus Vorsicht zuvor ein Tuch vor den Mund binden. Wenn sie darnach, eins, zwei, drei, wieder im Bett liegen, und dieselbe Prozedur wiederholen, sobald das Fieber wiederkommt und sie recht heiß sind (nie, wenn sie frieren), so werden sie andern Tags wie neugeboren fühlen und können nach Belieben wieder auf die Affenjagd gehen, ohne einen Rückfall befürchten zu müssen.

Frau Hilde.

Lieber Onkel!

Also so getroffen fühlt sich unser lieber Onkel von dem kleinen Wörtchen „voll"? Wir Nichten meinen ja nur voll des heiligen Geistes, oder voll Anmuth u. s. w. Voll Getränk? bah, so etwas, das reimt sich doch mit unserer Zuneigung zum Onkel nicht zusammen. Eine für Alle.

Frau Elise H.

Chicago, 6. Febr. 1901.

Wie ist es möglich, wenn der Onkel vom Schmause kommt und aufgeräumt ist, und findet zu Hause seinen Schreibtisch auch aufgeräumt, daß er dann das Grausen bekommt?

H. Stephan.

Lieber Onkel!

„Es lebe hoch die Wissenschaft!" Sie werden sich vielleicht wundern, was mich zu diesem Ausruf bewogen hat, und damit Sie sich den weisen Kopf nicht gar zu sehr zerbrechen, werde ich's Ihnen gleich sagen: Ich habe bis dato nicht gewußt, durch welche Naturkraft die Erdbeben entstehen, aber jetzt weiß ich es. Herm. Witte, abgekürzt H. W., hat nach langem Forschen und im Dunkelnherumtappen die Ursache der Erdbeben oder das „Sich-Aufthun" der Erde erfunden. Lieschen, mit ihrem „Peggy", thut es, und nachdem wir glücklich ihre Weinsündfluth überstanden haben, droht uns, ihrerseits, die schreckliche Gefahr, lebendig begraben oder verschluckt zu werden. Hoffentlich wird Lieschen ihre von H. W. erfundene Gewalt nicht so bald anwenden, um uns zu vernichten (was nebenbei gesagt, ihre Feder nicht fertig gebracht hat), denn sonst wäre H. W. am schlechtesten daran, denn ich würde alle Basen und Vettern retten, nur ihn nicht; und wenn Sie, lieber Onkel, obenerwähntem abgekürzten Herrn nichts davon wiedererzählen wollen, will ich hier mittheilen, wie ich das Rettungswerk vollbringen werde, im Fall Alle von Lieschen verschluckt werden, oder richtiger gesagt, durch Lieschens „Peggy"-Reiten von Mutter Erde verschluckt werden sollten.

Es ist allgemein bekannt, daß vor nicht ganz langer Zeit eine hiesige Firma einen artesischen Brunnen hat bohren lassen, und der damit beauftragte Kontraktor so lange gebohrt hat, bis die ganze Erde durchbohrt war, und die Bohrstange in China mitten im Reich der Mitte, hervorkam. Nun hören Sie. Dieser Bohr-Kontraktor war ich, und da ich damals schon eine blasse Ahnung hatte von dieser, von Herm. Witte, abgekürzt H. W., heraufbeschworenen Kalamität, so habe ich mir dieses Loch ausmauern lassen. Wenn also jetzt Lieschen den „schrecklichsten der Schrecken" über uns hereinpepassirt, werde ich alle rettungsbedürftigen Basen und Vettern durch besagte Loch wieder an's Licht der Welt bringen, sei es auch in China.

Wo das Loch sich befindet, werde ich Keinem mittheilen, sonst wäre H. W. im Stande, sich in düsterer Nacht dorthin zu schleichen und das Loch aufzufüllen. Sollte aber Jemand an der Existenz dieses von mir beschriebenen Loches zweifeln, so möge sie oder er sich getrost an Albert Weiße wenden. Der ist nämlich mit meiner Erlaubniß durch dieses Loch nach China gefahren, als er beordert wurde, seine Boxerberichterstattungsreise anzutreten, und daß er dort gewesen ist, beweist sein vor längerer Zeit erschienener Bericht über den Boxer-Kuddel-Muddel.

Diese prosaische Geschichte wollte ich eigentlich dichterisch verwerthen, aber als ich zum „Peggy" kam, „heiliger Nepomuk", wie sah das Vieh aus! Total flügellahm, denn Geo. R. hatte ihn letzten Sonntag gewaltig mitgenommen, und ich sah mich genöthigt, den „Peggy" in veterinärische Behandlung zu geben. Johann Spund hatte sich auch letzten Sonntag mit der „Peggy"-Thierquälerei abgegeben, und es wird deshalb sehr lange dauern, bis da beflügelte Thier sich wieder erholt hat.

Hoffend, daß Sie sich vom Auflösung-Schrecken des ersten Räthsels erholt haben, verbleibe ich Ihr bohrkontraktlicher Neffe

P. S. R.

Lieber Räthselonkel!

Onkelchen, trotzdem ich die Grippe habe, oder eigentlich die Grippe mich hat, so kann ich es doch nicht unterlassen, Ihnen wegen der Gänsehaut reinen Wein einzuschänken. Also: Wenn eine Jede, die eine Gänsehaut ab und zu triegt — eine Gans sein müßte, nun, so müßte sich auch ein jeder Vetter, der „einen sitzen hat", in einen Affen verwandeln, oder gar in einen gestiefelten Kater.

Es hat mich ungemein gefreut, daß ich eine von den 28 Lösern war, die den Nagel auf den Kopf trafen. Es ging auch nicht anders, denn: „Dem Reinen ist alles rein." Als ich las, daß mich (Frl.?) Rosamunde für eine „vernünftige Hausfrau" hält, nun da habe ich mich stolz aufgerichtet und mich in meinem kleinen Spiegel lange betrachtet, um zu erfahren, wie mir eigentlich der Titel „Frau" zu Gesicht steht. Der Spiegel ist aber so klein, daß ich meinen Kopf hin und her drehen muß, ehe ich meine Nase darin sehen kann. Es war nur gut, daß meine „Boardingladdy" nicht dabei war — denn vor der darf ich mich gar nicht mucksen. Meine Tante behauptet auch stets, ich sei „verrückt", und bemitleidet schon im Voraus den Mann — den ich heirathen werde. Zum Schluß möchte ich Ihnen noch einen guten Rath geben. Bitte, bemühen Sie sich nicht, das „Haideröschen" zu reformiren, denn es wäre ja nutzlos. Warum? Nun, die kleinen Mädchen lassen sich nur sehr schwer bekehren, und überzeugen kann man sie schon gar nicht.— Mit vielen verschnupften Grüßen an die Ecke und an die Stiefnichte im Besonderen verbleibe ich Ihre grippsüchtige

Julia.

Chicago, 5. Febr. 1901.

Werther Räthselonkel!

Aber, Onkelchen! Was haben Sie da blos wieder angestellt? Habe erst meinen Augen nicht recht getraut, als ich am letzten Sonntag die Räthselecke durchstöberte. Ja, ja! Was ist da Haideröschens einfaches „h" gegen mein ganzes Wort „Liebste"? Aus lauter Angst vor den Dingen, die da kommen sollen, ist mir meine ganze Dichtkunst in die Brüche gegangen. Was soll das nun werden? Zwar sage ich mir: „Der Onkel hat Dir diese Suppe eingebrockt, nun laß' sie ihn auch essen!" Mit anderen Worten: Nehmen Sie mich unter Ihre Fittiche und retten Sie mich so vor dem drohenden Damoklesschwert, welches man thatendürstig über meinem unschuldigen Haupte zu schwingen wagt. Was war „diese" Liebste anbetrifft, so macht diese mir schon die wenigsten Sorgen. Hoffentlich wird Selbige schon ein Auge zudrücken; aber: „Oh weh, oh weh", die Anderen.

* * *

Kollege Fritz!

Ach, Fritz! ich thäte Dir gern borgen, wär' blos mein Beutel nicht so leer. Wie Du hoffentlich ersehen hast, bin ich momentan gesonnen, mir einen Hausstand zu gründen, zu welchem Zweck ich schon Dich, werther Freund, um einige Dreitausend anpumpen wollte. Da ich nun sehe, daß Du selbst auf dem Trock'nen sitzest, so muß ich mal mein Glück beim Kollegen Zapfen versuchen. Hoffentlich empfindet dieser ein menschlich' Rühren und greift mir mit benannter Summe thatenkräftig unter die Arme. Sollte nun auch da die Stätte leergebrannt sein, nun, so wird hoffentlich die werthe Verwandtschaft eine Kollekte veranstalten, um dem immer durstigen Spund auf die Beine zu helfen.

Spund.

Chicago, 6. Febr. 1901.

Werther Räthselonkel!

Um det Geschäft mit det Räthsellösen nich inschlafen zu lassen, habe ick detselbe von meinem Alten übernommen. Wir haben nämlich Familienzuwachs jekriegt, und der betreffende Zuwachs, en strammet Mächen, ziebt meiner Alten soville zu rathen uff, det se an andere Räthsel jar nich mehr denken kann. Wat nu meine Wenigkeit anbelangt, habe ick desto mehr Zeit, denn meine Kundschaft will vorläufig von meinem Artikel nischt wissen. Ick handle nämlich mit Fliegenstöcken (egener Fabrikat) und habe enen jroßen Vorrath davon, aber nu fehlen blos die Fliegen dazu, et will sich keen Biest sehen lassen. Wenn Sie, lieber Onkel, welche haben sollten, Fliegen natürlich, dann nehme ick mir die Freiheit — ne nich doch! — die Fliegenstöcke, und werde Ihnen welche hinbringen, denn et könnte doch sin, dat sich so en Vieh uff Ihr werthet Organ setzen duht, dann können Sie et fangen — natürlich det Vieh — un et an den Stock lutschen lassen; et wäre ne scheene Strafe dafor, so'n guten Onkel zu belästigen. Man kann sich ooch verschiedenet anderet Ungeziefer damit vom Leibe halten. Et klebt daran. Ick koche mir den Leim alleene, aus Californien, oder wie det Zeug heeßt. Ick werde mir det kleene Mächen in meine Geheimnisse inweihen und anlernen; zu zween jeht det Geschäft besser. Wenn die lieben Basen und Vettern wat brauchen sollten, nu, dann kann ick mit Fliegenstöcke uffwarten. Also, lieber Onkel (der olle Wrangel sagte ja ooch, mir oder mich, is alles Beedes richtig), wollen Sie mir oder wollen Sie mich in Ihrer lieben Ecke uffnehmen als Neffe?

In der Hoffnung, dat Sie det duhn, verbleibe ick immer

Der scheene Emil.

South Bend, Ind., 6. Feb. 1901.

Werther Räthselonkel!

Aber Onkel! Sie waren ja recht böse über die Lösung No. 553 in letzter Nummer; sagen Sie mal, meinen Sie auch wirklich, was Sie gesagt haben? Es war ja wirklich nicht so gemeint. Darum hoffe ich, daß Alles wieder in Ordnung ist, und bleiben Sie der feuchten Brüderschaft getreu.

Ihr Neffe Andy S.

Chicago, 7. Febr. 1901.

Lieber Onkel!

Besten Dank für das hübsche Buch. Es hat schwer gehalten, ehe mir mal ein Preis wurde. Aber, man sagt ja: Was lange währt, wird endlich gut! So ist es auch. Die Geschichte — „Mein Pfarrer und mein Onkel" — hat mir so gut gefallen, daß ich sie an einem Abend herunterkapiteln mußte. Also weiter gerathen, in's Hundert, daß das Tausend voll wird. Ein halbes Tausend ist ja schon voll. Mit Gruß

Frau Louise P.

(Fortsetzung auf der 7. Seite.)

Aus der Welt der Technik.

Bremse für elektrische Bahnen.

Die Westinghouse Tram Company in London hat neuerdings Versuche mit einer magnetischen Bremse System Newell gemacht, deren Konstruktion sehr interessant ist. Die Bremse wirkt durch magnetische Anziehung direkt an die Schienen, und demzufolge sind die Backen gradlinig. Dieselben werden durch die Polenden eines Elektromagneten gebildet, welcher an dem Wagengestell selbst federnd aufgehängt ist, und zwar jederseits über den Schienen einer. In stromlosem Zustande hängt der Elektromagnet einige Centimeter oberhalb der Schiene, und sobald die Wicklung vom Strom durchflossen wird, wird je nach der Stärke desselben der Magnet an die Schiene angezogen und wirkt infolge dessen bremsend, wenn der Wagen in Bewegung ist. Das besonders Charakteristische dieses Systems ist nun, daß der Strom nicht von der Speiseleitung entnommen wird, sondern daß ihn der Motor des Wagens selbst erzeugt, indem derselbe, sobald der Wagen von selbst läuft (also entweder durch seine lebendige Kraft allein infolge erlangter Geschwindigkeit oder durch Herabrollen auf geneigter Bahn), als Dynamomaschine wirkt. Durch diese Einrichtung wird ein doppelter Zweck erreicht. Erstens wirkt die Bremse unter allen Umständen sicher, auch wenn dem Wagen von außen kein Strom zugeführt wird, also wenn die Kontaktstange außer Verbindung mit der Oberleitung gekommen ist, oder wenn diese aus irgend welchen Gründen überhaupt keinen Strom gibt, ferner wird erreicht, daß der Stromverbrauch gar keine Kosten verursacht, und drittens, daß sich die Bremse selbstthätig löst, sobald die Bewegung des Wagens aufgehört hat.

Praktische Verwendung der drahtlosen Telegraphie.

Die außerordentlich bedeutende Rolle, welche die Telegraphie ohne Draht im Allgemeinen und insbesondere auf der See zu spielen berufen ist, wird durch einen Vorgang illustrirt, der sich am Neujahrstage auf der Route Ostende-Dover abgespielt hat. Die „Prinzeß Clémentine" hatte am Morgen dieses Tages Ostende verlassen und begegnete in der Höhe von Nieuport einem Segelschiff, welches Nothsignale gab. Es war die schwedische Barke „Medora", welche die Sandbank von Ratel vor Nieuport berührt hatte und dadurch am Hintertheil stark beschädigt worden war. Auch war sie ihres Steuerruders verlustig geangen; das Schiff trieb auf dem Wasser lediglich durch seine Holzladung getragen. Der Kapitän der „Medora" bat den Kommandanten der „Prinzeß Clémentine", Smits, ihn bis Dover in Schlepptau zu nehmen. Dieser sah sich aber hierzu außer Stande, da er bei der mißlichen Verfassung der schwedischen Barke die Fahrtgeschwindigkeit beträchtlich hätte vermindern müssen, und ihm dabei eine Gefahr für seine Passagiere nicht ausgeschlossen erschien. Er wäre somit gezwungen gewesen, das Schiff bis zu seiner Ankunft in Dover im Stich zu lassen, hätte er nicht dank den Marconi'schen Apparaten, welche er an Bord führte, die Möglichkeit gehabt, sofort in Ostende ein Schleppschiff zu beordern. Er verständigte also die Marine-Inspektion in Ostende durch den drahtlosen Telegraphen von dem Vorfall. Dann benachrichtigte er die schwedische Schiffsmannschaft davon, daß Hilfe bald eintreffen werde, und setzte seine Route fort. Die Marine-Inspektion entsandte auf die Nachricht hin unverzüglich ein Schleppschiff, dem es mit Leichtigkeit gelang, die in Noth befindliche Barke zu finden, da ihre Lage telegraphisch ganz genau bezeichnet worden war. Sie wurde sogleich ohne Hinderniß bis vor Ostende gebracht; erst zur Einführung in den Hafen wurden zwei weitere Schleppschiffe requirirt. Der Vorfall kennzeichnet von Neuem die enorme praktische Bedeutung der Marconi'schen Erfindung.

Coke als Industrie-Faktor.

Daß Coke weiter nichts als Kohle nach Verbrennung des flüchtigen Bestandtheiles ist — sodaß fast ausschließlich fester Kohlenstoff übrig bleibt — dürfte den Meisten bekannt sein. Ebenso war auch von den Oefen, die eigens dafür gebaut sind, Steinkohle in Coke zu verwandeln, schon bei verschiedenen Gelegenheiten die Rede. Sehr häufig aber wird Coke auch blos als Nebenprodukt fabrizirt, und hierdurch eine große Ersparniß erzielt. Dies ist heutzutage namentlich bei der Herstellung von Gas oft der Fall.

Einzelne Bahnlinien benützen für alle ihre Lokomotiven Coke, welcher solcherart von Gasgesellschaften nebenbei gewonnen wurde, da sie ihn einfach nicht brauchten.

Ursprünglich wurde Coke in Verbindung mit der Eisenfabrikation entdeckt und angewendet. Es ist dabei ein besonderer Grad von Hitze, die sogenannte Schweißungs-Hitze, erforderlich, und in jeder Grobschmiede-Werkstatt kann man wahrnehmen, daß der Schmied das Eisen, welches er bearbeiten soll, nicht in die obere Flamme steckt, sondern weit hinunter, in das tiefe, rothe Kohlenbett stößt, durch welches der, vom Blasbalg hervorgebrachte künstliche Luftzug geht; in der oberen Flamme könnte er die erforderliche Hitze nicht erhalten. In der ersten Zeit nun wurde bei der Fabrikation von Eisen, wenn man diese Sorte Hitze brauchte, nur Holzkohle benutzt. Diese war zwar recht gut dafür, aber auch recht kostspielig; sie vertheuerte so das Eisen und schränkte dessen Gebrauch mehr oder weniger an.

Daher hießen die Eisenfabrikanten die Entdeckung der Hartkohle oder Anthracitkohle, mit ihren 95 Prozent Kohlenstoff und nur 5 Prozent flüssigen Stoff, sehr willkommen und beeilten sich, dieselben an Stelle der Holzkohle zu benutzen. Indeß hatte die Anthracit-Steinkohle bei ihrer größeren Billigkeit doch einen großen Nachtheil: sie war nicht porös, und man fand es schwer, einen Luftstoß durch sie hindurch zu treiben, was doch bei der Herstellung von Eisen eine unerläßliche Nothwendigkeit ist, in welcher ganze Tonnen künstlichen Windes für jede Tonne fabrizirtes Eisen verbraucht werden.

In dieser Verlegenheit nun kam die Entdeckung des Coke wie gerufen. Dieser entsprach vollkommen allen Anforderungen: er gab den erforderlichen Hitze-Grad, kam billig und war vor Allem porös genug, sodaß er jedem zugeführten Luftstoß freien Ein- und Ausgang gab. Seine Einführung für die Eisen-Fabrikation bildete daher geradezu eine neue Epoche für dieselbe.

Beiläufig bemerkt, gibt es auch Steinkohle von so wenig ergiebiger Qualität, daß man überhaupt keine Schweißungs-Hitze aus derselben erzielen kann, weshalb z. B. Grobschmiede direkt in den Coloradoer Kohlenbergwerke Kohlen aus dem Osten für diesen Zweck beziehen müssen.

Naturwissenschaftliches.

Heimliche Wohlthäter.

Die große Eiche am Waldesrande fällt sofort in die Augen. Sie ist uralt, ihr Stamm vielfach zerborsten und oben in der zackigen Krone hat der Blitz seine Spuren seit Jahrhunderten eingegraben. Mancher Ast ist dadurch hohl geworden. Der Regen fiel auf die beschädigte Stelle, die Sonne sandte ihre sengenden Strahlen dahin, Bohrkäfer machten sich an die Arbeit und ehe man es gedacht, war die Höhlung entstanden. Die Vögel freuen sich über die vielen Zufluchtsstätten; hier und dort baut ein Pärchen seine stille Wohnung in das schützende Dunkel, und ehe der Eichbaum noch recht belaubt ist, sieht er das fröhlichste Treiben auf und in seinen Zweigen. Freund Staar hat schon seit Jahren sein Nest seinem Schutz anvertraut und auch heuer zog er mit seiner Erwählten dort ein. Fünf junge Stärlein vervollständigen bald das Glück der Familie, das leider so plötzlich in Trümmer sinken sollte: Eichkätzchen hatte nämlich schon seit Tagen das Nest von weitem beobachtet, als nun um die Abendzeit beide Eltern auf der Viehtrift da drüben nach einem Leckerbissen für die Abendmahlzeit ausspäheten, schlich es heran und seiner mörderischen Kralle fiel das Elternglück zum Opfer. Ich kam gerade hinzu, als es das letzte der Jungen fortschleppen wollte, vermochte ihm aber nur mit Mühe seinen Raub abzujagen. Dem Stärlein war die Kehle durchgebissen, außerdem hatten die Krallen seinen Rücken zerfleischt. Ich ballte die Faust hinter dem tückischen kleinen Räuber, dann wollte ich das todte Vögelein im weichen Erdreich verscharren. Zur rechten Zeit fiel mir aber noch ein, es zum Fange von Aasinsekten zu benutzen, und so legte ich es neben einen kleinen Stein, der mir als Merkmal beim Wiederaufsuchen dienen sollte, nieder.

Am nächsten Abend pilgerte ich wieder dem Eichbaum zu; die Stelle, wo ich das Vöglein niedergelegt, war bald gefunden, von diesem selbst aber nichts zu sehen. Die Erde war etwas aufgelockert, ein kleiner Hügel bezeichnete den Ort, wo es gelegen. Ich hatte mich für diesen Fall schon vorgesehen, mit Hilfe des mitgebrachten Pflanzenspatens untersuchte ich das lockere Erdreich und bald war die kleine Leiche bloßgelegt. Wie erwartet, fehlte es nicht an den mancherlei Aasinsekten, die sich so eilig wie möglich zu verstecken suchten, angerührt aber sofort todt stellten. Für meine Sammlung fand ich nur geringe Ausbeute. Außer einer Staphylienart waren mir alle übrigen schon anderswo begegnet.

Der klare Vollmond und die milde Frühlingsluft luden zu längerem Verweilen ein, und so beschloß ich, einige Stunden der Beobachtung der nächtlichen Insektenschaar zu widmen. Die meisten der durch meine Dazwischenkunft aufgescheuchten Käfer hatten sich schon wieder von dem ersten Schrecken erholt und bereits das Weite gesucht, nur hier und dort bewegte sich ein Roßkäfer unbehilflich fort, bis auch er fliegend davonzog. Ich legte das todte Vögelein an einem anderen Orte nieder, wo mir ein alter Grenzstein einen bequemen Ruhesitz für die Beobachtung bot. Alles wurde mit der Zeit stille umher, nur im nahen Föhrenwalde zwitscherte noch ein Rothkehlchen, flötete die Amsel. —

Ein lautes Gebrumm störte mich aus meinen Träumen auf. Es war ein Roßkäfer, der als erster beim Leichenmahl erschien. Er ließ sich dicht bei dem hingelegten Leckerbissen nieder, umkroch ihn von allen Seiten und suchte seinen Kopf an irgend einer Stelle darunterzubringen. Da brummte es wieder — zwei seiner Gattungsgenossen folgten sich fast unmittelbar. Auch zwei Kurzflüglerarten hatten sich unterdeß, von mir unbemerkt, genähert. Ein eigenartiges Gesumme kündigte die Ankunft des Todtengräbers an; er war ein Mitglied jener großen schwarzen Käferart, die man den deutschen Todtengräber genannt hat. Mit dem Blicke eines Sachverständigen schien er das Vögelein zu mustern, von allen Seiten umging er es, hier und dort wie prüfend stehen bleibend. Ehe er damit fertig war, hatten sich schon zwei Verwandte eingefunden, beide von der bei uns am häufigsten gesehenen orangefarben gefleckten Art, auch sie sahen sich erst genau die Arbeit an, ehe sie an dieselbe gingen. Es schwirrte noch mehrere Male, bis zuletzt sich fünf Stück eingefunden hatten, darunter noch einer der zuerst genannten Art.

Man sah es auf den ersten Blick, daß die Thierchen ihr Handwerk verstanden: in fast gleichem Abstande von einander begannen sie ihr Werk. Den Kopf und den halben Oberkörper schoben sie unter die Leiche und scharrten mit den starken Beinen die Erde hinter sich empor. Von Zeit zu Zeit kam der eine oder der andere hervor, betrachtete sich den Fortgang der Arbeit, dabei den Kopf emporhebend und die Fühler hin und her bewegend, und begann dann an einer neuen Stelle, bis schließlich rund um das Vögelein ein kleiner Wall von Erde sich bildete und ersteres immer tiefer in das von den Käfern aufgescharrte Erdreich versank.

Staphylien, Silphen, Roß- und Stutzkäfer, sowie andere Arten, die sich nach und nach eingefunden, suchten unterdeß einen Bissen von der Vogelleiche zu gewinnen. Sie zerrten bald hier, bald dort daran, ohne dabei Rücksicht auf die Arbeit der fleißigen Todtengräber zu nehmen. Allmählig versank der Kopf des Vögeleins vollständig, an der entgegengesetzten Seite schien aber der Fortgang des Werkes in's Stocken gerathen zu sein. Plötzlich kamen alle Arbeiter hervor und eilten der Stelle zu, wo das etwas härtere Erdreich nicht so schnelles Eindringen gestattete. Den vereinten Kräften gelang es in nicht zu langer Zeit, auch hier ein vollständiges Einsinken der Leiche zu bewirken. Der lose umher angehäufte Erdwall fiel meist von selbst nach, so daß nach Verlauf von etwa zwei Stunden angestrengter Thätigkeit der fünf Genossen von der kleinen Staarenleiche wenig mehr zu erblicken war.

Ich hatte genug gesehen und wandte mich dem Heimweg zu; was noch kommen würde, wußte ich bereits von früheren Beobachtungen her. Die Todtengräber begnügen sich nämlich nicht, das Thier blos einzuscharren, sie graben es vielmehr, wenn das Erdreich es gestattet, bis zu 25 Ctm. Tiefe ein. Nicht selten kommt es vor, daß harter, steiniger Erdboden das Eingraben mit so schwachen Werkzeugen, wie sie die Käfer besitzen, nicht gestattet, doch wissen sich dann die rührigen Arbeiter zu helfen. Sie suchen eine Stelle lockeren Erdreiches auf, nach welchem sie die Leiche durch Zerren und Nachschieben zu befördern sich bestreben. Gelingt ihnen dieses nicht, oder ist in nächster Nähe keine lockere Erdkrume aufzufinden, so bleibt ihnen freilich nichts weiter übrig, als so schnell wie möglich den Hunger daran zu stillen, da in nicht zu langer Zeit die mancherlei Geschmacksgenossen, namentlich ein widerliches Gewimmel ekeler Fliegenmaden, ihnen den Bissen streitig machen. Bei allem Thun verrathen die Todtengräber einen nicht geringen Grad von Ueberlegung. Professor Taschenberg in Halle erzählt, daß Todtengräber, denen man ein Aas schwebend über der Erde an einem Faden, welcher an einem Stabe befestigt war, hingehängt hatte, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß sie auf die gewöhnliche Weise am Aase nichts ausrichten konnten, den Stab zu Fall brachten und dann wie immer ihr Werk begannen.

Wozu aber die Arbeit dieser Thiere? Es muß gleich von vornherein betont werden, daß die eingegrabenen Thierleichen den Käfern nicht zur Nahrung dienen. Sie zehren zwar von dem Aase, welches infolge erwähnter örtlicher Schwierigkeiten von ihnen nicht bestattet werden kann, oder dessen Größe ihnen dabei hindernd im Wege steht, aber durch das Eingraben der Leichen sorgen sie für das zukünftige Geschlecht. Sie wissen es ganz genau, daß, wenn der Kadaver an der Erdoberfläche liegen bliebe, er längst von allen möglichen Aasinsekten verzehrt wäre, ehe die junge Brut sich soweit entwickelt hätte, um selbstständig auf die Suche nach Nahrung sich zu begeben. Darum die Eile, darum kein Ausruhen bei der Arbeit. Können sie es doch so schon nicht verhindern, daß zahlreiches Gesindel, welches nur zum Schmause erscheint, nie fehlt.

Die Paarung der Todtengräber erfolgt stets, nachdem die Leiche ordnungsgemäß bestattet worden. Die Weibchen begeben sich darauf wieder unter die Erde, wo sie unter Umständen 5 bis 6 Tage bei dem Aase verweilen und in dasselbe ihre Eier absetzen. Sie haben jetzt ihres Daseins Aufgabe erfüllt und gehen gewöhnlich sehr bald danach zu Grunde, wenn sie wieder an der Oberfläche erscheinen. Unten entwickelt sich aber das junge Leben. Nach 12 bis 14 Tagen entschlüpfen den abgesetzten Eiern die schmutzig weißgefärbten Larven. Sie tummeln sich lustig umher und lassen sich ihr unsauberes Mahl vortrefflich munden, wobei sie auch sichtlich gedeihen. Bald wird ihnen die alte Haut zu eng; sie zerreißt und aus ihr schlüpft die Larve in einem neuen Gewand. Sie wechselt auch dieses und das nächste wieder, dann aber verliert sie Lust und Geschmack an der immer unappetitlicher gewordenen Nahrung, kriecht noch etwas tiefer in die Erde, baut sich eine kleine Höhle und erwartet in ihr die Verwandlung. Der Körper schrumpft zusammen, er nimmt eine ganz andere Form an und ist bald gar nicht mehr zu erkennen. Die Puppe, so nennt man die Larve in diesem Zustande, sieht anfänglich vollkommen weiß aus, später wird sie fast zitronengelb, je mehr sie sich aber ihrer völligen Entwickelung nähert, desto dunkler erscheint sie. Endlich hat sie ihres Daseins Ende erreicht. Aus der unscheinbaren Hülle bricht der stattliche Käfer hervor. Noch sind seine Flügeldecken etwas weich, aber ehe einige Stunden vergehen, sieht man es ihm nicht mehr an, daß er kurz zuvor noch in der Puppenhülle gesteckt hat. Er arbeitet sich mit leichter Mühe an die Oberfläche und fliegt summend nach Nahrung und Arbeit aus, um seines Lebens Aufgabe zu vollbringen.

Man kennt etwa 45 Gattungsgenossen des Todtengräbers. Sie leben alle in gleicher Weise und vollenden auf dieselbe Art ihre Arbeit und ihr Fortpflanzungsgeschäft. Die meisten Arten gehören Europa und Nordamerika an. In den heißeren Erdstrichen sind verhältnißmäßig wenige anzutreffen, denn dort hat die Natur auf andere Weise dafür gesorgt, daß die Luft durch verwesende Thierkörper nicht verpestet wird: Millionen und Abermillionen von Ameisen durchziehen Wälder und Fluren, Alles verzehrend, was ihnen erreichbar ist; kaum daß der Schütze den Vogel unverletzt erhält, den seine Kugel soeben erlegt.

Der Nutzen, den die Todtengräber uns durch ihr heimliches Thun und Treiben gewähren, ist kaum hoch genug zu veranschlagen. Milliarden von Wesen erstehen im heißen Sommer täglich, Milliarden gehen aber auch zu Grunde. Millionen von Kostgängern finden an den letzteren ihres Lebens Nothdurft, und ohne sie würde der Verwesungsgeruch sich bald in bedenklicher Weise geltend machen. Nicht nach Geldeswerth läßt sich dieser Nutzen berechnen, aber trotzdem darf er nicht gering veranschlagt werden. Sind nun auch alle Aasfresser als nützlich zu bezeichnen, so gilt dies erst recht von den Todtengräbern. Jene zehren von den Kadavern, die über der Erde liegen, also doch immerhin einen unangenehmen Geruch verbreiten und die Entwickelung der Miasmen begünstigen, diese aber verscharren das Aas, desinfiziren es gewissermaßen durch die Erdschicht, die sie darüber decken. Wo nur ein verendeter Vogel, ein todter Frosch, eine Eidechse, eine Maus, eine Heuschrecke u. s. f. sich findet, sogleich stellt sich der Todtengräber, durch seinen scharfen Geruchssinn geleitet, ein, um das Werk der Bestattung zu beginnen. Es ist kaum glaublich, in wie kurzer Zeit die Thiere damit fertig werden. Man hat beobachtet, daß vier Käfer in fünfzig Tagen zwei Maulwürfe, vier Frösche, drei kleine Vögel, zwei Grashüpfer, die Eingeweide eines Fisches und zwei Stücke Rindsleber begruben. Mit Recht kann man daher diese Käfer im Hinblick auf solche Thaten als Wohlthäter der Menschheit bezeichnen.

Es erübrigt noch eine kurze Beschreibung der Käfer selber anzufügen. Sie alle haben gewisse Merkmale gemeinsam. So vergrößern sich die letzten vier der zehn Fühlerglieder, stehen dichter aneinander und bilden auf diese Weise einen kugeligen Knopf. Das breitrandige Halsschild ist von fast runder Gestalt. Der große Kopf, der sich nach hinten halsartig verengt, duckt sich zum Theil unter dasselbe. Die Flügel sind hinten abgestutzt und lassen die letzten drei von den sechs frei beweglichen Bauchringen unbedeckt. Die Beine sind besonders kräftig. Das letzte Paar entspringt aus queren, zusammenstoßenden Hüften. Die Art, die man den gemeinen Todtengräber nennt, ist an dem gelbbehaarten Halsschild, den beiden orangefarbenen Querbinden auf den Flügeldecken, sowie an dem gelbgefärbten Fühlerknopf kenntlich. Alles Uebrige ist von schwarzer Farbe, nur das Bruststück zieren auf der Unterseite noch gelbe Haare, eben solche finden sich auch hier und dort auf den Bauchringen. Man trifft diesen Käfer in sehr verschiedener Größe an, der größte in meiner Sammlung mißt 23 Millimeter, der kleinste ist noch nicht einmal 10 Millimeter lang. Ganz schwarz, nur ausnahmsweise an den Außenrändern der Flügeldecken röthlich gefärbt, ist der deutsche Todtengräber. Er gehört der größten der europäischen Arten an. In meinem Besitz befindet sich ein 34 Millimeter messendes Exemplar. Die übrigen Arten sind meist rothgefleckt, doch so mannigfaltig, daß bald die rothe, bald die dunkle Farbe in den Vordergrund tritt.

S.

(Fortsetzung von der 6. Seite.)

Briefe an den Räthsel-Onkel.

Hinsdale, 7. Febr. 1901.

Werther Räthselonkel!

Wenn man sich mit einer Vertreterin des weiblichen Geschlechtes über irgend eine Sache streitet, so zieht man dabei fast immer den Kürzeren. Da kann man zwei Stunden lang Vernunft gepredigt haben, und wenn man dann schließlich glaubt, man hat sie überzeugt, dann sagt sie am Ende: „Und ich habe doch Recht!" Ganz so schlimm ging mir's mit Frau Louise M. nun wohl nicht, indeß meine ich, daß sie doch zu sehr von einzelnen Fällen auf das Ganze schließt. Die Ehe ist schließlich nichts weiter als eine Lotterie, in welcher bedeutend mehr Nieten als Gewinne gezogen werden. Herr M. mag also diesmal den Haupttreffer gewonnen haben, aber Ausnahmen bestätigen eben nur die Regel. Wenn die Ehe den jungen Leuten so verlockend erschiene, wie könnte es dann kommen, daß man in einigen Staaten sogar davon sprechen kann, eine Junggesellen-Steuer einzuführen? Frau M. hat zwar richtig gerathen, daß ich „sie" noch nicht gefunden habe, daß mir das Leben aber deshalb öde und langweilig erscheine, kann ich gerade nicht behaupten. Ich fürchte eher, das könnte der Fall sein, wenn ich einmal in Hymens Fesseln geschlagen sein sollte.

Nachstehend noch ein Gedicht, das ich wieder mal „verbrochen" habe, ich bitte Sie aber, beim Lesen 1½ Augen zuzudrücken.

Mit bestem Gruß
H. Kannenberg.

* * *

Kaffelied.
(Frei nach Goethe.)

Mag der Zapfen immerhin seine Weine loben,
Vetter Spund beim Glase Bier vor Begeist'rung toben,
Trinke meinen Kaffee ich, muß ich ehrlich sagen:
Dann ergreift mich, weiß nicht wie, himmlisches Behagen.

Uns're ganze Trinkerschaar horchet mit Erstaunen,
Fragt betroffen ringsumher: Was hat der für Launen?
Denket nicht gleich, daß ich Euch plötzlich untreu werde,
Wundert Euch, Ihr Vettern, nicht, wie ich mich gebärde.

Sing' ich jetzt des Kaffees Lob, wie es ihm gebühret,
Der nach Julia's Meinung ja das Jahrhundert führet,
Will aus Eurem trauten Kreis nimmermehr ich eilen,
Wenn in froher Zecherschaar wir beisammen weilen.

Ja, der Kaffee ist's, aus dem oft ich Weisheit schöpfe,
Und nach Bier- und Weingenuß schafft er klare Köpfe;
D'rum gebührt dem schwarzen Trank auch die meiste Ehre.
Lebe hoch, wer Leben schafft, das ist meine Lehre.

Sitze ich auch gerne sonst bei dem vollen Fasse,
Heute, Lieschen, reiche mir eine volle Tasse!
Kaffee trank vor uns schon längst mancher brave Recke,
Und so trink' ich frohgelaunt auf das Wohl der Ecke!

Chicago, 3. Febr. 1901.

Sehr geehrter Herr Onkel!

Herzlichen Dank für das schöne Buch, das Sie mir zugeschickt haben; dasselbe ist wirklich eine Zierde meines Bücherschrankes.

* * *

Dem Haideröschen!

Die Schwiegermutter — 's ist wunderbar! —
Nennst Du das Lebensglück des Mannes?
Oh, hättest die meine Du zu ertragen,
Mein Röschen, Du würdest bald Anderes sagen!

* * *

Dem Onkel, Spund, Fritz, Zapfen.

Onkel, Spund und auch der Fritz,
Ihr seid leichtsinnige Brüder,
Da Ihr doch stets beim Zapfen sitzt,
Trinkend und trinkend immer wieder.
Halt't ein! Trinkt Ihr so weiter fort,
So kommt — ich sag's Euch unverhohlen —
Kommt Ihr an einen bösen Ort —
Der T....l wird Euch holen!

Mit Gruß Hermann R.

Lieber Herr Onkel!

Sind Sie, oder einer der Herren Vettern letzte Woche einem Manne begegnet, der Ihnen einen Brief, an die Räthselecke adressirt, zur Besorgung übergab? Als meine Epistel in letzter Nummer durch Abwesenheit glänzte, fragte ich meinen Mann, welcher nun doch hinter meine Räthselecke-Schliche gekommen ist, ob er denn meinen Brief in die „Abendpost", deren Thür er täglich passiert, abgegeben habe. „Gewiß", erwiderte er, er habe ihn zwar erst vergessen, doch dann bald einem Freunde, der gerade ausging, zur Besorgung übergeben. Als Letzterer zurückkehrte, habe er auf Befragen versichert, er sei einem Bekannten begegnet, welcher gerade in der Richtung der „Abendpost" ging, und habe **ihm** den Brief übergeben, habe aber, als er sich zufällig umdrehte, bemerkt, daß derselbe neben einem jungen Manne stehen blieb und diesem den Brief überreichte. Wüßte ich, wer ihn hätte, der müßte mir das Buch ersetzen, welches ich letzte Woche sicher gewonnen hätte, und auf welches ich mich nun schon in zwei Jahrhunderten gefreut habe.

Marianne — klingt beinahe so wie ihr früherer Name — zur Antwort, daß es das Einfachste von der Welt ist, selbst Eier zu legen. Man nimmt ein Körbchen oder anderes Gefäß, geht damit in den Hühnerstall, nimmt die Eier immer paarweise aus den Nestern und **legt** sie in ersteres hinein. Kann jede Frau leicht lernen, wenn sie einen Hühnerstall und Hühner darin hat. Des Weiteren hat Marianne sehr recht, daß es der Onkel versteht, den Frieden immer aufrecht zu erhalten. Wenn Er den Mitgliedern der Ecke die Zügel frei schießen ließe, so wären sie längst mit ihm durchgegangen. So aber wird jeder hitzige oder unbedachte Seitensprung von ihm mit weiser Hand rechtzeitig eingelenkt. Spreche aus Erfahrung: ich glaubte einst auch, Jemanden, der eine meiner Ansichten geringschätzig bekrittelt hatte, eins versetzen zu müssen; hatte aber meine Rechnung ohne den Onkel mit dem Papierkorb gemacht. Allerseits grüßend

Frau Hilde.

Trinkers Stundenplan.

Es lohnt, mein Sohn, beherzige das,
Der Mühe kaum, das erste Glas.
Man steht doch nicht auf einem Bein,
D'rum schenk' das zweite Glas Dir ein.
Füll' Dir das Glas zum drittenmal,
Denk', Drei ist eine heil'ge Zahl.
Auf Vieren geht das Vieh einher,
Des Menschen Sinn steht stets auf mehr.
Fünf Sinne sind des Geistes Gaben,
Ein Glas muß jeder Sinn doch haben.
Laß' Dir die Warnung offenbaren:
Mit Sechsen kann nicht Jeder fahren.
Ein Vivat Allen, die wir lieben,
Ein Pereat der bösen Sieben.
Beim achten Glase, fromm betracht't,
Den Ketzer thut man in die Acht!
Neun Musen sind auf dem Parnaß,
Und jeder ziemt ein volles Glas.
Philister laß' nach Hause geh'n,
Der echte Bursch' hält aus nach zehn.
Schwankst Du, so trink' den guten Elfen.
Ein Freund wird Dir nach Hause helfen.
Du sollst, laß' Dir's beim Zwölften befehlen,
Die Gläser leeren, doch nicht zählen.

Chicago, 3. Jan. 1901.

Werther Onkel!

Ich werde Ihrem Rathe folgen; weniger aber, weil er mir so sehr gut erscheint, als weil von unbekannter Seite Balsam in meine Wunde geträufelt wurde. Die Zuschrift von „Else" hat mich wunderbar gestärkt und mir sogar den Muth gegeben, mich Ihnen fortan unter dem Pseudonym: „Der alte Pökelhäring" vorzustellen. Was „Else" sagt, hat Hand und Fuß; ein „marinirter Häring" ist mir zwar lieber, aber nur zum Essen; und als jener werde ich den Herren Boozlern als ein warnender Wegweiser zum Katzenjammer dienen.

Mit Gruß Ihr
„Alter Pökelhäring".

Räthsel-Briefkasten.

Andy S. — Unter uns gesagt — das ist dem Onkel nur so im ersten Schreck herausgefahren. Es kam ihm bald die Ruhe wieder, und er tröstete sich mit dem Gedanken an das schöne Sprichwort: „Was kümmert's den Mops, wenn ihn der Mond anbellt."

E. Norman. — Glück auf zur Genesung! und befolgen Sie des „Onkels" Rath und gewöhnen Sie sich das Krankwerden gründlich ab. Der Onkel geht schon mit dem Gedanken um, seinen Neffen und Nichten derlei Dummheiten — ohne Ausnahme, wie man will — ein für Alle mal zu verbieten.

Julia. —
„Mullah, rein ist der Wein,
„Und Sünd' ist's, ihn zu schmäh'n —
„Mögst Du tadeln mein Wort,
„Mög'st Du Wahrheit drin seh'n!
„Nicht das Beten hat mich
„Zur Moschee hingeführt;
„Betrunken hab' ich
„Mich vom Wege verirrt."
Mirza Schaffy.

Nicht bedachtsam hab' ich gehandelt,
Als Julie, die Kluge, ich neckte;
Im Leichtsinn hab' an ich gebandelt
Mit ihr, da im Glashaus ich steckte.
Der Onkel.

A. R. und Andere. — Warum wurde das nicht gleich gesagt! So klingt's anders, und es ist nur jammerschade, daß neidische Vettern nun sagen werden: eitel Schmeichelei und Spott. Aber der Onkel kennt seinen Werth!

Frau Hilde. — Der Brief ist, wie Sie sehen, nach seinen langen Irrfahrten doch noch glücklich an seinem Ziel angekommen, aber allerdings erst am Montag.

Anna K. — Wenn Sie nicht nur lösen, sondern auch einschicken, so ist das dem „Onkel" lieber.

Franz A. M. — Die gewünschte Auskunft soll Ihnen per Postkarte werden.

Emil. — Aufgenommen!

Katie A. — Das war sehr zartfühlend von Ihnen! Gruß.

Geo. Geerdts. — So ist es. Der betreffende K. wurde dem „O." von einer „Nichte" zugeschickt.

Hermann R. — Den Dank, Neffe, begehrt der Onkel nicht, aber auch nicht die Warnung. Ein schöner Gruß, solch' Rabengekrächze — oder Unkengerufe, wenn das etwas besser klingt. Die Kneipbrüder werden nicht davon erbaut sein — den Onkel freilich rührt's nicht; er thut ja nicht mehr mit.

H. Kannenberg. — Na, **langweilig** würde Ihnen das Leben in der Ehe wohl nicht erscheinen; es sei denn, Sie gehörten zu denen, die sich langweilen, wenn's ihnen gut geht. Es können wohl höchstens sogenannte glückliche Ehen in gewissem Sinne langweilig sein, unglückliche bieten in der Regel „Interessantes" genug.

Willie. — Deine Mutter ist gewiß sehr klug, aber — ganz im Vertrauen, Willie! — das versteht sie doch nicht. Sie kann gar keine blasse Ahnung haben, was es mit dem Aufräumen des Schreibtisches des Onkels auf sich hat. So etwas, Willie, kann zum positiven Unglück werden. Es läßt sich kaum ausdenken, was das geben könnte, wenn zum Beispiel des Onkels Arbeitspult in der Office während seiner Abwesenheit aufgeräumt würde — und besonders von einer Frauenhand! Das wäre schrecklich, und schon beim Gedanken daran befällt den Onkel das Grausen. Warum? Na, er würde gerade die wichtigsten Papiere doch niemals wieder finden, alle Briefe, welche die Anrede „**Lieber Onkel**" trügen, würden ja natürlich vernichtet sein, und es würde Tage, ja Wochen dauern, ehe der Onkel die durch das Aufräumen gestörte Ordnung wieder herstellen könnte, und er wieder zu Hause wäre auf seinem Schreibtisch. Na, es hat Gottlob da keine Gefahr, — nur nachdem er ihn fest verschlossen, trennt sich der Onkel von seinem Schreibtisch; aber schrecklich wär's, wenn das auch Deine gute Mutter nicht begreifen kann. Du selbst wirst's wohl später noch verstehen lernen.

C. L. Scharien. — Nanu; ist das möglich?! Da hätte sich ja der Bengel einem der getreuesten Mitarbeiter gegenüber ganz niederträchtig nachlässig gezeigt. Ihm sollen die Höschen geklopft werden.

Frau Anna S. — „Zwischen ehrlichen Leuten bedarf's keiner Rechnung"; und „Argwohn ißt mit dem Teufel aus einer Schüssel".

Zweifelnde". — „Man ist nicht eifersüchtig, wo man liebt, aber da, wo man geliebt sein will." — „Eifersucht ist das Laster eines beschränkten; Vertrauen die Tugend eines großfühlenden Herzens".

Peter S. — Sie versprechen, nunmehr nie zu fehlen? — Wissen Sie, was Rückert sagte:
„Gib' nicht zu schnell dein Wort, so brauchst du's nicht zu brechen;
„Viel besser ist es, mehr zu halten, als versprechen."

Neue Räthselaufgaben sandten ein: Frau Dora Brix, Davenport, Ja.; Frau Louise Pinger; L. Rosenberg; Fritz Leschmann; Johannes Spund; E. Norman; Geo. Rüdiger; Berthold Ihrke; Frau Anna Puls; Henry Langfeldt; H. Draeger, Davenport, Ja.

(Originalkorrespondenz der „Sonntagpost“.)

Reisebilder.

(Von J. D....)

(Aus Chinde an der Mündung des Zambesi-Flusses in Mozambique geht der „Sonntagpost“ von einem jungen deutschen Kaufmanne, der sich im Dienste einer Hamburger Kolonialfirma dorthin begeben hat, die nachstehende Schilderung seiner Fahrt nach Ostafrika zu, der er in Bälde Schilderungen von Land und Leuten in Ost-Afrika selbst, von der Art der deutschen Unternehmungen, dem Verkehr mit den Eingeborenen u. s. w. folgen lassen zu wollen verspricht. Der Brief beginnt mit einer kurzen Beschreibung des Aufenthaltes in Neapel, wo die Passagiere des Postdampfers „Reichstag“ von dem Unterschied zwischen dem glänzenden Landschaftsbilde, das die Stadt von der Seeseite gewährt, und dem tristen Anblick der Straßen und der Menschen in denselben nicht sehr angenehm berührt wurden. Bei der Abfahrt aber wurden diese Eindrücke durch die düstere Majestät des Vesuvs, die berückende Schönheit der Bai von Neapel und der ihr vorgelagerten Insel Capri wieder verwischt, und die Bewunderung für Italien gewinnt wieder die Oberhand.)

9.11 '00.

Noch einmal sollten wir dieses Land bewundern: am nächsten Morgen passirten wir die Straße von Messina. Von heller Morgensonne beschienen, lagen die Ufer Siziliens vor uns; wie malerisch schön liegt Messina da! Mehrere Stunden fuhren wir auf spiegelglatter See dahin, links die hohen Berge Calabriens, zur Rechten Sizilien und in weiter, weiter Ferne wie eine Wolke am Horizont, sehen wir den Aetna liegend. Ein letztes „Lebewohl“ an Europa — und für drei Jahre ist dieser Erdtheil den Augen entschwunden! — Noch einmal sollten wir einen Theil Europas passiren, als könnte es sich garnicht von uns trennen, — die Insel Kreta — es war jedoch Nacht! —

11. 11. '00.

Am Morgen des 31. Oktober liefen wir in den Hafen von Port Said ein; wir hatten Quarantäne und durften wegen Pestgefahr nicht an Land; die erste afrikanische Stadt, man sieht es schon der Bauart an, aber auch die braunen Gestalten verrathen es; wir nahmen Kohlen an Bord; zwei große Schuten kamen längsseit und von nackten Schwarzen wurden die Kohlen in Körbe geladen. In einem Nachen kamen ein paar halbwüchsige Bengels herangefahren, die bettelten; es wurden ihnen Münzen in's Wasser geworfen, sie tauchten darnach und kamen nach einigen Minuten damit zum Vorschein, steckten sie in die Tasche — ach so — in den Mund und riefen weiter nach „Backschisch“! — Nachdem die beiden Kohlenschuten geleert und abgefahren waren, kamen in einem kleinen Boot zwei Schwarze angefahren; der eine zog sein Hemd aus — mehr haben sie ja nicht an, sprang in's Wasser und verschwand; nach einigen Minuten kam er an einem Tau, das von dem Boot herunter hing, mit einem großen Stück Steinkohle, das wohl 25—30 Pfd. wog, heraufgeklettert und wurde von dem anderen in das Boot gehoben. Dann verschwand er wieder, um seine Arbeit fortzusetzen; bei uns sammelt man hinter einem Wagen die Steinkohlen von der Straße, hier von dem Boden des Meeres! — Gegen Mittag verließen wir Port Said, um nun durch den etwa 87Meilen langen Suez Kanal zu fahren. Anfangs hat man zu beiden Seiten — auf dem Lande — Wasser, den Nil, der hier in seinem weitverzweigten Delta in das Meer mündet; eine große Anzahl Flamingos sieht man häufig. Bald werden die Ufer öde, nichts wie Sand, gelber Sand, so weit das Auge reicht — Wüste! Hier und da reitet am Ufer ein Beduine auf seinem Kameele vorbei, das bei jedem Grasbüschel, die allerdings sehr selten sind, stehen bleibt und ein Paar Halme rupft, dann geht es ruhig seinen Gang weiter in der glühenden Sonne. Sehr angenehme Abwechselung bieten im Kanal die einzelnen Stationen der Gesellschaft, die sehr hübsch angelegt sind: ein hübsches Häuschen, von einigen Palmen und anderen tropischen Gewächsen umgeben; doppelt angenehm, da sonst Alles so öde ist — aber dennoch interessant; es ist ein Landschaftsbild, das das Auge des Europäers fremd anmuthen muß. Auf der Weghälfte des Kanals etwa, an einem ziemlich großen See, liegt Ismailia, dessen schlanke Thürme freundlich aus einem grünen Palmenhain herüberblicken. Von hier aus erreicht man in 3 Stunden per Bahn Kairo! Einen schönen Anblick gewähren die Ufer des Kanals bei Mondscheinbeleuchtung, wie eine Schneelandschaft! — Eine große Anzahl Schiffe begegnen einander täglich im Kanal, was allerdings insofern unangenehm ist, als bei jeder Begegnung eines der Schiffe „festmachen“ muß, bis das andere passirt ist, was eine ganze Zeit in Anspruch nimmt (etwa eine halbe Stunde).

Bei Sonnenuntergang am 1. November trafen wir in Suez ein; in wundervoller Abendbeleuchtung lagen die hohen Ufer des „rothen Meeres“ vor uns! Ein schwaches Lila mit einem rothen Scheine, Farben, wie ich sie nie zuvor in der Natur gesehen — prachtvoll! Das Haus der Kanalgesellschaft, sowie das englische Konsulat sehen sehr schön aus; ebenso macht sich das Araberviertel ganz eigenartig. Nachdem wir hier die Post an Land gegeben und empfangen hatten, ging es gegen 9 Uhr weiter, in das „rothe Meer“. Es wird mir noch ganz warm bei dem Gedanken! Doch es war nicht so schlimm; der heißeste Tag war 135 Grad; die gewöhnliche Temperatur in unseren Kabinen war 101 Grad, das ist nun die luftigste! In anderen waren es 122 Grad; auch jetzt ist es noch recht warm und die meisten Passagiere schlafen Nachts an Deck. — Das Interessanteste im Rothen Meere waren die Sonnenuntergänge, die wir auch jetzt noch hier im indischen Ozean bewundern; das Schauspiel beginnt gegen halb 6 Uhr; die Sonne ist dem Untergehen nahe; gewöhnlich sind dann einige Wolken im Westen gelagert, hinter denen sie für ein Paar Augenblicke verschwindet; dann brechen die Strahlen mit einer solchen Kraft hinter den Wolken hervor, daß sie oft glühend roth am Himmel erscheinen; die äußersten Ränder der Wolken gleichen dann einer feurigen Schlange, die sich am Himmel entlang windet; im Osten aber glüht der Horizont wie ein Flammenmeer; der schönste Augenblick ist es jedoch, wenn die Sonne dann aus den Wolken hervorbricht und in wenigen Minuten wie eine riesige Feuerkugel in das Meer eintaucht, den Horizont von einem schwachen Gelb bis zum flammenden Roth färbend. Am nächsten Morgen erscheint sie von Neuem und sendet ihre glühenden Strahlen zu uns herab und wir verstecken uns vor ihnen wie vor einem giftigen Reptil! — Gestern hatten wir ein wundervolles Abendroth, nicht wie sonst feurig, sondern blutroth, ganz eigenartig schön! —

12. 11. '00.

Am Morgen des 6. November langten wir in Aden an; es ist hart am Felsen gelegen; die hohen felsigen Ufer sehen wild romantisch aus. Aber alles ist kahl, kein Baum, kein Strauch; Regen gibt es hier nicht; Aden gilt als die heißeste Stadt der Welt. Wir lagen ziemlich weit draußen im Hafen, und ich ging nicht an Land; es war zu warm.

Nun wurde der Kurs östlich genommen, und wir erreichten am zweiten Tage Cap Guardafui, den östlichsten Punkt Afrikas. Nachdem man dasselbe passirt hat, sieht das Vorgebirge aus wie ein schlafender Löwe, der seinen Kopf zwischen seine Vorderpfoten gelegt hat; aber so natürlich, daß man ganz erstaunt ist; ich habe schon viele derartige Formationen im Gebirge gesehen, keine aber so natürlich wie diese; ein Kind würde, ohne daß man es darauf aufmerksam macht, sofort den Löwen erkennen, den es bisher nur in Bilderbüchern gesehen! Die Täuschung wird noch erhöht durch die gelbe Farbe des Gesteins. Das Meerleuchten beobachten wir hier sehr schön; es sieht aus, als ob tausende von kleinen Glühwürmchen im Wasser schwämmen, und so einen breiten, phosphoreszirenden Lichtstreifen hervorbringen; es sind ja auch kleine phosphoreszirende Thierchen, eine Art Quallen. Oft auch sieht man mehrere Meter vom Schiffe entfernt ein helles Aufblitzen, dann jedoch größer, wie das Funkeln eines faustgroßen Edelsteins. Was noch unser Interesse hier inAnspruch nimmt, sind die „fliegenden Fische“, die hier, d. h. überall etwa 30 Meilen nördlich und südlich vom Aequator in großenSchaaren zu sehen sind, und zwar sind es hier meistens junge Thiere, die durch die Dampfer aufgescheucht, kurz vor oder bei demselben auftauchen und bis zu 100 Meter weit — dicht über dem Wasser, etwa handbreit — dahinsausen. Wir haben sie in ganzen Schwärmen von vielen Hundert gesehen, auch vereinzelt; Nachts kommen sie vereinzelt an Deck geflogen, durch die Lichter herbeigelockt; ich war sehr erfreut, als mir unser 1. Offizier gestern einen brachte; er ist etwa 12 Zentimeter lang und hat eine ebenso breite Flügelspannung.

Morgen Nachmittag kommen wir nach Mombassa; es war dieses von Aden aus eine recht lange Fahrt — 8 Tage — da fährt man von Hamburg nach Amerika — und das ist hier der 4. Theil unserer Reise, doch nun nähert auch sie sich ihrem Ende!

17. 11. '00.

Am 13. trafen wir in Mombassa ein; ich fuhr mit Mr. Olsen zu dessen Niederlassung, die in einem Palmenhain recht romantisch liegt.

Tanga und Dar-es-Salaam, die ersten Städte von Deutsch-Ostafrika, die ich sah, sind sehr schön angelegt; besonders ist der Hafen von letzterem wunderhübsch. Heute Abend trafen wir nun in Zanzibar ein, wo wie 3 Tage liegen bleiben, denn hier ist furchtbar viel zu löschen und zu laden; die Stadt werde ich mir morgen ansehen und davon ein andermal erzählen; das Sultanat sieht jetzt bei reicher elektrischer Beleuchtung sehr hübsch aus!

Amor auf dem Eise.

(Von Dr. Max Flohr.)

I.

Wenn der feuchte Schimmer des niedrigen Sonnenballs die unabsehbare Eisfläche vergoldet und ein behendes Geschlecht hervorgelockt zu urkräftigem Behagen auf gleitendem Stahl, dann zieht's auch den pausbäckigen, blondlockigen Knaben mit Köcher und Bogen machtvoll hinaus auf diesen Tummelplatz fröhlicher Laune. Unbemerkt taucht er im Strudel unter, seinen kecken Wagemuth in manch' heiter-ernsten Schelmenstückchen austoben zu lassen.

Ein sonniger Nachmittag lockte die Jünger desEissports in lichten Schaaren auf die krystallenen Flächen im Norden und Süden der Stadt, die seit einigen Tagen geöffnet waren.

Auf der Platform der Straßenbahn, welche aus der Mitte der Stadt nach der Südbahn führte, traf der praktische Arzt Dr. Sibold mit seinem langjährigen Bekannten, dem Assessor Minding, zusammen, der schon ein volles Jahrzehnt auf Freiersfüßen ging, ohne es bislang zu einer endgiltigen Wahl gebracht zu haben.

„Guten Tag, lieber Assessor! Sieh da, auch zur Südbahn? Und immer noch frei von zarten Banden? . . . Konsequenz ist Mannestugend —“

„Wie man's nehmen will, Doktor,“ lächelte der Angeredete, räusperte sich und drehte mit sichtlichem Behagen die Spitze seines wohlgepflegten Schnurrbarts noch energischer nach aufwärts. „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.... Niemand —“

„Ist vor seinem Tode glücklich zu preisen!“ ergänzte jener humorvoll und drohte mit dem Finger. „Also wieder was in Aussicht? — “

„Unter uns gesagt, Doktor, diesmal ernsthaft . . . „Honny soit qui mal y pense . . . “

„Und heute auf der Eisbahn?“

„Man muß eben das Eisen schmieden —“

„So lange — es kalt ist“, paraphrasirte der theilnehmende Freund, denn es fiel ihm ein, daß die Witterungsberichte Thauwetter in Aussicht stellten.

Als in diesem Augenblicke auf dem Nebengeleise der Straßenbahn aus der entgegengesetzten Richtung ein dicht besetzter Wagen heranrasselte, huschte ein eigenthümliches Leuchten über des Assessors frische Züge. Der Richtung seiner Blicke folgend, bemerkte Dr. Sibold auf der vorderen Platform besagten Wagens eine reizende Blondine, die Schlittschuhe mit einer gewissen Absichtlichkeit vor sich hin haltend, mit welcher sein Bekannter einen mehr als artigen Gruß austauschte und einen Blick wechselte, der in die Worte seiner Sprache übersetzt, etwa lauten würde: Nanu, reizendes Kind, also nach der Nordbahn steht Dein holder Sinn?

Wer möchte bestreiten, daß dasRäuspern nunmehr auf der Seite des Andern gewesen wäre? —

Auf der nächsten Haltestelle — zum Glück war sie nicht weit — reichte der Assessor seinem Gegenüber kurz entschlossen die Rechte und schwang sich so behende wie möglich vom Trittbrett, „zur Wahrung berechtigter Interessen“, wie der Andere ironisch meinte, indem er dessen mit Beziehung nachgerufenes: „Und viel Vergnügen auf der Nordbahn!“ mit dem herablassenden Lächeln eines Triumphators erwiderte.

In kurzer Zeit führte den Arzt sein Wagen dem Ziele zu. Nachdem er die von Tausenden belebte Bahn abgeschritten, machte er Rast, um das malerische Bild mit Muße in sich aufzunehmen. Während er in stiller Beschaulichkeit in den Anblick der behenden Läufer beiderlei Geschlechts versunken war, welche einzeln und gepaart oder in Gruppen ihre gleitende Kunst entfalteten, wurde seine Aufmerksamkeit von einigen jungen Mädchen lebhaft gefesselt, die in unmittelbarer Nähe ihren freundlichen Gruß austauschten.

Zu seiner nicht geringen Ueberraschung erkannte er in der Einen die Schöne von der Straßenbahn wieder, um deretwillen sein galanter Freund so opferfreudig einen Wagenwechsel vorgenommen hatte, und mit sichtlichem Interesse lauschte er ihrer Begrüßung seitens der Freundinnen.

„Nun, Hulda, noch immer allein? Ich dachte doch, der Assessor —“

„Hast Du ihn gesehen?“

„Im Gegentheil — aber ich begreife gar nicht.....“

„Ich auch nicht, das ist es ja eben! Denke Dir, Trudchen . . . auf der Elektrischen kam er mir entgegengefahren... mit Schlittschuhen nämlich.... auf einem nach der Südbahn fahrenden Wagen. Natürlich wechsele ich— denn man muß sich zu helfen wissen — bei der nächsten Haltestelle den Wagen und fahre gleichfalls hierher. Entschieden chic, nicht?.... Wo er nur bleiben mag! ... Gott, wenn er nicht käme!.. Obendrein ist für morgen Thauwetter angezeigt ... Abscheulich! ....“

Dann schwärmten die Schönen nach allen Richtungen der Windrose auseinander, um mit vereinten Kräften auf den vermißten Assessor zu fahnden, während der Doktor nicht umhin konnte, das Dichterwort: „Zwei Seelen, ein Gedanke“ zum Gegenstand wehmüthiger Betrachtungen zu machen.

II.

„Morgen Spund!“

„Servus Don!“

„Hast Du sie gesehen?“

Ein zustimmendes Nicken auf der einen, ein jubelnder Freudenruf auf der anderen Seite, dann gibt der rechtmäßige Ultimus der Unterprima, Karl Grünspan, alias Spund, seinem aufhorchenden Don einen Bericht seiner Entdeckungsfahrt, die er natürlich mit „Also“ beginnt.

„Also von der Wärmebude aus, wo ich stante pede eine sogenannte Erfrischung zu mir nahm, entdeckte mein Argusauge Deine sogenannteFlamme.“

„Famos!“

„Aber —“

„Aber?“ —

„Ihr sogenannter Schatten fehlte nicht: Meyer, der rothhaarige Kommis aus der Lindenstraße, umschwärmte sie mit einer Vehemenz, die einer besseren Sache würdig wäre! . . . Der Philister . . . Oculi, da kommen sie.

Don läßt sein Idol nicht aus den Augen und sinnt emsig auf einen Plan, sich der Holden zu nähern und den Gegner mit Erfolg aus dem Felde zu schlagen.

„Heute muß es sein, heute! . . . um so mehr, als für morgen Thauwetter angezeigt ist! ... Heureka! Ich hab's!“ fährt er nach einer Weile auf. „Kundiger Thebaner, Du muß mir einen Gefallen thun!“

„Ich? Schon wieder?“

„Von Dir hängt alles ab, also höre! Wir wenden jetzt um, rudern ihr entgegen, Du mit einer Geschwindigkeit von 0,5 voraus.“

„M. w. also Kehrt!“

„An der nächsten Biegung begegnen wir ihr — natürlich ganz zufällig —, Du rempelst sie — aus Versehen selbstredend — etwas unsanft an. Die Karambolage bringt sie zu Fall, jetzt erschein ich als deus ex machina auf der Bildfläche —“

„Bildfläche ist gut . . .“

„Stelle mich ihr offiziell vor und — das Geschäft ist richtig . . .

Virtuos, was? . . . Na, Du willst doch?“

„Aber Mensch, bedenk doch —“

„O sancta simplicitas . . . sei kein Frosch! Spund, Du, der im Rempeln auf eine ruhmvolle Vergangenheit zurückblicken darf, wolltest Dich bedenken, so ein kleines Geschöpf . . . Sei mein getreuer Pylades . . . . auf der nächsten Exkneipe einen Ganzen auf's Spezielle — fine . . . “

„Aber . . . “

„Kein Aber! Sieh, diesen letzten Obolus opfere ich Dir ebenfalls, er sei Dein, aber thu's! . . . Schon sehe ich sie in der Ferne . . . Auch Goethe sagt: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut . . . Also auf in den Kampf, Torero . . . an eins . . .“

Zögernd und nicht ohne Widerstreben, aber ermuthigt durch die Lockungen bevorstehenden Genusses im Sinne des Paragraph 11, entfernt sich der Spund, während der thatenfrohe Freund, zierliche Bogen beschreibend, in kurzer Entfernung folgt und der nahenden Ver- und Entwickelung der Dinge erwartungsvoll entgegensieht. Da . . . jetzt faßt sich Spund ein Herz . . . und in Folge der unzarten Berührung gleitet die Holde aus und fällt auf der glatten Fläche mit tadelloser Anmuth nieder. Mit einem kühnen Bogen schwebt der rettende Engel in Gestalt Dons heran, schon zieht er die schwarze Sammetmütze und stammelt: „Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich —“ als er noch einen letzten unfreiwilligen Bogen — nach unten — beschreibt und an der Holden Seite ruht.

Während der Letzteren im nächsten Augenblicke in dem gefürchteten Nebenbuhler ein Ritter erwächst, während Spund mit dem redlich verdienten „Obolus“ sich behufs Stärkung in die Wärmebude zurückzieht, gewinnt der Zurückgelassene Zeit, über sein Schicksal nachzudenken. Zähneknirschend und mit zornflammendem Blick auf ein neben ihm liegendes Zigarrenende, das sein liebeflehender Blick im entscheidenden Augenblicke übersah, die intellektuelle Ursache seiner „Niederlage“, erhebt er sich und sieht sich im Hinblick auf die davongetragene Blessur seiner Unaussprechlichen zum schleunigen Rückzug genöthigt.

Wohl verspricht die Straßenbahn dem leidigen Defekt seines äußeren Menschen willkommene Deckung, aber o Graus! Der letzte Nickel ist demüthig geopfert, um seinem Freunde Spund einen feuchtfröhlichen Genuß zu verschaffen und — dem verwünschten Nebenbuhler das Feld seiner Wünsche zu ebnen.

O Nemesis!

III.

Am oberen Ende der Eisbahn, wo sich die zahlreichen Bänke zum Anschnallen der Schlittschuhe befinden, harrt, den Boden stampfend und die Arme kreuzweise zusammenschlagend, die Gruppe dienstbarer Geister, um dem bequemeren Theile der Eisbahnbesucher die Mühe des Ab- und Anschnallens für einen Nickel abzunehmen.

Wer sich Zeit gönnen würde, diese meist ebenso wetter- wie trinkfesten Gestalten genauer zu beobachten, dem würde ein Gesicht unter ihnen angenehm auffallen, dessen ernste Züge, dessen durchgeistigte, im Grunde feine Linien nur zu deutlich bekunden, daß es traurige Erfahrungen gewesen sind, die den Mann an diese Stelle geführt haben.

Traumverloren blickt er auf das lebensfrohe, farbensatte Gemälde vor seinen Augen, und wie durch Zauberwort geweckt, stehen jene Stunden wieder vor ihm, wo er selbst auf eben diesem Fleckchen Erde als einer der Ausgelassensten seiner Laune die Zügel schießen ließ. War's nicht auch hier, wo er der Einen, der sein Leben und seine Kunst gehörte, in einer Stunde trauten Alleinseins das zarte Geheimniß eines liebenden Herzens erschlossen? War's nicht hier, wo er ihr zartes Füßchen berühren durfte, als er ihr beim Abschnallen der Schlittschuhe hilfreiche Hand leistete? —

Und dann war's auch in sein Leben gefallen, wie ein Reif in der Frühlingsnacht, und hatte die reichen Hoffnungsblüthen so grausam vernichtet — jene erste große Enttäuschung seines jungen Lebens. Er hat dem Sturm jener Stunde nicht Stand gehalten. Ausgelöscht der Glaube an sich selbst, gebrochen die stolzen Säulen seinerKunst, auf denen er sein reiches Glück aufzubauen gedachte!....

Er hat sich über das Meer geflüchtet, um den gewaltigen Schmerz in einer wüsten, wilden Jagd nach dem Glück zu betäuben, zu vergessen. Und nach neuen Enttäuschungen ist er noch ärmer in die alte Heimath zurückgekehrt, ein Vergessener, ein Schiffsbrüchiger. Nur seiner Hände Arbeit ist ihm geblieben, um sein Leben zu fristen, — und das ist's, was ihn bewog, sich heute in den Dienst der Eisbahnverwaltung zu stellen. Wie schmerzlich doch gerade heute der Unterschied von Einst und Jetzt an seinem Herzen reißt, während er sinnverloren in's Leere starrt!

Da drücken sich ein paar zierliche Schlittschuhe in seine Hand, und ein silberhelles: „Bitte, anschnallen!“ bringt an sein Ohr. Es ist ein Klang, der die geheimsten Saiten seines Gemüths jäh erklingen läßt!

Ein Blick in die marmorschönen Züge der vor ihm stehenden Gestalt, deren Augen an ihm vorübergleiten und in die Ferne schweifen, sagt ihm nur zu deutlich, daß s i e vor ihm steht, der sein Denken und Fühlen auch jetzt noch gilt und ferner gelten wird. Er fährt sich heftig über das Gesicht, als wolle er die wilden Gedanken von sich scheuchen, und kämpft den Rest von Mannestrotz, der sich in ihm aufbäumen will, gewaltsam nieder. Dann kniet er zu ihren Füßen nieder, um seine Arbeit zu verrichten.

Und als er den zarten Fuß, den sie ihm nachlässig hinstreckt, berührt, wie in der glücklichsten Stunde seines Lebens, da fühlte er eine wohlthuende Wärme seine Adern durchrieseln, und ein Widerhall von Jugendlust und Jugendliebe wird in seiner Brust lebendig. —

Dann erhebt sie sich, läßt ihren Nickel in seine blutrünstige Hand gleiten und schwebt davon. Er aber blickt ihr mit feuchten Augen nach, bis sie im Gewühl wie ein schönes Traumbild verschwunden ist.

Er zerdrückt eine Thräne und läßt das Geldstück in seiner Tasche verschwinden, denn schon wieder vernimmt er den Ruf: „Bitte, anschnallen!“

Aus China.

Der „Schwäbische Merkur“ veröffentlicht einen Brief des Professors Dr. Küttner aus Yangtsum, 28. November, dem wir Folgendes entnehmen: „Wehe dem Armen, der dem Boxergesindel in die Hände fällt! Eine teuflische Erfindungsgabe besitzt der Chinese im Aussinnen gräßlicher, für das Nervensystem der thierisch-stumpfsinnigen Kulis zugeschnittener Martern. So wurde einer unserer Leute befreit, dem sie schon die Haut abzuziehen begonnen hatten. Einen indischen Reiter haben sie auf die Erde festgebunden und über seinen Kopf ein mit Papier überspanntes Gestell angebracht, von welchem aus durch ein feines Loch dünner Sand auf das Gesicht des Gefesselten hinunterrann. Auge, Mund undNase werden langsam durch den rieselnden Sand verdeckt und der Arme erstickte in langem Todeskampfe. Noch viel schlimmere, wahrhaft unglaubliche Scheußlichkeiten zu schildern sträubt sich die Feder; daß die Quälereienüber 5—6 Tage ausgedehnt und durch Ausreißen sämmtlicher Nägel, Haare und Zähne eingeleitet wurden, ist mehrfach vorgekommen. Ich kenne aus eigener Anschauung den Albanesen wie den Kaffern; beide sind unmenschlich, aber sie sind doch nur Stümper gegen die gelben bezopften Bestien. Welch ein Unterschied gegenüber dem Krieg unter gesitteten Nationen! Als nach dem Kampf um Jakobsdal die Engländer in das Dorf und in unser Hospital drangen, athmeten wir erleichtert auf; jetzt darf es niemals so weit kommen. Deshalb haben wir unser großes, aus 25 Gebäuden bestehendes Hospital mit Wall, Graben und Bastionen versehen, eine große militärische Wache, die im Ernstfall durch unsere Gewehre verstärkt würde, liegt dauernd im Innern der Umwallung, so daß wir gegen alle Fährlichkeiten geschützt sind und im schlimmsten Falle Widerstand zu leisten vermögen, bis die zumTheil ganz in derNähe befindlichen Truppen Hilfe bringen können. Meiner Ueberzeugung nach wird es allerdings nie zu ernsthaften Schwierigkeiten kommen.

Zur Zeit stehen wir wieder mitten in der ärztlichen Thätigkeit, in den letzten Wochen aber sind wir Maurer, Zimmerleute, Schlosser, Töpfer und vieles andere gewesen. Die Laune war dabei vorzüglich, der äußere Anblick unbeschreiblich. Ich habe mich geschämt, als ich meine Wäsche nach langerPause wieder einmal zum Waschen gegeben habe. Wozu sollte man sich auch waschen, wenn man doch gleich wieder schmutzig wurde, wenn man Oefen setzen und mit Lehm hantiren mußte, und zur Säuberung außerdem nur gefrorenes Wasser zur Verfügung hatte? Lieber wäscht man sich gar nicht, denn Dreck hält warm, und das war nöthig in der ersten Zeit, als wir vor dem Aufbau unserer Baracken in Zelten kampiren mußten. Ich konnte mich so recht in die Stimmung einer alten Patientin unserer Klinik hineindenken, die beim Anblick der Badewanne entsetzt ausrief: „Wann i dees g'wußt hätt, daß i bade mießt!“ Jetzt haben wir schöne Gemächer, aber damals haben wir in unnennbaren Gefäßen gekocht, als Servietten für 6 Mann ein Handtuch benützt, auf dem jedem sein Bereich mit Bleistift aufgezeichnet war, kurz, wir haben ein Räuberleben geführt, das romantisch hätte sein können, wenn es in Petschili des Nachts nicht so kalt wäre und wenn es nicht alle 4 bis 5 Tage einen der berüchtigten, geradezu empörenden Sandwirbelstürme gäbe, aus denen auch das feinste Gigerl als schmutzstarrendes Ungethüm hervorgeht, mit entzündeten Augen und Sandlagern in Nase und Ohren.

Das Klima ist eigenthümlich. Wir haben die Sonne Palermos und doch im Winter eine Durchschnittskälte von 15—20 Grad. Kommt die Sonne zur Geltung, so steigt das Thermometer Mittags stets über Null, Temperaturschwankungen von mehr als 20 Grad im Laufe des Tages sind also nicht selten; sie erschweren die Akklimatisirung ebenso sehr wie das Heizen. Ueberhaupt ist das Hausvaterspielen hier zu Lande gar nicht so einfach; Verproviantirung, Erwärmung und vor Allem Sauberhaltung eines großen Hospitals erfordern bei chinesischer Bedienung, Sandstürmen, Zufrieren der Wasserwege und selbst für Kriegszeiten ungewöhnlichen Zuständen viel Geduld und Kopfzerbrechen. Stabsarzt Loos, Dr. Steffens und ich haben uns zusammen schon annähernd 20 Pfund abgeärgert. Ueber die Chinesen will ich lieber nicht viel sagen, denn in diesem Punkt bin ich Partei geworden, seit ich mit Chinesen gebaut und unter ihrer Unreinlichkeit und Unehrlichkeit gelitten habe. Uebrigens findet man auch entschieden angenehme Chinesen und bisweilen unter ganz gewöhnlichen Kulis hervorragend begabte Individuen, die bei guter Ausbildung gewiß Vorzügliches leisten würden, wenigstens so lange, bis sie genügend Geld verdient hätten. Erstaunt war ich über manche technische Errungenschaft der Chinesen, die offenbar Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende alt ist. Da haben wir uns in Europa etwas eingebildet auf die Erfindung des Magazingewehres. Welche Anmaßung! Der Chinese kennt Magazin- und Selbstladearmbrüste schon seit Urzeiten, wir haben hier eine ganze Anzahl solcher Waffen gesehen. Zehn Pfeile werden, wie beim modernen Gewehr die Patronen, in einen „Kasten“ gelegt und fallen durch ihre Schwere nach einander auf die Sehne. Mittelst eines Hebels wird abgeschossen und sofort wieder gespannt, so daß die zehn Pfeile in weniger als einer halben Minute geschleudert werden können.

Die „Cats Meat Men“ in London

Ein einträglicher Geschäftszweig hat sich in London im Laufe der Zeit zu hoher Blüthe entwickelt und ernährt Tausende. Es handelt sich um den Beruf eines „Cats Meat Man“, d. h. eines Straßenhändlers, der das in London beliebteste Hausthier, die Katze, mit ihrer Tagesration an Pferdefleisch versorgt. Wer die britische Metropole nur einmal gesehn, kennt auch den typischen „Cats Meat Man“ und sein monotones „Meat, Meat!“ das die ganzen Katzen der Straße und Umgegend in Bewegung versetzt. Man findet den Händler in dem vornehmen Viertel des Westens sowohl als auch in den ärmeren Vierteln des Ostens, und sein langgezogener eintöniger Ruf verstummt auch in den Vormittagsstunden des Sonntags nicht; auch an diesem Tage erfordert die Pflicht, daß er seine ihm anvertrauten Schützlinge nicht ohne Nahrung läßt. Das Fleisch ist in dünnen Scheiben geschnitten und auf einem Holzstäbchen aufgesteckt und kostet einen Penny. Die Händler bilden eine Vereinigung, der 400 Mitglieder angehören und die alljährlich in den ersten Tagen des Januar eine außerordentliche Generalversammlung mit nachfolgender Weihnachtsbescheerung mit Tanz abhält. Das an diesem Tage gegebene Diner besteht aus den feinsten Leckerbissen, und der reichste Gourmand brauchte sich seiner nicht zu schämen. Der Verein hat viele Gönner und zu diesem Festtage laufen so viele und reiche Spenden ein, daß die Tischkarten den Theilnehmern umsonst ausgehändigt werden. Selbstverständlich erscheint man an diesem Abend standesgemäß, d. h. mit etikettemäßigem Frack oder smoking, und wer das muntere Völkchen so versammelt finden würde, könnte sich schwerlich des Eindrucks erwehren, daß er einer geselligen Zusammenkunft von Aristokraten beiwohne, wenn ihn nicht zuweilen das Londoner slang eines anderen belehrte. Wenn man den Versicherungen eines Großhändlers Glauben beimessen darf, so ist auch dieser Erwerbszweig in der letzten Zeit stark zurückgegangen, als eineFolge des unglücklichen südafrikanischen Krieges. Immerhin könne er noch eine Weile aushalten, und seine Einnahmen ständen jetzt — es sei ja nicht viel, immerhin aber doch mitzunehmen — auf $50 pro Woche. Unter diesen Umständen wird es auch nicht gerade verwunderlich erscheinen, daß ein vor wenigen Jahren verstorbener Händler, der in den „Gründerjahren“ mit einem Penny in der Tasche anfing und es bis zu einem reichen, angesehenen Bürger brachte, einer wohlthätigen Anstalt baare $100,000 vermachen konnte. Ein anderer wies seinem Sohne eine lebenslängliche Rente von $3000 an. Ein „Westendläufer“, der sich vor kurzer Zeit zur Ruhe setzte, verkaufte sein „Geschäft“ gegen $4000 baar, und ein anderer Händler erst ganz kürzlich eine weitere dieser Goldquellen für gar $8000.

— Auf der Sekundärbahn. — Schaffner: „Die eine Achse hat sich stark verbogen.“ — Zugführer: „Da wird wieder der dicke Fleischermeister aus Kleinstadt mitgefahren sein.“

— Durchschaut. — Mutter (ihre verheirathete Tochter besuchend): „Wo ist Dein Mann?“ — Tochter: „Der ist verreist!“ — Mutter: „Der Feigling!“

Sonntagpost

Seite 9—16.

Chicago, Sonntag, den 10. Februar 1901.

(Für die Sonntagpost.)

Der Treuschwur.

(Novellette von Albert Weitz.)

Motto: Weibertreue — Aprilwetter.

Der Expreßzug jagte durch Nacht und Sturm über die Prairie. Unbekümmert um den Kampf der Elemente schliefen die wenigen Passagiere in den Schlafwägen oder lagen ausgestreckt auf den zusammengeschobenen Sitzen des „Smokers." Nur ein junger Mann hatte den Schlafwagen wieder verlassen; er ging lange Zeit im „Smoker" auf und ab. Dann setzte er sich an das Fenster und sah in die stürmische Nacht hinaus. Als er vor fünf Jahren Chicago verließ, da ahnte er nicht, daß diese Rückkehr, auf die er damals seine ganze Hoffnung setzte, ihm so schwer würde. „Der alte Mandelbaum hat Recht gehabt!" sprach er leise vor sich hin, „nur zu Recht! Fünf Jahre sind eine lange Zeit! Darin kann sich viel ändern und es hat sich viel geändert, wenigstens bei mir . . . ob auch bei Rosa?" Fünf Jahre, und doch schien es ihm erst wie gestern, als damals sein Arbeitgeber, der Rohprodukten-Händler Mandelbaum ihn eines Tages nach seiner Wohnung an der Canal Straße bestellt und er in Vorahnung der kommenden Dinge dieser Aufforderung mit klopfendem Herzen Folge geleistet hatte. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Mandelbaum wußte Alles und er empfing ihn mit den bittersten Vorwürfen, wie er es habe wagen dürfen, eine Liebschaft mit der Rosa, seiner Tochter, anzufangen, da doch aus einer Heirath zwischen ihnen niemals etwas werden könne! „Was willst Du, Moritz? Was hast Du? Wer bist Du? Ein hergelaufener „Schnorrer" bist Du! Ich will mich lieber schmatten *) lassen, als meine Tochter so einem Schlemiehl **) wie Dir zur Frau geben!" Er, der Moritz, hatte auf diese Schmähungen nichts erwidert, aber er war herausgegangen und hatte die Rosa hereingeholt, und hatte sie vor dem Antlitz ihres Vaters gefragt, ob sie ihn liebe und ob sie auf ihn fünf Jahre warten wolle. Und als Rosa dies bejaht hatte, da war er vor den Alten hingetreten und hatte bei dem Andenken seines Vaters geschworen, daß er in fünf Jahren ein Vermögen erwerben und dann als wohlhabender Mann die Hand seiner Tochter von ihm fordern werde. Während dieser ganzen Prozedur hatte der Alte geschwiegen und nur Blitze aus seinen kleinen, listigen Augen auf die beiden jungen Leute geschossen. Als sich dann aber Moritz zum Fortgehen wandte, rief er ihm höhnisch nach: „Viel Massel und Broche ***) zum Geschäft, zukünftiger Schwiegersohn! Sollst mir leid thun, wenn Du wieder kommst und Deine Kalle ****) hat einen Anderen. Aber weißt Du, die Rosa ist die Tochter von F. E. Mandelbaum & Co., Großhändler in Rohprodukten, und bei uns ist Geschäft Geschäft. Fünf Jahre ist eine lange Zeit und dann kann sich auch finden für die Rosa eine Gelegenheit, ein besseres Geschäft als mit Dir zu machen. Ob sie es thun wird? Spaß! Heirathen ist auch blos ein Geschäft." „Aber ich werde mein Wort halten und Rosa auch," hatte er zurückgerufen, und dann war er aus dem engen Hause in der Canal Straße hinausgestürzt und hineingestürmt in die weite Welt, um sein Glück zu suchen — um Rosa's willen.

Fünf Jahre waren seitdem vergangen — und jetzt jagte er mit jeder Minute beinahe eine Meile seinem Glücke entgegen, aber je mehr der Zug sich Chicago näherte, je mehr verfinsterten sich seine Züge, je unruhiger wurde sein Wesen. Bald starrte er eine Weile, wie theilnahmlos, in die stürmische Nacht hinaus, dann sprang er plötzlich auf und lief aufgeregt in dem Waggon auf und ab. Seine Hoffnung, in fünf Jahren wohlhabend zu werden, die er auf nichts, als seinen guten Willen und seiner Arbeitsfreudigkeit aufgebaut hatte, war nicht nur in Erfüllung gegangen, in ganz wunderbarer Weise hatte ihn das Glück begünstigt; er kehrte zurück viel reicher, als er je zu werden geträumt hatte. Als er damals Chicago verließ, hatte er sich einem Trupp Abenteurer angeschlossen, die hinaufzogen nach dem neuen Goldlande Klondyke, um nach dem gleißnerischen Metall zu graben. Tausend und Tausend haben es nicht gefunden! Vor Kälte umgekommen, liegen ihre dürren Leichname auf den Eisfeldern Alaskas oder sind von den hungrigen Raubthieren des Norden ausgescharrt und verschlungen. Manchen ist es auch noch mit Aufbietung aller Kräfte gelungen, das nackte Leben zu retten und gebrochen an Krper und Seele die Heimath wieder zu erreichen. Diejenigen, welche wirklich gefunden, was sie gesucht haben, nämlich Gold, sind zu zählen, und auch von diesen wird sich Mancher fragen: Ist der erworbene Reichthum all' die Gefahren, die Entbehrungen, die Leiden und übermenschlichen Anstrengungen werth? — Auch Moritz hatte alle diese vielen Enttäuschungen und Leiden des Goldjägerlebens schon bis zur Neige gekostet und war an der Grenze der Verzweiflung angelangt, da entdeckte er eine reiche Goldader. Er verkaufte seinen „Claim" um eine hohe Summe und trat die Rückreise an. Die fürchterlichen Strapazen der Ueberlandreise nach dem Hafen zurück hatten seine erschütterte Gesundheit vollends untergraben. Das Nervenfieber war bei ihm ausgebrochen, und als man endlich in Seattle landete, trug man ihn mehr todt als lebendig an's Ufer. Der dortige Rabbiner, dem die Nachricht von der Ankunft eines kranken Juden zugegangen war, ließ ihn in sein Haus bringen. Die sorgsame Pflege, die ihm die Familienmitglieder des Rabbi, insonderheit die erwachsene Tochter Olga, angedeihen ließen, halfen seiner Jugendkraft den heimtückischen Feind in die Flucht schlagen, und nach drei Monaten war er vollständig genesen. Aber nur körperlich, denn je gesunder sein Körper wurde, desto mehr fühlte er sein Gemüth bedrückt, und die Qualen seiner Seele wuchsen täglich. Seitdem er das Bewußtsein wiedererlangt hatte, hatte er, Anfangs ohne Befremden, ja sogar mit Freuden, bemerkt, daß seine Pflegerin Olga eine große Zuneigung zu ihm hatte; er sah wie diese Zuneigung, die wohl ursprünglich aus dem Mitleid mit dem kranken und hilfslosen Manne entsprossen war, stündlich und täglich wuchs, bis sie als leidenschaftliche Liebe zu ihm die ganze Seele des Mädchens erfüllte, und auch er mußte sich eingestehen, daß das Bild Rosas immer mehr und mehr erblaßte und daß an seine Stelle dasjenige Olgas trat. Er versuchte es, sich in den Glauben zu versetzen, daß es die Dankbarkeit sei, die ihn zu Olga hinzog. Aber jeder Tropfen Blut, der heiß bei ihrem Anblick durch sein Herz strömte, strafte ihn Lügen; er konnte die innere Stimme nicht beschwichtigen, die ihm zurief: Du liebst sie, Du liebst sie mit jeder Faser Denes Herzens. Dies ist die wahre, reine und Deine erste Liebe. Und dann erschien ihm plötzlich das Bild Rosas. Es war nicht mehr das leidenschaftliche, junge Wesen, das sich ihm an die Brust warf und seinen Mund mit feurigen Küssen bedeckte; es war ein blasses, stilles Geschöpf, das still vor sich hinweinte, und neben ihr stand der alte Mandelbaum und fragte sie höhnisch, ob denn ihr Schatz, der Moritz, noch nicht bald käme. Er versuchte solche Visionen niederzukämpfen. Vergeblich. Sie verfolgten ihn Tag und Nacht. Er kämpfte einen fürchterlichen Kampf. Bald schien die Liebe für Olga zu siegen, bald triumphirte die Stimme des Gewissens, die ihm befahl, seines Eidschwures zu gedenken. In seiner Verzweiflung beschloß er, sich dem Rabbi zu offenbaren. Jener hörte ihn schweigend an. Dann hieß er ihn, sich reisefertig machen und führte ihn, von der ganzen Familie unbeobachtet, nach dem Bahnhof.

„Sie nehmen den Frieden meines Kindes mit sich," sprach er ernst, „aber reisen Sie, denn der Schwur, den man Gott geleistet, ist heilig." Thränen erstickten seine Stimme, und um seine Rührung zu verbergen, schritt er ohne ein weiteres Wort davon.

War es ein Wunder, daß Moritz in dieser letzten Nacht vor seiner Ankunft in Chicago keine Ruhe finden konnte? Daß er beim Ausrufen des Stationsnamens seinen Fahrplan befragte, wie weit es noch bis zum Ziele sei, dem sich der Zug mit unheimlicher Schnelligkeit zu nähern schien? Ein regerer Zudrang von Passagieren und das häufigere Anhalten zeigte an, daß der Zug in dem Vorstadt-Bezirk angekommen. Nur noch kurze Zeit, und der Schaffner mußte die Ankunft im Union Depot ausrufen. Eine ungeheure Angst, eine Angst vor sich selbst, überkam ihn. Wäre es nicht besser, sich aus dem Wagenfenster zu stürzen und in einem Augenblick all' sein Herzeleid zu endigen, als mit der Lüge auf den Lippen und der Wunde im Herzen an der Seite eines vertrauenden, und doch so bitter getäuschten Weibes ein elendes Leben zu führen? In diesem Augenblicke hielt der Zug, und wie willenlos folgte er dem Strome der sich dem Ausgange des Waggons zudrängenden Reisenden.

Auf dem Depot herrschte ein reges Leben. Der New Yorker Expreßzug stand zur Abfahrt bereit. Die vom Westen angekommenen Passagiere stürzten nach dem Restaurant, um vor ihrer Weiterreise noch schnell einen Imbiß einzunehmen, und kollidirten mit den aus der Stadt dem Zuge zueilenden Reisenden. Unbekümmert um das Wohl und Wehe ihrer Mitmenschen, schoben die ebenso starken, wie rücksichtslosen Gepäckträger die haushoch gethürmten Gepäckkarren durch die dichtesten Menschenknäuel, die kleineren, aber wegen der großen Eile, mit der sie getrieben werden, erst recht gefährlichen Postkasten fuhren dem nichts Böses Ahnenden unsanft in den Rücken, daß er einen gewaltigen Seitensprung machte und einen noch viel Unschuldigeren, als er selbst, beinahe zu Fall brachte. Die Rangirmaschinen heulten im Triumph, wenn die abgestoßenen Wagen aufeinanderprallten und die Koppel-Verbindungen wie in ohnmächtigem Schmerze knirschend aufschrien. Dazwischen versuchten die Zeitungsjungen mit ihren zwar dünnen, aber desto mehr das Ohr beleidigenden Stimmen das allgemeine Geräusch zu überschreien, — kurz, es war das lebhafte, tumultuöse Bild, wie man es nur auf dem Bahnhofe einer großen Stadt sehen kann. Trotzdem Moritz so lange in den menschenleeren Eisöden des Nordens gelebt und auch in Seattle kaum jemals das Haus des Rabbiners verlassen hatte, machte dieses bunte Menschengewühl auf ihn nicht den geringsten Eindruck. Er schlenderte langsam nach der Gepäckexpedition, als sich plötzlich ein putzig aussehendes, kleines Kerlchen durch die Menge einen Weg bahnte und auf ihn zugestürzt kam:

„Kennst Du mir nicht mehr!?" rief er, „ich bin ja Moische, Moische! Dein alter Freund Moische!" Richtig, das war Moische, ein altes Inventarium-Stück der Firma Mandelbaum & Co., ein Mittelding zwischen einem Sklaven und einem Vertrauten des Chefs. Moische war verwachsen und hatte einen gewaltig großen Kopf. Die polnischen Arbeiter sagten, er sei „appeldwatsch," d. h. es sei bei ihm im Oberstübchen nicht ganz richtig, und das war auch wohl wahr; denn er benahm sich manchmal wie ein dummer Junge und hatte seinen großen Kopf stets voller Allfansereien. Wenn es aber — mit Ausnahme schwerer körperlicher Arbeit — etwas zu thun gab, was kein Anderer fertig bekam, Moische war der Mann. Er hing am Geschäft mit rührender Treue, und obwohl er wegen seiner Dummheiten vom Chef schlechter wie ein Hund behandelt wurde, er war's zufrieden. Die Arbeiter haßten ihn wie die Pest, weil er dem Alten Alles hinterbrachte. Dasselbe Gefühl hatte auch Moritz gegen den Krüppel; war er doch überzeugt, daß er auch sein Liebesverhältniß mit Rosa ausspionirt und verrathen hatte. Es kam ihm daher wie ein schlechtes Omen vor, daß er von allen Bekannten gerade diesen widerlichen Menschen zuerst treffen mußte; er stellte sich, als überhöre er die vielen Freundschafts-Versicherungen und Begrüßungsworte, und fragte nur so leichthin, was er noch zu so später Stunde auf dem Bahnhofe zu thun habe.

„Blumen hab' ich gebracht! Faine Blumen!"

„Blumen? Du?"

„Stell' Dir doch nicht so dumm an, Moritzleben! Du wirst nicht wissen, wozu der Moische hat gebracht Blumen auf's Depot?"

„Behalt's denn für Dich, Du Narr!" rief Moritz ärgerlich, und wollte fortgehen. Aber der Krüppel riß ihn zurück, und indem er seinen Arm so weit ausstreckte wie nur möglich, rief er, daß sich trotz des Geräusches alle Umstehenden umsahen: „Siehst Du, schaust Du, kannst Du sehen?! da, auf dem vierten Strang, da steigen sie ein! und die Memme*) reicht ihnen die Blumen. Siehst Du, was unser Balbuß**) lacht? Stuß! Kann er lachen?! Was der Gentleman ist, der mit die Rosa einsteigt, das ist der Mister Veilchenblau von New York; der soll noch reicher sein, wie der Erste, von dem sie gekriegt hat einen Get***)!"

Moische erzählte und berichtete mit geradezu unheimlicher Zungengeläufigkeit sämmtliche Skandalgeschichten aus dem jüdischen Viertel, aber Moritz hörte schon lange nicht mehr. Wie geistesabwesend schaute er der Abschiedsszene zu. Die widerstreitendsten Gefühle kämpften in seinem Innern.... Die Freude, seine Freiheit wiedererlangt zu haben, war groß, aber fast ebenso groß der Schmerz über den Wortbruch Rosa's, an deren Treue er nie gezweifelt, und für die er das Glück seines Lebens zu opfern im Begriff gestanden hatte. Der Zug war abgefahren, Moische war von seiner Seite verschwunden. Mr. und Mrs. Mandelbaum standen auf dem Perron, und warteten auf die Kutsche, die der Moische holen sollte. Moritz erwachte aus seinem Hinbrüten. Der Gedanke, den Mandelbaum zu demüthigen, indem er ihm bewies, daß er seinen Schwur nicht wie Rosa gebrochen, schoß ihm plötzlich durch den Sinn. Er richtete sich kerzengerade auf und trat urplötzlich vor Mandelbaum hin: „Mr. Mandelbaum," sagte er — indem er so viel bittere Ironie wie möglich in seine Worte legte, „heute sind es fünf Jahre. Erinnern Sie sich des Schwures, den ich und Rosa geleistet?" Mit wunderbarer Geistesgegenwart unterdrückte Mandelbaum jede Spur von Ueberraschung in seinen Zügen, und zwinkerte aus seinen kleinen, stechenden Augen dem vor Erregung zitternden, jungen Manne so recht unverschämt-vergnügt zu. Dann zeigte er nach der Richtung des abfahrenden Zuges, und sagte, während sein ganzes Gesicht vor Schadenfreude strahlte: „Da fahrt sie hin!" Damit ließ er ihn stehen und folgte mit seiner Frau dem voran trippelnden Moische nach der Kutsche.

Einen Augenblick stand Moritz unschlüssig da, dann aber streckte er seine Hand nach Westen und rief: „Und da fahr ich hin!" Zwei Stunden später fuhr er nach Seattle zurück, ohne den Bahnhof vorher verlassen zu haben. Auf seiner Rückreise machte er noch die merkwürdige Entdeckung, daß, obwohl die Fahrpläne dieselbe Zeit vorschreiben, die Züge nach Westen viel langsamer fahren, als nach Osten.

*) taufen.
**) Dummkopf.
***) Glück und Segen.
****) Mädchen.

— Empfehlenswerth. — Miether: „Was hat die Wohnung denn sonst noch für Vorzüge?" — Wirth: „O, sehr viele. Unter anderm hat einer der früheren Miether in dieser Wohnung mal das große Loos gewonnen!!"

*) Memme — Mama.
**) Balbuß — Boß.
***) Get — Scheidebrief, Scheidung.

Fremde Federn.

(Humoreske von Paul Schüler.)

Ich hatte mich eigentlich vor dem Wiedersehen gefürchtet. Aber es ging besser, als ich dachte. Die alten Wunden brachen nicht auf; ich fragte mich nur verwundert: wie ist es möglich, daß dieses Geschöpf Dir jemals Unruhe bereiten konnte? Dabei sah sie trotz der inzwischen vergangenen zehn Jahre fast unverändert aus.

Ich saß mit ihr im Garten zwischen Lorbeer und Orangen. Fremde kamen und gingen; die Bilder des Herrn von Arulo übten große Anziehungskraft. Denn Bädeker hatte ihnen ein Sternchen gegeben und dazu bemerkt: Wer nach Capri kommt, der versäume nicht, sich die Bilder des Herrn von Arulo anzusehen.

Du hast doch eine gute Partie gemacht, Cousinchen, sagte ich, einen Mann mit einem Sternchen im Bädeker; welche Frau hat das noch aufzuweisen?

Jede Gastwirthsfrau, meinte sie achselzuckend.

Nun, es ist doch immer ein Unterschied, ob man das Sternchen seiner Küche oder seiner Kunst verdankt.

Glücklich machts nicht.

Früher warst Du anderer Ansicht. Früher legtest Du auf Berühmtheit entschieden Gewicht. Das war ja gerade mein Kummer. Ich hatte in keiner Zeitung gestanden; ich war in keinem Schaufenster ausgestellt. Ich war ein Durchschnittsmensch und konnte diese Eigenthümlichkeit trotz eifrigen Bemühens nicht los werden. Dein Mann —

War auch keine Berühmtheit, als ich ihn heirathete.

Das stimmt. Aber er hatte doch wenigstens etwas vom großen Mann; die Allüren, den Gang, die Locken, einen Friseur erster Klasse und einen vortrefflichen Schneider . . .

In diesem Augenblick erschien ihr Mann, Herr von Arulo, umringt von einer Anzahl begeisterter Damen. Es regnete Komplimente. Eine verglich ihn mit Böcklin und eine andere mit Michel Angelo. Schließlich entzog er sich ihnen, indem er bemerkte, daß er noch Verschiedenes vorzubereiten habe, Ihre Durchlaucht, die Herzogin von Wolkenstein, habe sich anmelden lassen: Kindchen, wandte er sich an Else, sorge, daß das Frühstück in einer halben Stunde fertig ist. Auch ein paar Flaschen Capreser müssen aus dem Keller geholt werden.

Zugleich übergab er seiner Frau die Kellerschlüssel, mit denen sie davonging.

Alle die hohen Herrschaften, prahlte er, nehmen meine Zeit und Liebenswürdigkeit in Anspruch. Ich bin ja doch, so zu sagen, der Vertreter deutscher Malerei hier im Auslande, verstehen Sie.

Ich finde Ihre Bilder ganz hervorragend, sagte ich; besonders das eine in der linken Ecke des zweiten Zimmers.

Sie meinen „das Meer des Lebens". Ja, das malt mir so leicht keiner nach. Apropos: haben Sie vielleicht zufällig eine Scheere bei sich? Er faßte sich nach seinem von Locken umflatterten Schädel. Da sind nämlich zwei Engländerinnen. Diese Damen gehen in ihrer Verehrung bisweilen etwas weit. Sie glauben nicht, was ich in meinem Leben schon für Locken ausgegeben, wollte sagen, hergegeben habe.

Ihr Haar ist trotzdem noch von einer beneidenswerthen Fülle, bemerkte ich; leider habe ich keine Scheere bei mir.

Ich folgte ihm in die Galerie und betrachtete noch einmal das „Meer des Lebens". Eine bewegte See mit kleinen und großen Schiffen und einer Unzahl nackter Menschen, die sich stießen und drängten, mit den Wogen kämpften, gegen Felsen geschleudert, von Schiffen zermalmt wurden. Ueberall Angst und Noth, Kampf und Tod. Alles strebte dem fernen Strande zu, der in blauen Dunst verschwamm und belebt war von seligen Gestalten, die sich liebend umschlungen hielten: ein Bild des Friedens, das unerreichte Ziel der Sehnsucht.

Merkwürdig, sagte ich. Haben Sie auch schon ähnliche Empfindungen gehabt, Herr von Arulo? Wenn Personen oder Dinge besonderen Eindruck auf mich machen, dann ist es mir bisweilen, als wenn ich das Alles schon mal gesehen und erlebt hätte, früher, vor langen, langen Jahren.

Ich kenne das, junger Freund, war die Antwort. Uebrigens ist es nicht ausgeschlossen, daß Sie dieses Bild schon gesehen haben. Sie glauben nicht, wie mich die Photographen überlaufen. Ich und Böcklin: wir sind die beiden am meisten reproduzirten Künstler Deutschlands.

Mit diesen Worten ließ er mich stehen, um seine Vorbereitungen für den Empfang Ihrer Durchlaucht der Herzogin von Wolkenstein zu treffen. Als ich wieder in den Garten kam, traute ich meinen Augen nicht: stand da mein guter Freund Muckel wie aus der Erde gewachsen vor mir. Schöner war er in den acht Jahren nicht geworden, und den Buckel hatte er auch noch.

Du hier, riefen wir Beide. Er kam schon seit Jahren auf diese köstliche Insel. Ich erinnerte ihn an die Zeit, wo er noch auf einer Dachstube im Norden hauste, Silhouetten für fünfzig Pfennig schnitt und — o heiliger Tantalus! — für Diners und Soupers Tischkarten zeichnete. O ja, sagte er; jetzt geht es mir ganz gut. Ich verdiene, was ich für mich und meine Eltern brauche.

Du mußt mir natürlich Deine Bilder zeigen.

Das geht nicht, sagte er hastig; ich — ich habe nichts zu zeigen.

So gut gehen die Geschäfte? rief ich; da verkaufst Du wohl Alles frisch von der Staffelei weg?

Ja, frisch von der Staffelei weg, war die Antwort. Er schien mir etwas verlegen.

Und Du, fragte er, schreibst Du noch?

Hin und wieder.

Und Deine Jagd nach dem Glück?

Habe ich aufgegeben.

Schade, sagte Muckel. Es war manches Hübsche darin. Wir arbeiteten damals an demselben Motiv, erinnerte ich ihn. Du mit dem Pinsel; ich mit der Feder. Aber wir kamen Beide nicht weiter. Ich hatte Liebesgedanken; und Du — woran lag es doch bei Dir? Richtig: Du brauchtest Wellen und konntest sie nicht malen, weil Du über Wann- und Schlachtensee noch nicht hinausgekommen warst. Weißt Du noch, wie Du mir immer vorgejammert hast: Ich kann die Wellen nicht! Ich kann die Wellen nicht?

Ich bat ihn, mir sein Atelier zu zeigen. Er sagte: er habe keins für sich; er habe eins mit Herrn von Arulo zusammen.

Sage mal, Muckel: Dieser Arulo muß doch ein tüchtiger Kerl sein, wie? Früher galt er doch allgemein für einen Stümper. Du verglichst ihn, ganz passend, mit einem aufgeblasenen Frosch.

Nun ja, aussehen thut er ja heute noch so; aber er kann doch was. Er hat ein Sternchen im Bädeker.

Und von einer Vielseitigkeit ist er, wie ich sie noch bei keinem gesehen habe. Wie man sich doch im Menschen täuschen kann, was, Muckel? Früher ja, da hätten wir es doch einfach für unmöglich gehalten, daß er jemals ein Bild schaffen könnte, wie das Meer des Lebens!

Bleibst Du noch lange hier? unterbrach mich Muckel ganz plötzlich und unvermittelt. In diesem Augenblick durchzuckte es mich wie ein Blitz: Mensch! Muckel! Das Bild ist ja gar nicht von ihm: Das hast Du gemalt!

Ein geschorener Pudel kann bei zehn Grad Kälte nicht so entsetzlich zittern, wie Muckel bei diesen Worten. Zwar versuchte er anfangs zu leugnen; aber es gelang ihm nicht. Lügen hat er nie gekonnt. Ich erklärte ihm, daß ich die Skizzen zu diesem Bilde bereits vor acht Jahren auf seiner Dachstube hätte liegen sehen. Der saubere Herr von Arulo hat an dem Bilde nichts gemacht, als seinen schwungvollen Namenszug. Wahr oder nicht?

Er bat mich, nicht so zu schreien: es handle sich um seine Existenz.

Wie? rief ich; Du lebst davon?

Mein Gott, war die Antwort, ich bin ein armer Schlucker; dreitausend Mark jährlich sind immer mitzunehmen.

Dreitausend Mark! Und dafür verkaufst Du Deine Unsterblichkeit! Dafür malst Du dem großen Mann alle seine Bilder!

Alle nicht, warf er schüchtern dazwischen.

Nun, dann hat er noch andere Helfershelfer. Und Du stehst ruhig dabei und siehst zu, wie er sich feiern läßt auf Kosten Deiner Kunst?

Das ginge noch an, sprach er trübselig; wenn ich nur nicht immer diese Ausstellungsbilder malen müßte. Wenn ich nur mal machen könnte, was ich wollte! Wenn ich nur zwei, drei Jährchen für mich hätte! Da wollte ich Dir schon was schaffen! Da wollte ich Dir schon zeigen, was ich kann!

Ich habe lange kein gutes Werk gethan, sagte ich; und ich gedenke, mir diese günstige Gelegenheit nicht entgehen zu lassen. Paß auf, Muckel: Ich werde diesem aufgeblasenen Frosch die Luft so gründlich auspumpen, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll.

Ums Himmelswillen, wimmerte Muckel, ich beschwöre Dich, verrathe mich nicht!

Hier wurde der Unglückliche durch das Kommen meiner holden, einst so heiß geliebten Else unterbrochen. So, sprach sie lächelnd, ohne den kleinen Jammermann zu beachten, nun kann die Herzogin kommen.

Muckel drückte sich. Else wurde sentimental. Sie behauptete, in den letzten zehn Jahren oft an mich gedacht zu haben. Sie seufzte, sie kokettirte, kurz: es wäre sehr unhöflich gewesen, wenn ich sie nicht geküßt hätte. In diesem Augenblick ertönte ein Doppelschrei, wie ihn wohl die heisere Signalpfeife eines Dampfschiffes von sich zu geben pflegt. Wir fuhren erschrocken auseinander. Ich hatte gerade noch Zeit, zu bemerken, wie zwei längliche Damen, die eben aus der Galerie in den Garten treten wollten, mit allen Zeichen des Entsetzens sich wieder zurückzogen. Das kommt davon, sagte sie fassungslos. Wenn Adalbert es erfährt, bin ich verloren. Er ist so furchtbar eifersüchtig.

Ich beruhigte sie. Und wenn er ein Othello wäre, Du brauchst ihn nicht zu fürchten.

In diesem Augenblick kam er selber und stürzte wie ein wildes Thier auf uns los. Else warf sich ihm mit einem „Verzeihe mir" entgegen. Er rollte ganz fürchterlich die Augen und brüllte: Hinweg! Wir reden später miteinander. Else schlich geknickt von dannen. Mein Herr, sagte der aufgeblasene Frosch, Sie haben meine Frau geküßt.

Allerdings, sagte ich. Ich habe dazu meine Gründe. Denn erstens, sehen Sie, ist Ihre Frau meine leibliche Cousine. Zweitens habe ich sie geliebt, lange bevor Sie sich mit ihr verlobten: was ich übrigens selber gethan haben würde, wenn Sie sie mir nicht weggeschnappt hätten. Drittens —

Herr! schrie der Frosch, Sie machen sich über mich lustig!

Aber Herr von Arulo, ich werde mich doch nicht über einen Künstler lustig machen, der ein Sternchen im Bädeker hat!

Wir werden uns schießen.

Das glaube ich nicht.

Herr! wenn Sie noch einen Funken Ehre im Leibe haben . . .

Wie, Herr von Arulo? Ja, legen Sie denn auf diesen Punkt noch Werth? Ich sollte meinen: ein Mann, der sich von Anderen die Bilder malen läßt, um sie dann unter seinem Namen auszustellen . . .

Der aufgeblasene Frosch sank in sich zusammen. Er fiel in einen Gartenstuhl und zitterte am ganzen Leibe. Er war förmlich betäubt, als hätte er einen Schlag auf den Kopf bekommen. Es dauerte eine ganze Weile, bis er die Sprache wieder fand.

Ich bin in Ihrer Hand, winselte er. Was wollen Sie haben? — Ach, Sie wissen nicht, was es heißt, ein ehrgeiziges Weib zu besitzen. Das ging den ganzen Tag: Du bist nichts! Du kannst nichts! Du solltest Dich schämen! Ja, mein Gott: das hält man auf die Dauer nicht aus. Ich weiß, ich bin ein jämmerlicher Kerl. Aber was thut man nicht um des lieben Friedens willen? Machen Sie mich nicht unglücklich! Sagen Sie mir, was Sie haben wollen. Wollen Sie Geld haben? Wollen Sie meine Frau haben? Wenn Sie wünschen, lasse ich mich scheiden.

Ich lehnte dankend ab. Ich sagte, ich hätte keine Verwendung für eine ehrgeizige Frau. Die deutschen Dichter seien eitele Menschen; und ich könnte lange suchen, bis ich einen fände, der so selbstlos wäre wie Muckel und mir seinen Namen und seine Werke so billig überließe. Aber, fuhr ich fort, wenn Sie mir durchaus einen Gefallen erweisen wollen, dann bitte, schonen Sie Ihre Frau. Machen Sie ihr keine Vorwürfe. Ihr haben Sie es zu danken, daß die Geschichte mit den Bildern nicht in die Zeitung kommt.

Wie? rief er; Sie wollten mich in die Zeitung bringen?

Allerdings sagte ich. Das wollte ich. Und wenn Ihre Frau nicht so opferwillig gewesen wäre, und meinem Verlangen nach einem Kusse nachgegeben hätte — aber da kommt sie selber, die Aermste.

Sie kam daher gesenkten Hauptes, wie eine büßende Magdalene, bereit, eine Fluth von Vorwürfen über sich ergehen zu lassen. Er aber sagte mit bewegter Stimme: Else, edles Weib, kannst Du mir verzeihen? Sie erstaunte nicht wenig. Ich weiß, ich habe ein schweres Unrecht begangen, fuhr er fort.

Ich verstehe Dich nicht, sagte sie und machte große Augen.

O, Du verstehst mich schon, sprach er und seine Stimme zitterte, Du willst mich nur schonen. Aber ich verdiene keine Schonung. Ein Mann, der im Stande ist, sich Bilder von Anderen malen zu lassen, und sie dann unter seinem Namen auszustellen . . .

Wie! sprach sie fassungslos. Die Bilder sind nicht von Dir?

Adalbert starrte sie an. Ja, ich denke, stottert er. Ja, weißt Du es denn nicht?

Kein Wort, war die Antwort. Adalbert klappte zusammen wie ein Taschenmesser. Ich bin ein Esel, murmelte er.

Else aber gerieth außer sich. So hast Du mich also betrogen? Mich und die ganze Welt und den Bädeker auch? Vetter, ich bitte Dich, sage mir: ist es wahr, daß er die Bilder nicht gemalt hat?

Ich weiß von nichts, log ich und sah mitleidig auf den aufgeblasenen Frosch, der zu einem Häufchen Unglück zusammengeschrumpft war. Ich weiß nur, daß Adalbert von Arulo ein Gentleman ist. Denke Dir, Kousinchen: er hat in seiner Großmuth unserm armen Freunde Muckel eine jährliche Rente von dreitausend Mark ausgesetzt bis an sein Lebensende. O, es gibt noch gute Menschen.

Ja, aber, sagte der edle Spender und glotzte mich wie blödsinnig an.

Sie meinen, es ist zu wenig, fiel ich ihm in's Wort. Gut, Herr Vetter, schreiben wir viertausend Mark. Nicht wahr, Muckel, wandte ich mich an den g'rade aus der Galerie Kommenden, viertausend Mark jährlich wird wohl reichen für Dich und Deine Eltern, was?

Muckel fiel vor Staunen beinahe auf den Rücken. Viertausend Mark, stammelte er, für mich? Aber das ist ja viel zu . . .

Zu wenig, meinst Du, fiel ich ihm in die Rede. Gut, schreiben wir fünftausend Mark, nicht wahr, Herr Vetter? Fünftausend Mark jährliche Rente als Extravergütung für geleistete Dienste. Da wäre denn für Dich ausgesorgt, und Du brauchst keinem andern zu dienen, als Deiner Kunst.

Muckel weinte wie ein Kind. Er war von je her so rührselig. Ich habe das nicht gern, konnte aber nicht verhindern, daß er mir um den Hals fiel und mit erstickter Stimme erklärte: Ich habe Dich lieb. Liebesszenen zwischen Männern können leicht komisch wirken. Es war mir deshalb ganz angenehm, daß die beiden englischen Damen auf der Bildfläche erschienen. Sie stürzten sich auf den unglücklichen Adalbert und bestürmten ihn um eine Locke für ihre Sammlung. Sie ließen auch nicht locker, obgleich er dumpfen Tones erklärte: er verschenke keine Locken mehr. Sie sagten, sie würden den berühmten Künstler nicht eher verlassen, bis er ihren Wunsch erfüllt hätte. Da griff der Gequälte zu einem Gewaltmittel. Schert Euch zum Teufel! schrie er und zog mit einem Ruck die Perrücke von der Glatze. Das half. Die beiden Misses ließen wieder ihren Doppelschrei ertönen und wandten sich zur Flucht.

Sie sehen, meine Damen, rief ich, daß man falsche Haare haben und doch ein echter Künstler sein kann. Leider verhallte diese Bemerkung ungehört infolge eines abermaligen Doppelschreis, den die beiden Misses von sich gaben. Sie waren nämlich an der Thür mit einem reich gallonirten Diener zusammengeprallt, der mit Grandezza den Schauplatz betrat und die Meldung brachte: Ihre Durchlaucht die Herzogin von Wolkenstein.

Todtgesagt.

Ernest Blum, der bekannte Pariser Plauderer, liefert einen hübschen Beitrag zur Zeitungsente, besonders zur falschen Meldung, daß irgend Jemand gestorben sei. Er schreibt: Ich war beim „Rappel", als eines Tages ein feindliches Provinzblatt, um mir einen Possen zu spielen, meinen plötzlichen Tod meldete! Es erzählte sogar, daß ich mich selbst getödtet hätte, weil ich über die schlechte Aufnahme meiner Werke beim Publikum verzweifelt wäre. Ich lachte zuerst darüber, aber bald kam eine erste Kondolenzkarte bei meiner Familie an, eine zweite folgte, dann eine dritte. Einer meiner Freunde, den ich seit einiger Zeit nicht hatte sehen können, stürzte sich, als er mich erblickte, weinend in meine Arme. „So ist dies also nicht wahr? — „Mein Gott!" antwortete ich, „nein, ich glaube nicht." Zwei oder drei Provinzblätter druckten die falsche Nachricht ab und ließen ihr eine biographische Notiz und eine lange Lobrede folgen. Das war kein Spaß mehr, die Ente wurde ernst genommen, und ich glaubte, dem kleinen Blatte eine Berichtigung einsenden zu müssen, aber das kleine Blatt spielte die Posse weiter, druckte meinen Brief nicht ab und begnügte sich zu schreiben: „Ein schlechter Spaßvogel, der mit dem Namen des betrauerten E. Blum, des verstorbenen Redakteurs des „Rappel", zeichnet, schreibt uns, um die traurige Nachricht, die wir zuerst gebracht haben, zu dementiren; wir geben uns zu dieser Mystifikation nicht her und begreifen nicht, daß man in dieser Weise über einem kaum geschlossenen Grabe Scherze treiben kann."

Jetzt fing ich an zu grübeln, und ich erinnere mich, wie ich nach der Lektüre dieser Antwort des Morgens in meinem Bett, während es draußen ein scheußliches Wetter war, einen unbestimmten Schauder hatte und mich zu fragen begann, ob ich mich nicht vielleicht täuschte und ob, da das kleine Blatt so hartnäckig bei seiner Aussage blieb, ich nicht vielleicht wirklich todt wäre . . . Und einen Augenblick, man wird mir glauben, wenn man will, verzweifelte ich wirklich. „Gestorben in der Blüthe des Alters", sagte ich mir, „in dem Augenblick, in dem eine große politische oder literarische Zukunft sich vielleicht mir eröffnete . . ." Und ich sah schon die Leichenträger mit ihrer berühmten Dominoschachtel kommen. Ich sah mich in dem Leichenwagen, dem eine Anzahl Freunde folgte, die über diese Störung wüthend waren. Ich sah mich endlich auf diesem unheilvollen Pere Lachaise, in dem traurigen fünften Akt, der Jeden von uns erwartet, und ich bedauerte mich, mein Ehrenwort, ich bedauerte mich stark und versprach mir, mich lange zu bedauern.

Das Einzige, was mich nach einigen Minuten holden Wahnsinns wieder zur Vernunft zurückbrachte, war, daß ich mich durchaus nicht erinnern konnte, woran ich gestorben war. Außerdem läutete es im selben Augenblick kräftig an meiner Thür, und das Mädchen trat ein mit einem Wechsel, den die Bank so unehrerbietig war, gerade im gleichen Moment zu präsentiren. So kam das Leben wieder mit seiner traurigen, aber im Grunde doch tröstlichen Wirklichkeit! Ich war sogar, wie ich gestehe, so glücklich, mich unter der Zahl der Lebenden in dieser Welt wiederzufinden, daß ich in meiner Freude den Wechsel bezahlte . . . Xavier Aubryet, der so lange krank gewesen ist und den man oft todt gesagt hatte, meinte: „So oft ich die Nachricht meines Todes selbst in den Zeitungen lesen kann, ist mir das egal! Erst an dem Tage, wo ich dies nicht mehr thun können werde, wird es mich ärgern!"

— Doppelsinnig. — Richter: „Wie können Sie denn dem Herrn schreiben, er wäre der größte Esel?" — Herr: „Ja, es thut mir leid, aber ich habe mich eben vergessen!"

— „Ach, Du denkst dann an den blutigen Krieg?" — „Nein, viel schlimmer, Marie, dann denke ich an einen ewigen Frieden, der die Abschaffung des Militärs zur Folge hätte."

Ab vom Wege.

Roman aus dem Nachlasse Hans Wachenhusens.

(6. Fortsetzung und Schluß.)

23.

Das Letzte.

Zwei Tage später stieg der Consul mit Mary und dem Kleinen in eine geschlossene Equipage. Beide waren sehr ernst gestimmt.

Er hatte Jenny ein Billet geschickt mit der Anfrage, ob er ihr seinen Besuch machen dürfe, und diese hatte ihm sagen lassen, sie erwarte ihn am Mittage, am Sonntage.

„Du wirst mich mit Harry begleiten, den ich abholen lassen werde“, hatte er mit Mary verabredet. „Während ich das Spital besuche, wirst Du im Wagen auf meine Rückkehr vor dem Hause warten. Sollte es sein, daß ich Dich rufen lasse, falls ich nicht schnell wieder herauskomme, so wirst Du mit dem Kleinen mir folgen. Das Uebrige vermag ich nicht zu berechnen.“

Im Hausflur des Spitals empfing ihn die Oberin mit feierlicher Miene, ihn dann in das Sprechzimmer führend und vor der Thür zurückbleibend.

Hier saß Jenny bereits, ihn erwartend, in einem einfachen Hauskleide. Sie war noch sehr blaß, erhob sich mit vornehmem Anstand und ging ihm einige Schritte entgegen. Er sah mit Theilnahme in ihre leidenden Züge, reichte ihr aber nicht die Hand, denn er gedachte des vorigen Empfanges; er hatte erwartet, sie gedrückter zu finden.

„Sie verzeihen, wenn ich Sie mit meiner Person wieder belästige,“ begann er. „Ich komme nur, um mich von Ihrer Genesung zu überzeugen, von der ich zu meiner Freude gehört habe.“

Jenny deutete auf einen Stuhl; er setzte sich ihr gegenüber und sie ließ ihm auch ferner das Wort, das er übrigens sehr schnell fand, denn er sah, wie schwer ihr dieser Empfang wurde, obgleich er eine gewisse Spannung in ihrer Miene las. Daß sie seine Nichte sei, das galt für ihn augenblicklich nichts.

„Um Sie, die Sie jedenfalls der Schonung noch bedürfen, nicht lange zu belästigen,“ fuhr er vor sich hinblickend fort, „gestatten Sie mir, mich kurz zu fassen. Mary sagte mir von Ihrer Absicht, nach Amerika zurück zu kehren. Ist dies Ihr voller Ernst?“ Er betonte die letzten Worte.

„Ja!“ klang es von ihren Lippen mit einer Bestimmtheit, die er erwartet hatte, denn vor ihrer Entschlossenheit hatte er alle Achtung. Er hielt es deshalb auch nicht für angebracht, auf diese einwirken zu wollen.

„Für diesen Fall also“ — er blickte sie prüfend an; sie hielt den Blick gesenkt — „wollte ich um die Erlaubniß bitten, Ihnen — nur als Darlehen — die Reisekosten zu offeriren, wenn Sie diese von mir als Ihrem Oheim annehmen wollen.“ Er fügte das zu seiner Rechtfertigung jedoch hinzu.

Jennys Lippen waren noch immer fest geschlossen. Sie nickte, das Demüthigende dieses Anerbietens empfindend, obgleich sie darauf vorbereitet war.

„Ich werde Ihnen dankbar dafür sein!“ setzte sie sich überwindend hinzu, wie schwer es ihr auch ward.

Der Consul griff in die Brusttasche und legte ein verschlossenes Couvert auf den Tisch.

„Sie wollen es ferner nicht als eine unbefugte Einmischung eines Oheims in Ihre Verhältnisse betrachten, wenn ich mir gestatte, auch für Ihre nächste Zukunft Sorge tragen zu wollen. Würden Ihnen hiefür 25,000 Dollars genügen, die ich Ihnen durch meinen Ihnen bekannten Geschäftsfreund in New York anweisen zu lassen bereit bin?“

Jenny blickte ihn wie erstarrt an. Diese Güte vermochte sie nicht zu fassen. Sie hob die Hände gefaltet an das Kinn. Zu sprechen vermochte sie nicht.

„Es bedarf nur eines Wortes von Ihnen?“ sagte der Consul mit kalter Ruhe. Ihm lag daran, zu Ende zu kommen.

Noch saß sie in ihrer Ueberraschung da. Er erkannte die Wirkung seiner Rede, that aber doch einen Blick der Erwartung auf sie.

„O mein Gott!“ rief sie in höchster Erregung aus. „So viel Güte!“ Ihr Stolz war gebrochen. Sie erhob sich und stürzte ihm zu Füßen. „Sie überhäufen mich mit Wohlwollen, mich, eine so Undankbare!“ rief sie, die gefalteten Hände zu ihm aufstreckend, dann die Stirn in tiefster Beschämung senkend.

„Ich bitte Sie!“ rief der Consul, einen ihrer Arme ergreifend, in großer Ueberraschung, als er Thränen über ihre bleichen Wangen rinnen sah. „Ich bitte, erheben Sie sich!“ setzte er in Verlegenheit hinzu.

„O haben Sie Dank! Ich verdiene ja so viel Güte nicht!“ Sie wollte mit beiden Händen die seinige ergreifen. Und wo ist Mary, damit ich auch ihr danken kann?“

Der Consul richtete sie gerührt auf. Er war nicht der Mann, der sich blenden ließ, doch erkannte er die Aufrichtigkeit ihrer Regung. Während sie, unfähig, sich aufrecht zu erhalten, auf den Stuhl sank, schritt er zur Thür, schaute hinaus und beauftragte eine der pflegenden Schwestern, doch die Dame herein zu rufen, die draußen im Wagen sitze.

Er kehrte zurück. Jenny schaute ihm entgegen mit so bangen Augen, als mißtraue sie dem ihr gebotenen Glück. Sie hatte in ihrer Aufregung gar nicht vernommen, was er der Schwester gesagt. Er stand schweigend und vor sich blickend inmitten des Zimmers, Mary erwartend. Die Scene war ihm peinlich.

„Ich habe noch eine Bitte,“ sagte er schnell, ehe Mary da sein konnte. „Sie betrifft ein Scheidungsdokument. In einer Stunde wird der Notar bei Ihnen sein.“

Jenny verstand ihn. Todtenbleich neigte sie bejahend die Stirn. Das kam ihr unerwartet.

Und da trat denn Mary ein, an ihrer Hand Harry, der seine blasse Mutter bange anschaute und sie nicht zu erkennen schien, wenigstens im Zweifel war und nicht in's Zimmer wollte.

Jenny erblickte ihn, sie öffnete die Augen weit, sprang auf und stürzte sich zu ihm. Sie umschlang und küßte ihn, drückte ihn schluchzend an ihr Herz. Der Kleine aber wehrte ihr mit den Armen, wandte das Gesicht von ihr ab und streckte die Hände nach Mary aus.

Sie ließ ihn von sich, erhob sich und stand da, das Taschentuch an die Augen pressend. Noch schluchzend warf sie sich an die Brust der Schwester, dann beugte sie sich an deren Ohr und flüsterte einige Worte, vor denen Mary erbleichte.

„Lebewohl!“ rief sie, ihr die Hand reichend, mit fast versagender Stimme. „Ich reise noch heute Abend!“ Und sich zum Consul wendend, ergriff und preßte sie auch dessen Hand. „Verzeihung!“ bat sie unter Thränen. „Und tausendfachen Dank für Ihre Güte!“

Sie schwankte zur Thür und war draußen, ehe Mary sie zu hemmen vermochte.

Kopfschüttelnd schaute ihr der Consul nach.

„Ein trauriges Beispiel weiblicher Verirrung!“ murmelte er. „Sie empfindet ihr Schicksal tief, aber zu spät! Hier war nichts Anderes möglich! Ich glaube mehr gethan zu haben, als meine Pflicht.“

Sich schnell entschließend hob er den noch ganz verstörten Knaben in seinen Arm und schritt hinaus.

Mary stand noch unschlüssig da. Sich so zu trennen, auf ewig, von ihrer armen Schwester, die, noch kaum genesen, hinaus sollte auf die weite Reise, das that ihr weh. Aber der Consul wartete an der hinter ihm offen gebliebenen Thür. Sie sah seinen Unmuth, und so folgte sie ihm denn, gesenkten Hauptes.

* * *

Jenny, als sie ihre Krankenzelle wieder erreicht hatte, warf sich vor dem Lager nieder, legte das Antlitz darauf und so kniete sie minutenlang da.

Endlich regte sie sich; sie stützte die Ellenbogen auf das Bett, hob die Stirne ächzend und starrte zur Decke, sich das Vorgefallene in's Gedächtniß rufend. Ihre Lippen waren total entfärbt, Thränen rannen noch über ihre Wangen, Herz und Lunge waren in heftiger Thätigkeit.

Plötzlich aber preßte sie die Zähne auf einander, krampfte die Hände und ein garstiges Lachen bewegte ihre hohlen Züge.

„Geld!“ knirschte sie. „Ich habe Geld; ich, die ich vor so Kurzem noch Alles hatte, was ich begehrte, ich muß ihm auf den Knien danken, daß er mich vor dem Elend rettet!“

Sie erfaßte mit beiden Händen die Bettdecke und krallte sie zusammen. Dann sank ihre Stirn nieder; es schien, als greife ein weicheres Gefühl in ihr Platz. Sie griff zur Brust und athmete hoch auf.

„Keine Noth mehr also!“ rief sie aus: „Aber zurück will ich dennoch! Ja, zurück, denn hier bin ich verfehmt! Was begänne ich hier! Ich sah ja die hämischen Blicke der einstigen Freundinnen; sie würden mich behandeln wie eine Ausgestoßene, der Niemand die Hand zu reichen sich herablassen würde! Und wohin sonst als in's Land der Freiheit! ... Mary will ich nicht mehr sehen; sie ist eine Glückliche, in deren Augen ich doch nur den Vorwurf lesen muß; aber ...“

Ihre Augen nahmen plötzlich einen fast unheimlichen Glanz an, sie richtete sich auf; sie fühlte sich gekräftigt in ihren Gliedern, streckte die Arme verlangend aus und ein mattes Lächeln belebte ihr Antlitz.

„Könnt ich ihn noch einmal sehen, meinen Harry; doch ohne sie, ohne Mary, die ihn von meinem Herzen gerissen hat! Nur ein einziges Mal, ehe ich für immer scheide, ihn an mich drücken! Ich leide ja keine Noth mehr; ich würde ihn mit mir fort nehmen, wenn es mir gelänge; so wäre ich ja nicht allein ... allein in der großen weiten Welt, wie es jetzt mein Loos ist!“

Sie ließ die Stirn sinken und stand sinnend mit herabhängenden Händen da. Das Gefühl einer Mutter schien wieder in sie eingekehrt seit die Noth von ihr genommen war; es mochte sie sogar mächtig ergreifen, denn sie legte die Arme über die Brust, als drückte sie den Kleinen an sich.

„O, so allein sein!“ stöhnte sie. „Es ist furchtbar! Allein mit meinen Gedanken, meinen Vorwürfen, meiner Reue, die mich foltern wird, wenn ich drüben bin; ja auch dort, wo man auch den Stein auf mich warf, als ich vom Westen zurückkehrte, allein und ohne Anhang dasitzen muß! ...“

Sie verhüllte die gerötheten Augen vor dem Bilde, das sie sich von ihrer Zukunft machte; dann aber plötzlich zuckte sie zusammen.

„Ich will es versuchen!“ rief sie aus. „Das Herz Harrys kann sich ja nicht ganz von seiner Mutter abgewendet haben! ... Aber wie? ...“

Sie sank auf den Bettrand, um zu überlegen. Ihr Herz pochte heftig beim Gedanken an das Kind, das ihr jetzt wieder so nahe gerückt erschien, nachdem sie es so lange hatte entbehren können. Es that ihr so weh, daß sich der Kleine vorhin so von ihr gewendet, sie kaum erkannt, aber sie schob die Schuld auf Mary. Wenn er sie ohne diese sah und er ihren Herzschlag an dem seinigen fühlte ... O, der Instinkt des Kindes mußte ihm ja sagen, daß sie seine Mutter sei! ... Nur wie sie das bewerkstelligen könne, Harry zu finden, das machte ihr Sorgen.

Inzwischen machte sie sich daran, in fiebernder Hast ihre Effekten in den Koffer zu thun. Sie wollte diesen zur Bahn senden, inzwischen mußte ihr ja ein Gedanke kommen, wie sie ihr Vorhaben ermöglichen könne.

Fort wollte sie noch heute. Es litt sie nicht mehr in diesem ihr durch Leiden so verhaßten Raum. Mittag war ja erst vorüber und bis zum späten Abend, wenn der Zug abging, war ja noch Zeit zum Ueberlegen. ...

Und sie fand wirklich Rath. Es war Sonntag. Er war gewiß nicht zu Hause. Die Dienerschaft, wenn diese sie kommen sah, mußte sicher Rücksicht oder auch Mitleid für sie haben, sie zu dem Kleinen lassen, wenn sie ihr sagte, sie wolle nur Abschied von ihm nehmen.

Zwar demüthigend war das, aber sie wollte es über sich ergehen lassen. Die Leute mußten ja doch jedenfalls von ihrem Hiersein gehört haben; es konnte ihr Erscheinen ihnen also nicht befremdend sein. ... Eine Mutter, die noch einmal ihr Kind zu sehen begehrt! Welches Menschenherz hätte ihr das versagen können! Nur wie sich des Kindes Herz bemächtigen, das war die schwierige Frage.

Inzwischen ließ der Notar sich melden, der nur auf des Consuls Ordre gewartet. Hereingeführt durch eine Barmherzige Schwester, trat er zu ihr und theilte ihr mit, was sein Auftrag sei.

Schweigend nahm sie das hin und ebenso unterzeichnete sie das schon so weit fertige Aktenstück. Es war ja das die ihr gestellte Bedingung und nur eine Formalität, der sie sich gleichgiltig unterzog; wenigstens gab sie sich den Anschein.

Ihr war's zwar, als der Notar gegangen, als habe sie ihr Todesurtheil unterschrieben, doch das Band war ja endgiltig zerrissen, wer fragte noch danach ...

Eine Stunde nach der anderen kroch ihr langsam dahin. Sie blickte auf den Spitalgarten und sah dort einige Genesende schleichen. Sie sahen so elend aus ... wie sie selbst! Einige Schwestern saßen in einer Jasminlaube und nähten träge. Es war ja Sonntag auch an dieser traurigen Stätte.

Sie blickte nach der Sonne, die sich endlich neigte, und banger ward es ihr wegen ihres Vorhabens. Ihr Koffer war bereits zur Bahn geschickt, wo sie ihn in Empfang nehmen wollte. Die weite Reise, die ihr bevorstand, beunruhigte sie nicht.

Von der Oberin hatte sie sich bereits verabschiedet, da diese über Land gefahren war und erst spät heimkehren sollte. Ohne den Schwestern Adieu zu sagen, wollte sie fort. Was suchte sie noch hier? Der Gedanke an ihr Kind beanspruchte sie ganz. Der Abend war ja schon da; sie mußte den Kleinen aufsuchen, ehe er zu Bette gebracht wurde, und hatte sich auch ihren Plan schon zurecht gelegt.

Von einer Abspannung empfand sie nichts. Alle ihre Nerven waren in höchster Thätigkeit. Der Sommerabend war so schön. Sie wollte hinaus; den Weg zu Fuß in die Stadt zu machen, getraute sie sich nicht, um sich nicht zu ermüden. Eine Droschke sollte sie bis in die Nähe des Hauses führen. Die Dienerschaft war jedenfalls draußen bis auf Einen, und er ... er hatte jedenfalls auch das Haus verlassen; ihm zu begegnen fürchtete sie also nicht.

So hüllte sie sich denn in ihren Paletot, ihren einzigen Schutz auf der weiten Reise, überzeugte sich, daß sie ihr Geld wohl verwahrt bei sich trage und verließ nach einem letzten Blick über ihre Leidensstätte die Zelle.

Die Pförtnerin ließ sie ohne zu fragen hinaus. Jenny hatte ihr ja schon gesagt, sie wolle fort, drückte ihr ein Geldstück in die Hand und stand auf der Straße, mit vollen Zügen die frische Abendluft einathmend. Die Straße war leer, Alles in dieser ärmlichen Gegend war am Sonntag ausgeflogen.

Eine Droschke nahm sie auf. Es schlug gerade 8 Uhr. Die Sonne stand schon so niedrig, daß ihre Strahlen nur die Dächer noch beschienen. Vor sich hin brütend, saß Jenny in dem offenen Gefährt, tief verschleiert, damit sie Niemand erkenne.

Zwei Häuser vor dem von Erich bewohnten verließ sie den Wagen, dem Kutscher Ordre gebend, an der nahen Ecke zu warten, und schritt auf das gegenüber liegende Trottoir.

Auch in dieser Gegend waren alle Straßen leer; es herrschte Sonntagsstille. Sie schritt an dem Hause vorüber mit dem Gefühl des Verwaistseins. Hier war sie bekannt gewesen als schöne, vornehme, junge Frau; da droben in der großen Bel-Etage hatte sie bis vor Kurzem noch gewaltet; sie erkannte noch dieselben Vorhänge.

Das Herz krampfte sich wohl in ihr zusammen; wie sie gedachte, was aus ihr geworden war! Sie sah sich noch, wie sie an jenem Abend in einer simplen Droschke davon gefahren war mit so viel Bitterkeit im Gemüth und doch so schönen Hoffnungen ... Und so, in ihrer dürftigen Kleidung, scheuen Blickes, nach so traurigen Erfahrungen, mußte sie hier vorübergehen, eine Verlassene, der die Schwelle versagt war, hinter der sie, eine unglückliche, verbannte Mutter, ihr Kind noch einmal suchte!

Ein Frösteln bemächtigte sich ihrer. Schon zweimal war sie vor dem Hause hin und her gegangen. Sie mußte sich entschließen. Vor dem Nebenhause standen einige Mägde, plaudernd mit einem Soldaten, aber die kannten sie nicht. Die Thür des Hauses stand geöffnet; sie blickte in den ihr wohlbekannten Flur, blickte noch einmal hinauf zu der Etage, zu den Fenstern seines Privatzimmers, aber Alles war dunkel.

Die Dämmerung wurde tiefer durch einige graue Wolken, die sich über das Firmament schoben, und da faßte sie denn endlich ein Herz. In einem Bogen erreichte sie die Sandsteinstufen der Hausthür und trat entschlossen ein.

Niemand begegnete ihr. Das Haus war wie ausgestorben, nur das Fenster der Souterrainküche beleuchtete sie matt, als sie den Fuß auf die Stufen gesetzt hatte.

Die Treppe mit dem weichen Läufer lag vor ihr. Bange setzte sie den Fuß darauf und erreichte mit kurzem Athem die Etage. Auch hier begegnete ihr Niemand. Alles still.

Sie lauschte. Und da schoß ein Blitz aus ihren Augen. Sie sah die Thür der Etage nur angelehnt. Sie tastete daran. Die Thür gab nach. Sie sah den ihr wohlbekannten Corridor vor sich und trat beherzt hinein. Auch hier Niemand.

Plötzlich vernahm sie eine Kinderstimme aus dem auch halb geöffneten Spielzimmer des kleinen Harry.

Ihr Herz erbebte, sie preßte die Hände darauf, trat an die Thür und da sah sie im halben Dämmerlicht ihr Kind auf dem Teppich sitzen, mit Bausteinen beschäftigt, die es eben unwillig durcheinander warf.

Niemand war sonst im Zimmer. Sie that den Schleier zurück, trat ein und eilte auf den Kleinen zu, der ihr erstaunt entgegen schaute. Sie kniete vor ihm nieder, ihre Augen leuchteten vor Glückseligkeit, wie sie ihn anschaute. Sie streckte die Arme nach ihm aus und Thränen blendeten sie. Der Knabe aber beugte sich erschreckt vor ihr zurück.

„Harry, mein Harry, erkennst Du mich denn nicht! Ich bin ja Deine Mama!“ rief sie mit vor Schluchzen fast erstickender Stimme.

Der Kleine sprang auf. Mit großen, erschreckten Augen schaute er sie an.

„Du? ... Nein, meine Mama ist Mary!“ rief er ihr zu und trat vor ihr zurück.

Sie aber erfaßte ihn gewaltsam, hob ihn auf und wollte sein Gesicht mit Küssen bedecken. Er aber streckte die Hände vor, suchte die Mutter von sich abzuwehren und schrie nach dem Diener.

Und der erschien soeben. Sprachlos stand er, der nur in seine Mansarde gegangen war, um etwas zu holen, in der Thür und schaute die Scene an.

„So helf' mir doch!“ rief das Kind ihn erblickend und sich in ihren Armen windend. „Sie will mich mitnehmen!“

Der Diener trat ganz verwirrt heran und sie ließ den Kleinen aus ihren Armen, doch seine Hand behaltend.

Er blickte ihr in das erhitzte Gesicht und erschreckend trat er zurück, während Harry sich von ihrer Hand losmachte und sich hinter ihm versteckte.

„Gnädige Frau,“ sprach der Diener in höchster Verlegenheit: „ich hatte den Kleinen zu hüten, da die Bonne ausgegangen ist!“

Jenny kniete inzwischen wieder vor Harry nieder.

„Nur einen Kuß gib mir, Harry!“ bat sie unter Thränen. „Ich muß ja wieder fortreisen! Komm' mit mir!“ flüsterte sie.

Und er, er mochte sich, als sie vom Fortreisen sprach, ihrer doch erinnern. Er blickte sie groß an und ward gefügiger.

„Na ja, aber nur einen!“ sagte er bereitwillig und hielt ihr das Mündchen hin.

Sie zog ihn an sich und bedeckte sein Gesicht mit Küssen bis er unwillig ward, sich aus ihren Armen riß und in eine Ecke flüchtete.

Jenny erhob sich mit erhitztem Antlitz. Noch einen langen Blick warf sie auf ihn, als der Diener Miene machte, sich vor ihn zu stellen. Sie zog den Schleier herab und mit gesenkter Stirn schritt sie zum Zimmer hinaus. Einsehend, welch' traurige Rolle sie vor dem Diener spiele, entfernte sie sich mit blutendem Herzen. Auch ihr Kind verleugnete sie, und das war das Letzte, was ihr hier noch beschieden gewesen war! ...

Am Abend befand sich Mary verschleiert, von einer Magd begleitet, auf dem Bahnhof, um der unglücklichen Schwester ein letztes Lebewohl zu sagen.

Doch sie suchte vergebens nach ihr auf dem Perron. Sie gewahrte nur, wie eine weibliche Gestalt in flockigem Paletot, das Antlitz hinter einem dichten Schleier verborgen, an ihr vorüber huschte, sie erblickend ihr auswich, sich unter den Passagieren verlor, in ein Coupé stieg und sich tief in die Ecke drückte.

Betrübt sah Mary, wie der Zug davonbrauste, der die Unglückliche wieder in die weite Welt hinausführte.

Sie fand heimkehrend am Abend noch Erich bei dem Oheim, dem dieser von dem heutigen Vorgang erzählt hatte.

„Um der Welt willen hätt' ich ihr nicht einmal das Geleit zum Bahnhof geben können!“ hörte sie Erich bei ihrem Eintritt sagen.

Des Oheims Blick ruhte fragend auf ihr.

„Sie ist fort, vermied mich sogar im letzten Augenblick!“ sagte Mary bekümmert. „Gott sei Dank, daß sie wenigstens keiner trostlosen Zukunft entgegen geht, wenn sie sich eine solche nicht wieder selbst bereitet.“

„Was an mir liegt, that ich. Die ihr angewiesene Summe wird vor eignem oder fremdem Mißbrauch gehütet werden; sie erhält vorläufig nur die Interessen davon,“ beruhigte sie der Consul, „und unser lieber Freund hier wird auch noch das Seinige dazu thun.“

Ein dankbarer Blick Marys lohnte Erich dafür. Sie hatte sogar den Inhalt ihrer Sparkasse zu sich gesteckt, um Jenny auch diesen zu behändigen, aber das war ja vergeblich gewesen.

Als Erich in seine Wohnung zurückgekehrt, meldete ihm der Diener was vorgefallen war. Schweigend hörte er ihn an, winkte ihm, zu gehen, und nickte traurig mit dem Kopf.

„Sie ist also fort! ... Gott schütze sie!“

Inzwischen fuhr Jenny, nur über ihre Zukunft getröstet, aber sonst gebrochen an Leib und Seele, nach Hamburg. Sie suchte dort wieder das kleine Hotel auf, das sie an die Stockers erinnerte, und war andern Tags auf dem Schiff.

Hier saß sie zusammengekauert, in ihrem Paletot, aber unverschleiert, um die frische Seeluft zu athmen. Sie war noch sehr bleich, ihre Züge bekundeten, daß sie eine schwere Krankheit überstanden hatte. Keiner von den Passagieren kümmerte sich um sie.

Da gewahrte sie einen schlanken Herrn in auffallender Kleidung, der sich in respektvoller Ferne von ihr hielt. Er sah sich jedoch erkannt von ihr. Freilich zeigte sie ihm kein Gesicht, das ihn ermuthigt hätte; sie zog den Schleier herab und blickte vor sich nieder. Es war Schwender, dieser ihr widerwärtige Mensch.

„Sie sind es, gnädige Frau!“ rief er überrascht. „Welch' ein interessantes Zusammentreffen, und kehren wahrscheinlich nach Amerika zurück, dem einzigen Lande, in dem sich's leben läßt und wohin auch ich gehe.“

Er war ihr näher getreten. Sie achtete seiner nicht. Trotzdem zog er sich einen Feldstuhl zu ihr und setzte sich ihr gegenüber.

„Gedenken wahrscheinlich in New York aufzutreten?“ fragte er.

Sie hörte ihn noch immer nicht und zog ihren Paletot über der Brust zusammen. Sich seinetwegen entfernen, das wollte sie nicht.

„Ich habe Sie noch recht sehr um Verzeihung zu bitten,“ fuhr er fort. „Bei Ihrem Debut ereignete sich ein recht fatales Mißverständniß. Ich hatte meine Freunde im Parket beauftragt, wenn ich zische, in einen wilden Applaus einzufallen und so das Publikum hinzureißen, das ich eben so verblüfft sah als man Sie erkannte. Was thaten aber die Dummköpfe? Sie zischten ebenfalls.“

Sie hörte kaum auf ihn.

„Ich würde das in New York gut machen können, wo ich von früher noch einige Theaterdirektoren kenne,“ fuhr er fort.

„Ich danke Ihnen, denn ich habe genug zum Leben!“ antwortete sie kühl.

Das war für Schwender eine wichtige Nachricht. Sie hatte Geld! Er überlegte. Dann begann er wieder:

„Verzeihung für die indiskrete Frage: hörten Sie nichts mehr von unserem Freunde Archibald Hampton? Ich las in einer amerikanischen Zeitung, daß er mit mehreren Ingenieuren an die Indianergrenze geschickt worden sei. Jedenfalls hatte er all' sein Geld verspielt.“

Diese Frage bewirkte eine Veränderung in Jennys Gesicht, vor der er erschrak. Er erinnerte sich erst jetzt, daß sie sich auf ihrer Flucht ja nach Amerika gewendet hatte; vielleicht hatten sich die Beiden dort gesehen. Er verstummte.

Jenny erhob sich ungestüm und ließ ihn sitzen.

„Erfahren soll er davon, daß sie Geld hat!“ rief er, ihr nachschauend.

Sie vermied ihn während der ganzen Ueberfahrt. Als Land in Sicht gemeldet wurde, trat er fast mit untergebener Miene zu ihr und bat sie, ihm eine Adresse anzugeben, bei der er sich nach Ihrer Genesung und ihrem Wohlsein erkundigen könne.

Jenny gab sie ihm. Er war ihr noch beim Debarkiren behilflich, dann trennten sie sich in dem Gewühl am Ufer. —

Schwender war endlich so glücklich gewesen, im Spiel einige tausend Mark zu gewinnen. Er stürzte sich mit Behagen wieder in's New Yorker Leben hinein. Mit dem Gelde wußte er hier noch mehr zu verdienen. Die junge Frau aber wollte er im Auge behalten.

24.

Schluß.

Im Westend steht eine kleine, gemüthliche Villa, mit der hatte der Consul seiner Nichte ein Hochzeitsgeschenk gemacht, als alle Drei aus dem Seebade zurückgekehrt waren und er gesehen hatte, daß es so gekommen, wie er das schon lange vorausgewußt. Er hatte nur die Bedingung gestellt, daß auch er in dem Häuschen einen bescheidenen Raum für seine Person finde.

Der Herbst war gekommen, die Astern blühten und der wilde Wein kleidete sich an der Laube des Gartens in die buntesten Farben, als Erich und Mary ihr neues Heim bezogen.

Sie hatten beschlossen, nur für sich zu leben und sich der Erziehung Harrys zu widmen, der seine wahre Mutter ganz vergessen hatte; doch es gab der gesellschaftlichen Rücksichten in Erichs Stellung so viele, daß sich doch fast im Umsehen ein mehr oder minder intimer Kreis um sie gesammelt hatte.

Erich hatte dabei eine strenge Wahl getroffen, doch waren es so Manche, die in seinem früheren Hause aus- und eingegangen, und die hatten denn das eigenthümliche Vergnügen, das junge Ehepaar zwar in anderen Räumen zu begrüßen, aber doch zu finden, daß die hübsche Herrin des Hauses bei oberflächlichem Blick ganz dieselbe sei, die sie früher empfangen hatte. Das war dieselbe Sylphengestalt, dasselbe Gesicht, dasselbe Haar, sogar die Grübchen fehlten nicht; sie lächelte auch wie Jene, ihr Organ erinnerte an das der Anderen, aber es lag doch viel mehr Seele in diesem Lächeln.

Mary, das sah man, that Alles mit dem Herzen, während Jenny immer die Pose gesucht hatte. Mary gab sich so natürlich, daß man sich unwillkürlich zu ihr hingezogen fühlte, und welche Mutter war sie dem Kleinen! Bei Jenny war dieser immer in Gesellschaft zur Parade vorgeführt worden, und zwar durch die Bonne, Mary aber führte ihn an ihrer Hand ihren Gästen vor und Harry dankte ihr das durch die wärmste Anhänglichkeit.

Erich war dabei wieder ganz der frühere geworden; er fühlte sich glücklich, wenn er nach seinen Bureaustunden bei ihr sitzen und plaudern konnte, während er Jenny nur bei den Mahlzeiten zu Hause getroffen hatte.

Von dieser war keinerlei Nachricht gekommen, bis endlich der Consul im Spätherbst einen Besuch empfing, der ihm höchst interessant war.

Es war sein Geschäftsfreund aus New York, Mr. Leaven, der seine Karte abgab, als der Consul eben mit Mary und Erich beim Frühstück saß.

Mr. Leaven erzählte, er sei auf einer Reise durch Deutschland. Man lud ihn ein, an dem Frühstück theilzunehmen, und er nahm das an. Nachher nahm der Consul seinen Gast beiseite und brachte die Rede auf die letzte Angelegenheit, mit der er ihn habe belästigen müssen.

„O, Mistreß Ewers!“ rief Leaven. „All right! Ist, wie ich Ihnen meldete, Alles nach Ihren Wünschen geordnet. Sie schien sehr schwächlich zu sein nach einer Krankheit, von der sie sprach, war aber doch sehr resolut in ihrem Benehmen; steht auf eigenen Füßen! Ich sah sie später noch einmal in der Music Hall am Arme eines jungen Mannes, den sie mir als ihren Gatten vorstellte, eines Mr. Archibald Hampton, der mir oberflächlich als Ingenieur bekannt war. Er sah etwas verwildert aus, war aus dem fernen Westen zurückgekehrt, wo er bei einem Bahnbau beschäftigt gewesen. Soll überhaupt ein Wilder sein, der das ganze Geld seines Vaters schnell durchgebracht hat. Man nannte ihn einen Spieler. Ich durfte ihr davon nichts sagen; aber es geschah, wie ich mir gedacht. Als sie wieder zu mir kam, klagte sie über Geldverlegenheit. Ihr Mann habe ihr Alles, was sie besessen, abgenommen und sie verlassen, um wieder in den fernen Westen zu gehen. Ich gab ihr, denn sie begehrte nur wenig. Sie klagte, sie habe um seinetwillen bereits Schulden gemacht, und ging mit recht ungemüthlicher Miene. Seitdem ist sie mir nicht mehr zu Gesicht gekommen, vielleicht aber befolgt sie meinen Rath, künftig vorsichtiger zu sein. Schlecht kann es ihr doch im Ganzen nicht ergehen, da Sie für sie gesorgt haben.“

Mr. Leaven, als er sah, welchen Eindruck seine Rede gemacht, entschuldigte sich, wenn er etwa zu viel gesagt habe.

„O nein,“ beruhigte ihn der Consul. „Es war ja eben nur das, was wir von ihr erwartet oder gefürchtet haben! Ich habe Ihnen, Mr. Leaven, kein Hehl aus dem gemacht, was sie hüben und drüben getrieben, und danke Ihnen herzlich für Ihre Mühe. Aber Sie sehen, wie schwer ein durch Leidenschaft aufgescheuchtes junges Weib, wenn es einmal sein Geleise verlassen, in die Spuren der Vernunft zurückzuführen ist! Sie zeigte ja auch unter Thränen die bitterste Reue, aber kaum sah sie durch mich den Weg geöffnet, da zog es sie bei vollem Bewußtsein fort und direkt in ihr Verderben. — Doch never mind!“ unterbrach er sich, „kosten wir jetzt den Mokka, den meine Nichte selbst uns bereitet und soeben bringt!“

Mary lächelte trübe. Sie ahnte, daß von der unglücklichen Schwester die Rede gewesen war, und dachte sich: ich werde es doch erfahren!

Und am Abend schon wußte sie davon. Doch Erich sollte nichts davon hören! Und als er spät am Abend aus dem Bureau kam, lächelten ihm ihre Augen so hell und klar entgegen wie sonst. Kein Wölkchen trübte ihre Stirn; er sollte ja nichts erfahren ...

* * *

Wieder war es Frühjahr geworden. Erich verließ mit Mary den Dampfer, der sie nach New York geführt hatte. Erich hatte wieder eine wichtige geschäftliche Mission hieher übernehmen müssen, da diese sich derjenigen anschloß, die ihn schon früher nach Amerika geführt hatte.

Ungern hatte er sie übernommen, aber Mary hatte sich freudig erboten, ihn zu begleiten.

„Was ist mir eine Reise nach New York,“ hatte sie gesagt. „Du weißt doch, daß ich eine kleine Weltreisende bin. Der Oheim wird uns zwar vermissen, doch wird er sich fügen.“

Erich hatte sie so halb und halb in Verdacht, sie wolle nur von der Schwester hören, er war aber einverstanden, und so erreichten sie denn ihr Ziel; er mit einem leichten Alpdrücken, denn er fürchtete eine Begegnung, sie mit dem wirklichen Verlangen, etwas über Jenny erfahren zu können, denn an Mr. Leaven deshalb zu schreiben, hatte sie nicht gewagt.

Erichs Geschäfte erledigten sich sehr bald nach Wunsch und so saßen sie denn eines Tages bei Leaven am Frühstückstisch. Sie hatten ihn nicht zu fragen gewagt und er, er wußte auch wahrscheinlich nichts von der jungen Abenteuerin oder wollte ihnen nichts von ihr sagen.

Die Unterhaltung bei dem jovialen Junggesellen war recht heiter. Da erhielt Mr. Leaven ein eiliges Schreiben, das er sofort öffnete.

Seine Miene ward sehr ernst, als er gelesen hatte. Er schüttelte den Kopf und bat um Verzeihung, wenn er die gute Laune seiner Gäste stören müsse. Dieses Schreiben komme von der Verwaltung einer deutschen Heilanstalt für Gemüthskranke und unterrichte ihn, daß Mistreß Jenny Hampton, die seit Wochen dort sei, ihrem Ende nahe sei. Sie habe in einem Moment geistiger Klarheit ihren letzten Willen dahin erklärt, daß sie den Rest ihres ihr von dem Oheim Ewers angewiesenen Vermögens, 15,000 Dollars ihrem einzigen Sohn Harry Soltmann bestimme, nach Abzug nämlich ihrer Schulden.

Traurig hörten die Beiden Mr. Leaven an.

„Also eine Schuldenlast von zehntausend Dollars,“ sagte dieser, „und in so kurzer Zeit! Das war natürlich nicht zu verhüten, denn es gibt immer zu Darlehen bereitwillige Leute — gegen hohe Prozente natürlich! Es ist nur zu wahrscheinlich, daß sie den größten Theil diesem leichtsinnigen Patron, dem Hampton, geopfert und den Rest zu einem verschwenderischen Leben an seiner Seite verbraucht hat. Daß man sie an mich wendet, geschah, weil ich selbst es gewesen bin, der sie in dieser Anstalt untergebracht hat, nachdem sie mich zu sich hatte rufen lassen, und ich an ihr unverkennbare Zeichen geistiger Störung erkannt habe. Sie folgte auch, gebrochen und willig, meinem Rath. Ich aber wollte Ihnen nicht von so traurigen Dingen erzählen. Wünschen Sie,“ wandte er sich an Mary, „Ihre Schwester noch einmal zu sehen? Ich stehe gern bereit, Sie zu ihr zu führen.“

Mary nahm das mit einem bekümmerten Blick auf Erich an. Sie verstand, weshalb Leaven sich nicht auch an ihn gewendet habe. Erich drückte ihr still die Hand. Sein Herz trieb ihn wohl, hier, wo Niemand davon erfahren konnte, einer Sterbenden das Auge zuzudrücken, doch er konnte nicht wissen, in welchem Zustande er sie finden und ob nicht sein Erscheinen, falls sie wirklich noch zu retten war, eine vernichtende Wirkung auf sie üben werde.

So fuhr denn Mary an Leavens Seite in die Heilanstalt. Sie erinnerte sich dabei, wie sie im Jahre vorher die Schwester im Spital aufgesucht hatte, denn auch hier empfing sie eine Oberin, eine würdige alte Dame, um sie zu dieser zu führen, während Mr. Leaven sich zum Verwaltungsbureau wandte, um dort für den Sterbefall die nöthigen Instruktionen zu ertheilen.

Mary ward in ein geräumiges Zimmer geführt, dessen Fenster zum Garten hinausging. Sie fand Jenny unter der Aufsicht einer pflegenden Schwester — aber sie erkannte sie kaum, so entstellt waren ihre Züge.

Und auch Jenny erkannte die Schwester nicht mehr.... Sie lag ausgestreckt auf dem Lager, halblaut phantasierend, streckte die Hände abwehrend gegen Mary aus und zeigte sich vollkommen geistesabwesend.

Die Pflegerin führte Mary in ein Nebenzimmer und flüsterte ihr zu, diese Phantasien seien nur ein letztes Aufflackern des gänzlich gestörten Geistes; der Arzt habe Jenny heute Mittag nur eine Stunde noch gegeben; sie müsse viel gelitten haben und habe stets um ihr Kind gejammert, das ihr entrissen worden sei.

Mary fragte, ebenso leise, ob sich denn Niemand um sie gekümmert habe, keine Bekannte, keine Freundin?

Niemand! war die Antwort; sie müsse ganz allein in der Welt gestanden sein, die unglückliche junge Frau. Selbst ihr Mann, der noch leben solle, Mr. Hampton, habe nicht nach ihr gefragt. Es sei ein stiller Wahnsinn, der sie umfangen habe, nur zuweilen durch zeitweise Ausbrüche unterbrochen; Tage und Nächte lang sitze sie auf dem Bettrande, in sich gekehrt, schweigend, auf keine Fragen hörend und kaum die nöthigste Speise zu sich nehmend, so daß sie schon bis zum Skelett abgemagert sei. Es sei ihr zu wünschen, daß sie endlich erlöst werde.

Eben ward auch Mr. Leaven in dieses Nebenzimmer geführt. Fragend ruhte sein Blick auf Mary und diese berichtete ihm mit gedämpfter Stimme was sie soeben gehört. Da plötzlich aber vernahm sie durch die offene Thür Jennys Worte, wie in einem Traum gesprochen:

„Mary, o, ich hätte Dir etwas zu sagen!“ Doch die Stimme verklang wie der Ton einer Windharfe.

Mary lauschte. Doch die Kranke schwieg. Auf ihren Fußspitzen trat Mary wieder in's Zimmer und da sah sie Jenny auf dem Lager hingestreckt, die abgezehrten Hände über der Brust gefaltet.

Sie trat an das Bett, beugte sich darüber, fuhr aber erschreckt zurück, denn sie blickte in die weit geöffneten verglasten Augen einer Todten. Nur eine Phantasie war's gewesen, die der eben Dahingeschiedenen die Vorstellung eingegeben hatte, Mary sei gekommen, denn erkannt hatte sie diese ja nicht als sie vorhin zu ihr getreten war.

Mary drückte der armen Schwester die Augen zu und wandte sich ab.

„Sie ist erlöst!“ rief sie leise Mr. Leaven zu, der in die Thür getreten war und sie nun an seinem Arm fortführte.

Vor der Thür des Hauses fanden Beide Erich an ihrem Cab stehen. Er war ihnen gefolgt und las auf Marys Antlitz schon die Todesbotschaft.

„Gott hat ihr ein sanftes Ende gewährt!“ sagte Mary tief erschüttert. „Nur jetzt darfst Du sie noch nicht sehen!“

Schweigend drückte ihr Erich die Hand. So hatte er denn auch diese traurige Mission hier noch zu erfüllen. Eine Unglückliche hatte ausgerungen, die so blind in ihrer Anhänglichkeit an einen Unwürdigen sich in ihr Verderben hatte stürzen müssen und daraus nicht zurück gefunden hatte!

(Schluß.)

Ein Kuriosum der deutschen Volkszählung.

Einem durchreisenden Schnittertrupp hat die Stadt Stargard in Pommern es zu danken, daß ihr Wunsch, aus dem Kreisverbande auszuscheiden, nunmehr in Erfüllung geht. Um dies zu erreichen, ist eine Einwohnerzahl von mehr als 25,000 Zivilpersonen erforderlich. Die Volkszählung am 1. Dezember v. J. wies diese Einwohnerzahl auf. Der Antrag auf Entlassung aus dem Kreisverbande wurde alsbald beim Minister des Innern gestellt, vom Landrath aber beanstandet, weil ungefähr 400 auf der Durchreise befindliche, im Wartesaal des Bahnhofes sich aufhaltende Schnitter mitgezählt worden waren. Die Leute seien, wie der Landrath hervorhebt, in der Stadt nicht ansässig, und nach Abzug der also zu Unrecht mitgezählten 400 Personen würde die Zahl 25,000 nicht erreicht. Das Statistische Amt, an welches der Magistrat von Stargard sich wandte, entschied jedoch, daß die am 1. Dezember in vorgeschriebener Form ermittelte Zahl der ortsanwesenden Personen für die Verwaltung maßgebend sei. Danach dürfte an der Genehmigung des Antrages auf Entlassung der Stadt aus dem Kreisverbande nicht zu zweifeln sein.

Fastnacht bei den Wenden.

Der Zug der Geselligkeit, welcher dem wendischen Volke innewohnt, tritt in keiner Zeit so voll zur Geltung, als in den Wintermonaten, wenn die Arbeiten in Feld, Wald und Wiese beendet sind, die letzte Frucht geborgen und das Feuerungsmaterial für die kalte Jahreszeit herbeigeschafft ist. Die längst ersehnten Tage der Ruhe und Erholung genießen die Männer dann in vollen Zügen, indem sie auf der Bank am großen Kachelofen ausgestreckt liegen und im süßen Nichtsthun ihre Pfeife rauchen. Höchstens machen sie sich gelegentlich unter dem Schuppen zu schaffen, um allerlei Haus- und Wirthschaftsgeräthe wieder in Stand zu setzen oder auch neu anzufertigen. Die Frauen und Mädchen hingegen sind außer mit den üblichen Arbeiten im Hause an den freien Tagesstunden besonders mit dem Spinnen von Flachs in den Spinnstuben beschäftigt. Dort statten ihnen dann die Burschen, die sich übrigens in eigenen Spinnten nicht selten gleichfalls mit der Herstellung von Garn abgeben, ihre Besuche ab.

In dieses beschauliche Stillleben bringen nun die Feste Abwechselung. Besonders ist es die Feier der Fastnacht, bei der sich der zur Lebensfreudigkeit hinneigende Charakter der Wenden am meisten offenbart. Es ist dann, als hätten sich die Landbewohner in dem gleichmäßigen und ruhigen Verlauf der vergangenen Wintertage alle Genüsse leiblicher und geistiger Art aufgespart, um sich denselben nun mit einem Male voll und ganz hingeben zu können. Das gilt nicht nur von der ledigen Bevölkerung, sondern auch von den Verheiratheten; ja selbst die Alten werden mit in den Strudel des Fastnachtsvergnügens hineingezogen.

Schon die Vorbereitungen, welche für die Fastnachtsfeier getroffen werden, spielen eine große Rolle. In den einzelnen Wirthschaften sind Frauen und Mädchen mit dem Backen von Brot und Kuchen beschäftigt; Schweine und Kälber werden geschlachtet, und das Federvieh muß bluten. Denn an den Festtagen muß einmal die einförmige und gleichmäßige Mahlzeit einer reichbesetzten Tafel weichen, wobei der Wende dann beweist, daß er einen recht gesegneten Appetit besitzt. Speisen und Getränke sind um diese Zeit allenthalben im Ueberfluß vorhanden, soll doch auch der Fremde, der bei dem Landbewohner Einkehr hält, erfahren, daß noch heute die ehemals vielgerühmte Gastfreiheit des wendischen Volksstammes kein leerer Schall ist.

Als bedeutendster Festtag bei der Fastnachtsfeier erscheint der zweite Tag, an welchem das Zempern oder Zampern stattfindet. Eine Schaar Kinder wenig Bemittelter zieht, bewaffnet mit dem sogenannten Fastnachtsspieß, einem mit bunten Bändern geschmückten und mit Querhölzern versehenen Stocke, von Haus zu Haus und singt besondere Fastnachtslieder. So sind in der Spreewaldgegend folgende Verse üblich:

Fastelabend ist hier.
Sechs Dreier zu Bier,
Sechs Dreier zu Speck,
Geh' gleich wieder weg.

Da oben in der Firste,
Da hängen drei Würste,
Die lange gib' mir,
Die kurzen behalt' Dir!

Schneid' weg, schneid' weg,
Schneid' ein groß' Stück Speck,
Schneid' Raum, schneid Raum,
Schneid' nicht in den Daum'!

Um Eßwaaren und Geld zu erhalten, ziehen die Mitglieder einzelner Spinngesellschaften, Burschen und Mädchen, mit einer meist nur aus vier Personen bestehenden, bunt gekleideten Musikkapelle unter allerlei Mummenschanz die Dorfstraße entlang und sammeln in Körbe und Kober, was sie nur immer erlangen können. Die männliche Jugend bindet gewöhnlich die erhaltenen Würste, Speck und dergleichen an Weidenknüttel, von denen riemenartige Streifen der Rinde spiralförmig abgelöst sind. Während des Umzuges spricht man der Flasche eifrig zu und bietet Jedermann davon an, um eine andere Gabe dafür zu erlangen. Die Burschen treten in verschiedenen Verkleidungen auf, als Soldaten, Slavonier, Zigeuner u. s. w., oder sie stellen den „Schimmelreiter“ und den „Erbsbär“ dar. Der Erstere wird folgendermaßen gebildet: Eine männliche Person trägt auf der Brust und auf dem Rücken mehrere mit einem Leinentuche bedeckte Siebränder. Kopf und Hals formt man aus einem ausgestopften Frauenstrumpfe oder aus einem mit Werg umwickelten Wockenstocke, den Schweif gleichfalls aus Werg. Der Bär wird veranschaulicht durch einen vollständig mit Erbsenstroh umwickelten Mann, welcher — an eine Kette gebunden — tanzend und brummend einem Führer folgt. Mit einem Kuchenbleche, einer Gießkanne und einer verstimmten Geige wird für den Tänzer eine originelle Radaumusik gemacht, mit der ein kläffender Hund, den man beständig auf den Bären hetzt, seine Stimme vereint. Bei diesem lärmenden Umzuge öffnen sich Thor und Thür der Hütten, und Alt und Jung erscheint, um sich der seltsamen Schaar anzuschließen.

Mädchen und Burschen der Spinnte vereinigen sich sodann zu einer gemeinsamen Festlichkeit. Die bei den Umzügen gesammelten Gaben, wie Eier, Mehl, Butter und dergleichen, werden von den Mädchen, denen es obliegt, Eßvorräthe für mehrere Tage zu beschaffen, zu den Mahlzeiten verwendet. Auch für Getränke sorgen sie. Selbst die Kosten für die Tanzmusik werden zu Fastnacht von ihnen bestritten, weil sie dadurch das Recht erwerben, das ganze Jahr hindurch frei tanzen zu dürfen. Gewöhnlich entnehmen sie das Geld ihrer Spinntekasse, welche die bei Hochzeiten und Kindtauffesten gespendeten Gelder enthält. Während also die Mädchen Speise und Trank beschaffen, sorgen die Burschen für das nöthige Feuerungsmaterial. Da der Holzvorrath in dieser Zeit aber von Jedermann sorgfältig hinter Schloß und Riegel verwahrt wird, so betrachtet man auch Zaunlatten und Pfähle als willkommene Beute und zeigt auch sonst viel Findigkeit, um zu Brennstoffen zu gelangen. Die Tafeleien des jugendlichen Volkes werden meist in der Spinnstube selbst abgehalten, seltener im Wirthshaus, dessen Räume schon von den älteren Bewohnern gefüllt sind. Nach den Mahlzeiten führt man originelle, derbkomische Gesellschaftsspiele auf oder läßt wendische Volkslieder erschallen, welche mit ihren wehmüthigen, meist in Moll gehaltenen Melodieen einen nachhaltigen Eindruck auf den Fremden ausüben.

Erst zum Tanz begibt man sich in die Schänke. Dort spricht man zunächst dem Freibier fleißig zu, das der Jugend von den im verflossenen Jahre verheiratheten Wirthen gespendet wird, und schwingt darauf das Tanzbein unermüdlich. Auch Frauen, die sonst öffentlich nicht zu tanzen pflegen, machen in diesen Tagen eine Ausnahme, selbst die Aelteren dürfen keinen Tanz abschlagen. Und welche Ausgelassenheit herrscht dabei! Gilt doch der Glaube, je höher man beim Tanzen springe, desto besser gerathe der Flachs, und das besonders, wenn man sich von einem recht großen Burschen herumschwingen lasse. Freilich sind es heute nur moderne Tänze, welche die Wenden aufführen. Die Zeit des wendischen Originaltanzes, serbska reja, welcher der Polonaise und dem Menuett ähnelte, und noch vor etwa fünfzig Jahren allgemein üblich war, ist heute vorüber. Auch die bisher gebräuchlichen, nationalen Musikinstrumente, der Dudelsack, die dreisaitige wendische Geige und die Tarakawa finden sich in der Niederlausitz nirgend mehr vor. Aber trotz alledem bietet ein Tanz von Wenden ein interessantes, malerisches Bild. Wenn die hübschen, derben Wendinnen in ihrer bunten Nationaltracht in den Armen der großen, kräftigen Burschen sich nach den Klängen der primitiven Musik über den Tanzboden fortbewegen, das ist wie das Gewoge eines bunten, ewig wechselnden Meeres, von dem man die Blicke nicht abzuwenden vermag. Dazwischen ertönt hier das Kreischen eines Mädchens. Dort das fröhliche „Hujhujjuchuhuhu“ eines Burschen.

Früher nahm die Fastnachtsfeier in manchen Orten eine ganze Woche in Anspruch. Daß dabei des Guten meist zu viel gethan wurde, läßt sich denken, und ohne Schlägereien ging es natürlich selten ab. Sie gehörten eben zur angenehmen Abwechselung und zur Belustigung der Männer, waren sie doch wiederum ein Grund, eine Versöhnung beim Trunk zu feiern, wobei es freilich mitunter zu neuen Streitigkeiten kam. Seit Einführung der neuen Kreisordnung 1874 wird indessen eine so lange und ausschweifende Fastnachtsfeier nicht mehr geduldet. Gegenwärtig dürfen nur drei Tage zu diesem Zwecke verwendet werden. Natürlich nützt man diese Zeit erst recht gründlich aus.

Heldentod.

(Skizze von Carl Fröhlich.)

Dreimal ertönte der Glockenschlag durch den dunklen Schiffsraum, in den kein Sonnenstrahl drang und den ein spärliches Licht kaum zur Nothdurft erhellte. Nur die grell auflodernden Flammen in den riesigen Oefen warfen einen röthlichen Schimmer auf die hageren, dürftig bekleideten Gestalten und die geschwärzten Gesichter der Heizer. Für sie war es eine freudige Musik, dieser Glockenschlag, denn er war das Signal zur Ablösung, zur Ruhe. Mit einem Seufzer der Erleichterung legte Franz seine Schaufel nieder und strich sich einige Male mit dem rothen Hemdärmel über die schweißige Stirn. Ach, wie war er müde! Wie lange hatte er schon so den Ozean durchkreuzt, unermüdlich arbeitend in der Gluth und Finsterniß dieser Räume, jahraus, jahrein Kohlen schaufelnd in den nimmersatten Schlund des Ofens! Wie lange? Er wußte es kaum mehr. Er wußte nur, daß ihm die Arbeit früher leichter geworden war, ihm aber jetzt schwer, sehr schwer wurde. Er wußte auch, warum. Der Doktor in der Klinik hatte ihm gesagt, daß er einen Herzfehler habe und sich deshalb sehr schonen müsse, und nicht mehr so schwere Arbeit verrichten dürfe. Ja, der Doktor hatte gut reden! Aber wenn man Weib und Kinder und nichts Anderes gelernt hat, nichts Besseres versteht, was soll man da thun? So war er denn Heizer geblieben und beruhigte sich mit dem Gedanken, daß es schon noch ein paar Jahr gehen würde, bis die Kinder größer wären! Aber sein dummes Herz quälte ihn immerzu. Manchmal ging sein Puls fieberschnell und dann wieder so schwach, daß er ihn kaum fühlen konnte. Es schien schlimmer geworden zu sein, seitdem er wußte, woran er litt.

Zusammen mit seinem Gefährten trat Franz nun hinaus auf das untere Deck in den hellen, warmen Sonnenschein des südlichen Meeres. Es war herrlich, sich zu baden in diesem Sonnenschein, und der frische Wind, der ihn umfächelte, that ihm unendlich wohl. Er hatte sich seine Pfeife angesteckt und lehnte an der Balustrade, hinausstarrend auf die grenzenlose Wasserfläche. Er dachte an die Seinen daheim und quälte sich mit den Gedanken, daß sie darben müßten, wenn er nicht mehr zur Arbeit tauglich wäre. Denn er hatte sie lieb, die daheim, seine Luise und die vier blonden Bengel, die sie ihm geboren hatte. „Es muß gehen, es muß noch gehen,“ murmelte er vor sich hin, und dann wandte er sich mit müden Schritten nach seiner Kabine. Es war war ein dunkles, armseliges Loch, das er mit drei Gefährten theilte, aber auch hier schlief es sich gut, wenn man so müde war. Franz streckte sich auf seinem Lager aus und schloß die Augen. Aber er konnte nicht schlafen. Wirre Gedanken durchkreuzten sein Hirn. Erinnerungen an längst vergangene Tage. Wie kam das nur? Er dachte jener Zeit, da er jung und stark und gesund gewesen, immer lustig bei der Arbeit und immer fröhlich. Wie hatte er damals in den freien Abendstunden mit den jungen Burschen im Zwischendeck gelacht und gesungen! Und wenn sie gar eine Harmonika hatten, auf welcher ein lustiger Walzer gespielt wurde, wie hatte er dann flott mit den hübschen Mädchen getanzt!

Da hatte er auch seine Luise gefunden. Jung und bildhübsch und eine Waise, kam sie allein über das Meer, um sich im fernen Lande ihr Brot zu verdienen. Vom ersten Tage an waren sie ineinander verliebt gewesen. Erst tanzten sie zusammen, dann plauderten und scherzten sie miteinander, und dann, am Abend, ehe sie landeten, hatte Franz sie umarmt und geküßt und sie gefragt, ob sie ihm gut sei. „So gut wie keinem auf der Welt“, hatte sie rasch geantwortet. Sie brauchten keine langen Vorbereitungen, denn sie waren beide arm und hatten sonst nichts auf der Welt und sehnten sich zu einander mit einer starken, jungen Leidenschaft. So wurde sie zwei Tage später sein Weib. Jede Stunde aus diesem Tage war ihm noch lebhaft in der Erinnerung geblieben. Mittags hatten sie sich trauen lassen und nachher waren sie hinaus gefahren in's Freie. Zwischen Feldern und Wiesen waren sie dann umhergegangen, bis in den kleinen Wald hinein, wo Luise einen ganzen Strauß bunter Blumen pflückte. Und wie schön war ihm dieser Wald erschienen. Doppelt schön an diesem Tage, ihm, der sein ganzes Leben auf dem Wasser zubrachte. Erst spät Abends waren sie in die Stadt zurückgefahren und hineingegangen in das düstere Haus, in dem schon alles schlief. Im Gang und auf den Treppen war es schon ganz dunkel; aber Franz hob seine Luise lachend vom Boden auf und trug sie mit seinen starken Armen hinauf, und immer höher — „bis in den Himmel“, sagte sie. Und es wurde ihr Himmel, jenes kahle, kleine Dachstübchen, in dem sie sich geliebt, in der sie so glücklich waren. Das war der schönste Tag in Franz' Leben gewesen; dieser und noch ein Tag, ein Jahr später. Damals war er von einer langen Reise zurückgekehrt, und als er in das Zimmer trat, fand er sein Weib im Bette liegend, ein wenig bleich, aber mit leuchtendem Blick und mit einem seligen Lächeln auf den Lippen, und neben ihr lag ein winziges, rosiges Bündelchen. Das war sein Sohn, sein Erstgeborener! Nun war er schon zehn Jahre, und er würde imstande sein, auch schon etwas zu verdienen, und dann würde es ihm und Luise etwas leichter gehen.

Ein jäher Schmerz durchzuckte Franz, daß er emporfuhr. Er wollte schreien, aber die Stimme versagte ihm. Er wollte nach etwas greifen, aber er griff in die leere Luft. „Luise, Luise“, stieß er endlich mühsam hervor. Niemand hörte ihn, und mit einem leisen Stöhnen sank er zurück auf das harte Kissen.

Wieder ertönte der Glockenschlag, hell und klar.

„Neun Uhr“ sagten die Passagiere, und die Heizer, welche geruht hatten, gingen wieder an die Arbeit. Nur Franz fehlte an dem gewohnten Platze. „Gehen Sie ihn wecken,“ sagte der Maschinist unwillig zu einem der Heizer. Dieser ging und kam nach wenigen Minuten zurück:

„Franz ist todt,“ sagte er leise.

Das Bouquet.

(Humoreske von Max Hennig.)

„Nein, in Berlin bleibe ich nicht länger“, hatte der Provisor Reichel wiederholt seinen Bekannten erklärt. „Was bedeutet man denn hier in dieser unendlichen Menschenfluth? — Gar nichts. Was für Damenbekanntschaften macht man denn hier? — Kellnerinnen, Fabrikmädchen, Verkäuferinnen. Na, ist das was? —

In kleinen Orten dagegen ist man ein großes Thier. Da bildet man mit dem Amtsrichter und dem Doktor zusammen die Haute Volee. Und auch in etwas größeren zählt man immer noch zur Gesellschaft. Also 'raus aus Berlin! und zwar nach dem reichen Westen, wo die Millionärstöchter nur so auf der Straße herumlaufen; denn heirathen will ich. Jawohl! heirathen und mir selber 'ne Apotheke kaufen.“

Der Provisor hatte Wort gehalten; denn kurze Zeit darauf rührte er in den Salbentöpfen der Pelikanapotheke, die an der Hauptstraße einer großen westfälischen Industriestadt lag.

Einige Häuser weiter lenkte das Reichshallentheater durch große rothe Plakate die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich.

Die Sterne der Berliner Spezialitätenbühnen waren dem Provisor trotz all seiner Sehnsucht stets unerreichbar geblieben. Hier aber kamen die Liedersängerinnen, die Trapezkünstlerinnen und all die anderen Damen, die in den Reichshallen auftraten, und kauften sich in der Pelikanapotheke Fettpuder, Teint, Lippenstift und was sie sonst noch nöthig hatten.

Um sich diesen Damen gegenüber ein „Air“ zu geben, berlinerte Reichel und spielte den Blasirten, dem nichts mehr imponiren konnte. Wenn aber die „Zillerthaler Nachtigall“ über die Schwelle trat, versagten alle seine Verstellungskünste. Dann wuchs ihm das Herz so sehnsuchtsvoll, daß ihm der Athem knapp wurde.

Die Kleine that immer sehr unschuldig. Sie duldete es wohl, daß er ihr die Hand drückte, und nahm auch dankend das Tütchen Pfefferminzplätzchen an, das er ihr unter schmachtendem Lächeln mit graziös gespreizten Fingern regelmäßig verehrte. Dabei machte sie aber immer ein so harmloses Gesicht, als ob sie nicht die geringste Ahnung von der grausamen Verwüstung hätte, die ihr bloßer Anblick in seinem Herzen anrichtete.

Einigermaßen gemildert wurde allerdings des Provisors Liebespein durch den Umstand, daß die Töchter der vornehmsten und reichsten Familien persönlich ihre Einkäufe in der Apotheke besorgten und sich dabei recht liebenswürdig mit ihm unterhielten. Viel liebenswürdiger, als er es von ein- und mehrfachen Millionärstöchtern erwartet hatte, so daß ihm seine geheime Absicht, unter diesen Damen seine Lebensgefährtin zu wählen, ganz natürlich und selbstverständlich vorkam.

Um sich nicht nach irgend einer Seite hin vorzeitig zu engagiren, beobachtete er gegen alle die jungen Damen ein gleich höfliches Benehmen. Mit besonderer Vorlieb schwärmte er ihnen etwas von den Berliner Theatern vor. Er zitirte aber auch Verse und suchte den Eindruck seiner Persönlichkeit durch einen schwarzen Kneifer und einen phantasievoll geschlungenen, knallrothen Bindeschlips zu heben. Dabei vergaß er aber durchaus nicht den geschäftlichen Vortheil. So ganz unvermittelt rief er wohl mitten im Gespräche:

„Gott, Fräulein, was seh'n Sie aber elend aus! Sie sind ja bleichsüchtig im höchsten Grade. Wie Sie eben Ihr Gesicht dem Fenster zuwandten, erschrak ich ordentlich.“

Und nach dieser Einleitung schwatzte er der Dame, die vielleicht ein Stück Lilienmilchseife oder ein Schächtelchen Coldcream kaufen wollte, eine große Flasche Eisenlikör, Pepsinessenz, Chinawein oder andere schöne Dinge auf, von denen er seine fünf Prozent Tantieme bezog.

Fräulein Wanda, die älteste Tochter des reichen Bierbrauereibesitzes Wigand, machte ihm diesen Ueberverdienst besonders leicht. Trotz ihres blühenden Aussehens behauptete sie, entsetzlich schwach zu sein und kauft alles, was ihr Herr Reichel empfahl.

Als sie ihm wieder einmal ihr Leid klagte, trat zufällig auch die „Zillerthaler Nachtigall“ ein. Um sich in den Augen der Sängerin wichtig zu machen und ihr zu zeigen, wie er mit den vornehmsten Damen der Stadt verkehrte, wurde der Provisor in seinem Tone eine Nuance vertraulicher.

Fräulein Wanda wollte einen Versuch mit Somatose machen. Herr Reichel machte sie auf den Vortheil aufmerksam, der ihr erwüchse, wenn sie statt des kleinen Probepackets gleich eine Dose zu fünf Mark kaufte. Aber die junge Dame wollte mal erst sehen, ob ihr der Geschmack zusagte, und versprach in diesem Falle bestimmt auch noch eine große Büchse holen zu lassen. Dabei lächelte sie den Provisor holdselig an. Er machte einen Buckel wie ein gestreichelter Kater und geleitete die junge Dame zur Thür.

Ganz selig kehrte er hinter den Ladentisch zurück, lehnte sich über die Marmorplatte und faßte die kleinen, rundlichen Hände der Sängerin.

„Na, mein süßes, liebes Nachtigallchen, wie geht's uns denn?“

Die Chansonette sah ihn ernsthaft an und fragte in ihrem Münchener Vorstadtdialekt:

„Somatose haißt de's Zaig?“

„Jawohl, mein herztrautiges Schätzchen!“ antwortete der Apotheker. „Sie sollten das nur ebenfalls gebrauchen. Sie sind auch bleichsüchtig. Viel bleichsüchtiger als die Dame, die eben fort ging.“

„Jao; wenn's mi holt schenken thäten . . .“

Ueber das Gesicht der bleichen Liedersängerin huschte es dabei wie Frühlingssonnenschein. Schon langte er nach einer Büchse Somatose. Aber da regte sich in seinem Herzen die Knickrigkeit.

„Hä, hä,“ lächelte er, daß es fast wie Meckern klang. „Das ist ja blos was für Leute, die ihr Geld mit aller Gewalt los werden wollen. Und helfen thut's gar nichts. Da gebe ich Ihnen doch lieber was Reelles, was auch wirklich hilft.“

Und er füllte ein winziges Fläschchen mit einer schwarzen Flüssigkeit.

„Da! nehmen Sie nur davon dreimal täglich dreißig Tropfen gleich nach dem Essen, so werden Sie schon ein paar rothe Backen bekommen.“

„Ach, Sie!“ rief neckisch lachend die Liedersängerin. „Wenn's mi frozeln woll'n, nacha bin i a garstig.“

Dabei sah sie ihn so an, daß es ihm unter dem Gluthblick ihrer schwarzen Augen ganz warm wurde. Sie aber klopfte ihm gar nicht allzu sanft auf die Finger und war wie der Sturmwind zur Thür hinaus.

„Meine liebe, süße, kleine Nachtigall!“ rief Herr Reichel, warf ihr mit beiden Händen Kußfinger nach und rief:

„Ich habe sie, ich habe sie! — Und das kostet mich nur für fünf Pfennig Eisentropfen, hahaha!“

Als er des Nachmittags im Nebenzimmer bei seinem Kaffee saß und Zeitung las, tönte die Schelle. Herr Reichel war sehr ungnädig infolge der Störung und trat verdrießlich in die Apotheke.

Ein hübscher, bleicher, junger Mann in dunklem Anzug mit auffallend weit ausgeschnittener Weste trat ihm entgegen.

„Sie sind doch wohl der Herr Provisor?“

Auf die bejahende Antwort Reichels zog er hinter seinem Rücken ein Bouquet hervor, das noch in der Seidenpapierhülle steckte, lächelte geheimnißvoll und hielt es ihm entgegen.

„Von einer jungen Dame, die Sie sehr wohl kennen.“

Das war Herrn Reichel in seinem ganzen Leben noch nicht passirt.

„Von einer jungen Dame?“ fragte er, während in seinem Herzen eine stürmische Jubelouvertüre zu brausen begann. „Ja, von welcher Dame denn? Ich kenne sehr viele Damen. O, sehr viele.“

„Ja, das darf ich nicht sagen,“ antwortete mit verschmitztem Lächeln der Fremde. „Besinnen Sie sich nur; Sie werden's schon wissen!“

„Ja, aber . . . aber“, stammelte der Provisor etwas beschämt; denn er dachte an seine Nachtigall und die Eisentropfen für fünf Pfennig. Dabei schaute er auf die Papierhülle, die sich zu entfalten begann. Und die ganz dunkelrothen Rosen, die da zum Vorschein kamen, packten ihn bei seiner Eitelkeit, so daß er mit plötzlichem Entschluß nach dem Bouquet langte.

„Ich werde denken: es ist von ihr.“

„Es wird schon richtig sein, was Sie denken,“ bemerkte freundlich der junge Mann und sah ihn dabei vertraulich wie einen alten Bekannten an. „Außerdem soll ich auch etwas mitbringen,“ fügte er dann in geschäftsmäßigem Tone hinzu. „Sie sagten ja doch, daß es eine größere Packung Somatose gäbe — zu fünf Mark. Wollen Sie mir, bitte, eine Dose in dieser Größe geben!“

Der Provisor horchte auf.

„Ah! Das holen Sie wohl für Fräulein Wanda Wigand?“ fragte er und riß die Augen auf.

Der junge Herr lächelte ihn freundlich an und nickte ein ganz klein wenig mit dem Kopfe.

„Und Sie sind wohl der Bruder dieser Dame?“

Wieder ein freundliches Lächeln und ein leises Nicken.

„Das freut mich aber sehr, Sie kennen zu lernen,“ rief ganz begeistert Herr Reichel und drückte dem jungen Manne die Hand. „So, bitte sehr! hier ist die Somatose, und eine schöne Empfehlung an Ihr Fräulein Schwester!“

Dankend nahm der junge Herr das kleine Packet in Empfang.

„Den Betrag wollen Sie, bitte, vorläufig anschreiben. Ich habe soeben einige Sachen gekauft und all mein Geld ausgegeben.“

„Aber, bitte sehr,“ unterbrach ihn der Provisor, „das hat doch gar nichts auf sich!“

„Ja, das sagen Sie,“ entgegnete lächelnd der junge Herr. „Aber ich sollte noch zwei Photographien abholen. Meine Schwester in Boudoirformat; sehr gut getroffen. Würden Sie mir wohl mit dem Betrage aushelfen? Es sind nur sechs Mark. Ich schicke Ihnen das Geld, sowie ich nach Hause komme. Sie wissen ja: wir wohnen so weit draußen.“

„Selbstverständlich, Herr Wigand!“ sagte der Provisor, ganz entzückt, dem Bruder Wandas gefällig sein zu können. „Selbstverständlich!“

Und er drückte dem jungen Herrn zwei harte Thaler in die Hand. Mit einer Verbeugung, fast wie ein Kellner, der sein Trinkgeld einsteckt, ließ Herr Wigand die Silberlinge schnell in seine Tasche gleiten und empfahl sich, höflich grüßend.

Den Blumenstrauß in der Hand stand der Provisor mitten in der Apotheke stumm und staunend eine ganze Weile da und blickte mit verklärten Augen auf die Stelle hin, wo der junge Herr soeben verschwunden war. Dann brach er in den Jubelruf aus:

„Dem reichen Bierbrauer Wigand seine Tochter!“ Und er sprang in der Apotheke herum, daß die Büchsen auf dem etwas wackligen Regale am Fenster tanzten.

Dann steckte er das Bouquet in eine Medizinflasche, die er vorher mit Wasser gefüllt hatte, und stellte es im Nebenzimmer auf den Tisch unter dem Spiegel.

„Nanu, da steht ja so'n hübscher Blumenstrauß?“ sagte Herr Herrmann, der Besitzer der Apotheke, als er von seinem Spaziergange heimkehrte.

Der Provisor lächelte selig.

„Den hat mir eine Dame geschickt: Fräulein Wigand.“

„Ach, nicht möglich!“ erwiderte Herr Hermann. „Ich denke doch, die sollte sich in diesen Tagen mit dem Assessor Krause verloben?“

Der Provisor beachtete gar nicht diesen Einwand.

„Ihr Benehmen war mir schon lange aufgefallen,“ sagte er. „Rein überlaufen hat sie mich. Jeden Tag, den Gott werden ließ, kam sie in die Apotheke gerannt und kaufte dies und kaufte das.“

„Das that sie immer schon,“ bemerkte leichthin Herr Herrmann.

„Aber sie hat mir doch das Bouquet geschickt,“ entgegnete ganz ungeduldig der Provisor.

„Das ist freilich etwas anderes!“ lenkte Herr Herrmann ein. „Wenn Sie die wirklich kriegen, können Sie lachen. Der Alte ist klotzig reich.“

Am selben Abend noch erzählte Reichel sein Abenteuer am Biertisch, that sich sehr wichtig und nahm huldvoll die bewundernden Glückwünsche der Stammgäste entgegen.

An seinem nächsten freien Sonntag wollte er der Familie Wigand seinen Besuch machen. Um dort recht würdig zu erscheinen, bestellte er sich ein Paar Lackstiefel, kaufte sich einen sehr eleganten Zylinder und gab seinen Gehrockanzug einem bewährten Schneider zum Aufbügeln.

Vorher aber gedachte er noch seinen Erfolg bei der „Zillerthaler Nachtigall“ auszunutzen und begab sich eines Abends in das Reichshallentheater. Da er von Berlin aus größere Sensationen gewohnt war, verließ er sehr bald den Zuschauerraum und ging in das Wohnzimmer, wo die Künstlerinnen nach Schluß der Vorstellung Cercle hielten.

Jetzt war es noch sehr leer dort. Stumm und gelangweilt saß hier und da ein einzelner Gast und nippte an seinem Glase. Nur aus der letzten Nische klang verhaltenes Kichern.

Der großen, frei herabhängenden Portiere wegen konnte der Provisor die dahinter Sitzenden nicht sehen. Aber er glaubte ganz deutlich die tiefe Altstimme seiner kleinen Nachtigall zu erkennen. Und als er sich im Zimmer umschaute, traf sein Blick den Wandspiegel, der gerade gegenüber dieser Nische hing, und er sah darin den jungen Wigand, dessen weingeröthetes Gesicht an der Schulter der kleinen Nachtigall lehnte.

Herr Reichel zuckte ordentlich zusammen. Aber auch das Gesicht des jungen Menschen starrte plötzlich so erschrocken und verschwand langsam aus dem breiten Viereck des Goldrahmens.

„Muß doch mal sehen, wo der Kellner denn eigentlich steckt,“ tönte seine Stimme aus der Nische heraus.

Ein Rücken von Stühlen, und dann tauchte er hinter der Portiere hervor, schritt mit wichtiger Miene an dem Apotheker vorbei, ohne auf dessen „Guten Abend“ zu achten, und verschwand im Zuschauerraum.

Reichel wollte sich um keinen Preis den günstigen Augenblick entgehen lassen. Er setzte sich an den Tisch in der Nische und bot der Nachtigall einen guten Abend.

Die drehte sich aber entrüstet um und hob verächtlich die linke Schulter.

„Aber, meine liebe, kleine....“ begann der Provisor.

„I bin gar net Ihre kloane!“ entgegnete sehr scharf die Sängerin. „Tropfen haben's mi schenkt, die schmecken wie Tinte! Weggegossen hab i den Kroam! Und wenn i holt Somatose brauch, nacha weiß i wohl, woher i die krieg.“

„Aber, erlauben Sie doch!“ begann wieder der Provisor, und versuchte, die Erzürnte zu besänftigen.

Am Nachbartische hatte soeben eine kleine Gesellschaft Platz genommen, und eine sehr erregte Stimme tönte scharf und schneidend durch das Zimmer.

„.....Da wagt es nun so 'n hergelaufener Apothekergehilfe, zu behaupten, meine Braut hätte ihm einen Strauß geschickt, und besitzt die Frechheit, das an allen Biertischen zu erzählen!“

Das war Herrn Reichel denn doch zu viel. Mit drei Schritten hatte er den Sprecher erreicht und stellte sich in seiner ganzen Größe vor ihn hin.

„Mein Herr! Ist hier die Rede von dem Bouquet, das mir Fräulein Wigand geschickt hat?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, sprach er weiter: „Der junge Herr Wigand, der soeben einen Augenblick nur hinausgegangen ist, wird es mir bestätigen, denn er ist selbst der Ueberbringer gewesen. Ich fordere Sie hiermit auf, Ihre beleidigende Bemerkung zu revoziren!“

Der Assessor war nun ebenfalls aufgestanden.

„Fräulein Wigands Bruder?“ fragte er und lachte höhnisch auf, „der ist ja in Bremen! Kommer Sie mir doch mit so n'em Unsinn nicht!“

Die Auseinandersetzung der Beiden nahm nun einen sehr bedrohlichen Charakter an.

Da stürzte Jemand aus dem Zuschauerraum herein:

„Sie, Assessorchen! Sie kriegen zu thun. Eben haben sie Einen verhaftet, einen 'rausgeschmissenen Kellner, der unter falschem Namen die halbe Stadt begaunert hat. Der Gärtner Zühlke hat ihn einsperren lassen. Dem hat er wohl so für dreißig Mark Bouquets abgeschwindelt, die er den Artistinnen verehrte.“

Eine bange Ahnung stieg in des Provisors Brust auf.

Da kam auch noch der Kellner jammernd und wehklagend an. Auch ihn hätte der Hochstapler angepumpt und heute Abend allein schon mit der „Zillerthaler Nachtigall“ an acht Mark verzehrt.

Herrn Reichel war es, als ob er einen Schlag vor den Kopf erhielte. Nachdem er den ersten Schreck überwunden, sagte er in weinerlichem Tone:

„Herr Assessor, ich bin auch einer von den Reingefallenen! Dieser Gauner ist es gewesen, der mir das Bouquet brachte. Wollen wir uns doch vertragen....“

Und er streckte ihm seine Rechte entgegen.

Der Assessor aber barg beide Hände auf dem Rücken. Er richtete sich hoch auf, hüllte sich in eine Würde, die die Temperatur eines Eiskellers um ihn her verbreitete, und entfernte sich, ohne ein Wort zu verlieren, mit majestätischen Schritten.

Am Nachmittage des nächsten Tages saß Reichel in sehr gedrückten Stimmung in einem Kupee dritter Klasse.

„Mein werther Herr!“ hatte sein Chef gesagt, „Sie sind ja ein ganz tüchtiger Geschäftsmann, aber nach dem, was vorgefallen, müssen wir uns trennen. So lange Sie in meiner Apotheke sind, setzt von den besseren Damen keine einzige ihren Fuß über meine Schwelle.“

Da hatte er denn seine Sachen gepackt. Beim Anblick des Zylinders und der Lackschuhe, die ja nun ihren Zweck verfehlt hatten, wurde ihm ganz weh zu Muth. Und als er an die sechs Mark Baar und die fünf Mark für Somatose dachte, die er nun auch noch bezahlen mußte, da konnte er nicht an sich halten.

„Der Gauner hat an ihrer Schulter geruht,“ rief er in tragischem Schmerze, „und ich hab's bezahlen müssen!“

Kurz darauf traf ihn ein Bekannter in Berlin in der Friedrichstraße.

„Nanu? Schon wieder hier? Ich dachte doch, Sie wollten sich da draußen irgendwo 'ne Frau holen?“

Herr Reichel biß die Backen auf und zuckte mit den Schultern.

„Wenn ich's gewollt hätte, würde ich nur zuzugreifen gebraucht haben. Aber — diese engherzige, kleinliche Gesinnung, diese Vorurtheile, mit denen die Provinzialen bis zur Schädeldecke vollgestopft sind, wiegt eine Million nicht auf. Nein, verkaufen thue ich mich nicht. Da bleib' ich lieber hier in Berlin. Wenn man auch hier nicht so zur Geltung kommt — aber man ist doch sein freier Herr und kann machen und thun und denken, was man will — ja!“

— Einladend. — Dame: „Na, Baron, warum heirathen Sie denn nicht?“ — Baron: „Ich möchte schon, aber wo ich bisher anfragte, kam ich immer zu spät!“ — Dame: „In unserm Hause haben Sie noch nicht angefragt. Versuchen Sie's mal da!“

— Fataler Nachsatz. — „Nun, Herr Doktor, wie haben Ihnen meine Arbeiten gefallen?“ — „Hm — — na, ja, was läßt sich da viel sagen? Sie werden gelesen werden, wenn Goethe, Heine, Shakespeare längst vergessen sind!“ — „O, ist das Ihre Ueberzeugung? Wie mich das freut!“ — „Ja, mein Lieber — aber eher nicht!“

— Guter Rath. — Spund (auf dem Heimweg vom Wirthshaus): „Heut' seh' ich wieder alles doppelt.“ — Bruder: „Mach halt ein Aug' zu.“

— Der kleine Geschäftsmann. — Herr: „Hier gebe ich Dir einen Groschen, wenn Du oben gehst und Deiner Schwester sagst, daß ich hier unten auf sie warte.“ — Junge: „Und was geben Sie mir, wenn ich es dem Papa nicht sage?“

(Für die Sonntagpost.)

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Eine Rückerinnerung an Charles Reed. — Die Ethik in Handel und Wandel.—Das boshafte Frl. Sweet. — Eine lahme Vertheidigung. — Cincinnatis festgefahrene Festbehörde. — Carrie Nation und die Meyerin.

Alte Ansiedler werden sich noch mit Behagen des seligen Charles Reed entsinnen, der in seiner guten Zeit ein ebenso vorzüglicher Gesellschafter wie ausgezeichneter Jurist, ein ebenso populärer Politiker wie pflichteifriger Staatsanwalt gewesen ist und mit dem es dann später, zum Theil wegen seiner Schwägerschaft mit dem unseligen Guiteau, dessen Vertheidigung er seiner Frau zu Liebe übernehmen mußte, ein so trauriges Ende genommen hat. — Es war wenige Jahre nach dem großen Brande, als Charles Reed eines Tages auf der Straße eines Herrn ansichtig wurde, dem in Chicago wieder zu begegnen, ihn überraschen mußte. Er war nämlich gegen Schluß seines Amtstermines im Begriff gewesen, diesen Edlen eines überaus faulen Bankerottes wegen, der allgemeines Aufsehen und berechtigten Unwillen, ja sogar hochgradige Entrüstung in den weitesten Kreisen der Bevölkerung erregt hatte, zwischen die Scheeren zu nehmen, als der Inkulpat sich seinen Häschern durch schleunige Flucht entzog.

„Sind Sie wieder in Chicago?" fragte Reed den dunklen Ehrenmann.

„Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ja," gab der Andere kalt lächelnd zurück.

„Ja, aber was wollen Sie denn hier?" inquirirte der Ex-Staatsanwalt weiter.

„Was werd' ich hier wollen?" gegenfragte der Andere gemüthlich. „Was Andere auch wollen; Geschäfte will ich machen."

„Und glauben Sie denn, daß sich hier noch Jemand finden wird, der Lust hätte, mit **Ihnen** Geschäfte zu machen?"

„Wie viele Menschen, Herr Reed, hat's vor dem Brande in Chicago gegeben?"

„Etwa 250,000; aber was soll das?"

„Und wie viele Einwohner hat die Stadt jetzt?"

„Man spricht von 400,000; aber ich verstehe nicht—"

„Es sind also jetzt 150,000 mehr hier, als damals; mit diesen 150,000 Neuen werde ich Geschäfte machen."

Reed hatte in der That bald Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß sein alter Bekannter sich nicht getäuscht hatte. Es gelang demselben nicht nur, mit den neu hinzugekommenen Chicagoern in Geschäftsverbindung zu treten, sondern auch von den alt eingesessenen Bürgern ließen sich viele wieder mit ihm ein, freilich nicht zu ihrem Vortheil — aber das entdeckten sie immer erst zu spät.

* * *

An die vorstehend erzählte wohlverbürgte Anekdote erinnerte sich Schreiber dieser Zeilen anläßlich der Entrüstung, mit welcher einige abfällige, oder besser ironische Bemerkungen in den betheiligten Kreisen aufgenommen worden sind, mit welchen Frl. Ada C. Sweet, die frühere Pensions-Kommissärin, kürzlich in einem öffentlichen Vortrage die sogenannte Ethik oder Sittenlehre gekennzeichnet hat, welche in unserer Geschäftswelt gilt. Fräulein Sweet meinte unter Anderm, man könnte dieses Thema ebenso kurz abfertigen, wie das Kapitel über Schlangen in jener berühmten Geschichte Irland's lautet: „Gibt's nicht."

Unter Denen, welche sich bemüßigt gefunden haben, gegen Frl. Sweets schmerzende Behauptung Verwahrung einzulegen, befanden sich Herr Franklin MacVeagh, Großhändler mit Viktualien, Präsident Eckels von der Commercial National Bank, Präsident Farson von der Ersten National Bank und ein Vertreter der John V. Farwell Co., Großhändler mit Schnitt- und Weißwaaren. Herr MacVeagh hat früher, mit Fräulein Sweet verschiedentlich geschäftlich zu thun gehabt und bedauert deshalb ihre Worte um so mehr, denn er befürchtet, sie habe sich ihre Ansicht über die Chicagoer Geschäftsleute nach persönlichen Erfahrungen mit denselben gebildet. „Und dabei gibt es in Chicago mehr kaufmännische Moral auf den Quadratzoll, als in den meisten anderen Städten. Aus dem Bereiche der Beziehungen zwischen der County-Verwaltung und ihren Lieferanten z. B. sind im Laufe von dreißig Jahren nur zwei Fälle von Unredlichkeit bekannt geworden."

Herr Eckels, der früher Advokat in einer kleinen Landstadt und dann Bundesbeamter war, ehe er an die Spitze eines unserer größten Finanz-Institute berufen wurde, versichert, es gebe in Chicago einen ungeschriebenen, aber sehr strengen Sittenkodex, welchem sich alle bedeutenderen Handelsfirmen unterwerfen müßten, falls sie auf dauerndes Bestehen rechneten. Herr Farson erklärt, das Wort eines Chicagoer Geschäftsmannes sei in der Regel so gut wie seine Unterschrift. Hin und wieder tauche in diesen Kreisen zwar ein oder der andere Gauner auf, aber lange dulde man solche nicht. — Der Vertreter des Hauses Farwell sagt, ein Geschäftsmann, der sich gegen das ungeschriebene Sittengesetz der Handelswelt vergehe, würde von dieser rücksichtslos ausgemerzt.

* * *

Damit wäre denn die boshafte Kritik des Frl. Sweet abgefertigt, und zwar gründlich. — Schade, schade nur, daß gerade gegenwärtig der neue Countyrath angeblich auf Mittel und Wege sinnt, wie er sich gegen Uebervortheilung seitens der Lieferanten schützen könne, und daß er einen Sonder-Ausschuß ernannt hat, um womöglich noch nachträglich den Umfang der Schröpfungen zu entdecken, welchen das County jahrelang besonders durch eine Kohlenfirma unterworfen wurde—ein Fall beiläufig, den Herr MacVeagh bei seiner obigen Zahlenangabe nicht mitgerechnet hat, da **er** nur Transaktionen gemeint haben kann, welche seiner Zeit die Staatsanwaltschaft beschäftigt haben.

Das Zeugniß des Herrn Eckels macht dem neugewählten Präsidenten des Christlichen Jünglingsvereins von Chicago alle Ehre, denn es spricht für seine Langmuth und seinen vergebenden Sinn. Herr Eckels ist nämlich auch Schatzmeister der Union Traction Co. In dieser Eigenschaft muß er genaue Kenntniß haben von der gründlichen Manier, in welcher es der unvergleichliche Herr Yerkes fertig gebracht hat, diese Gesellschaft einzuseifen. Daß deshalb Herr Yerkes, zur Zeit Präsident der unter dem Namen der Hochbahnschleife bekannten Zwickmühle und „Kontrolgeist" zweier Hochbahngesellschaften, in unmittelbarer Gefahr stände, aus unserer Geschäftswelt ausgemerzt zu werden, dafür fehlt es vorderhand noch vollständig an Belegen.

Herr Farson stand noch nicht an der Spitze der Ersten Nationalbank, als es dieser durch einen rücksichtslosen Coup gelang, die National Bank von Illinois an die Wand zu drücken und sich so nicht nur einen Mitbewerber vom Halse zu schaffen, sondern auch einen großen Theil von dessen Kundschaft an sich zu reißen. Aber Herr F. war damals erster Vizepräsident der Bank und ist deshalb ohne Frage mit den Einzelheiten jener Vorgänge genau vertraut. Er wird nicht bestreiten können, daß sein Vorgänger im Amt, der jetzige Finanzminister der Vereinigten Staaten, **ethischer** gehandelt haben würde, wenn er, als Vorsitzer vom Exekutiv-Ausschusse des Checkvereins, den Direktoren der National-Bank von Illinois rechtzeitig eine Warnung hätte zugehen lassen, als er gethan, indem er wartete, bis die Umstände es ihm ermöglichten, der Schneider'schen Bank direkt den Kredit zu kündigen. Letzteres Vorgehen war entschieden geschäftsklüger, aber man wird kaum Erfolg haben, wenn man's vom ethischen Standpunkt zu vertheidigen suchen wollte.

Was den letzten Vertheidiger unserer Geschäftsethik, den Vertreter des Hauses Farwell und seine Ausführungen anbelangt: — Vor einigen Jahren gelangte hier vor Richter Tuley ein hochinteressanter Prozeß zur Verhandlung. Ein ausgedienter Bauernfänger höheren Styls, ein gewisser Sturgis, verklagte eine Gesellschaft, die ihn mit der Absetzung eines Theiles ihrer Antheilscheine beauftragt hatte — welche Papiere beiläufig von sehr fragwürdigem Werthe waren und blieben — auf Zahlung der ihm zugesicherten Kommissionen. Zur Begründung seiner Ansprüche legte er Briefe vor, welche der Präsident jener Gesellschaft an ihn gerichtet hatte, sehr geschäftsmäßige Briefe, und dabei doch durchwürzt von einem fröhlichen feinen Humor, Gauner-Humor könnte man fast sagen. Der Verfasser der Briefe mußte sich auf dem Zeugenstand unter recht schmerzlichen Grimassen zur Urheberschaft derselben bekennen, und auf Grund dieser Briefe wurde dann vom Richter der Anspruch des Klägers großentheils anerkannt. Von Ethik enthielten besagte Briefe keine Spur. Ihr Schreiber aber, der sich trotz hohen Alters einer neidenswerthen Rüstigkeit erfreut, steht auch heute noch, wenigstens nominell, an der Spitze der John V. Farwell Co. —

* * *

Man muß nun aber aus Vorstehendem nicht etwa schließen wollen, daß Frl. Ada Sweet ihren Fall unbedingt gewonnen hat, daß es in den höheren Handels- und Finanzkreisen in der That so etwas wie Ethik nicht gibt, daß da nur jeder Einzelne nach dem Skalp jedes Andern trachte. Das wäre weit gefehlt. Es herrscht in diesen Kreisen im Allgemeinen ein sehr achtungswerther Korpsgeist. Man mag, weil's das Geschäft einmal so mit sich bringt, dem lieben Nächsten gelegentlich ein Bein stellen, wenn aber dieser darüber zu Fall kommt, hilft man ihm auch bereitwillig wieder auf. Ferner ist es Thatsache, daß jungen Anfängern, sofern sie tüchtige Geschäftskenntnisse nachzuweisen vermögen und ihre Artung zu verbürgen scheint, daß sie mit einiger Nachhilfe gut vorankommen werden, solche Hilfe kaum irgendsonstwo mit so liebenswürdiger Bereitwilligkeit gewährt wird, wie hier — vorausgesetzt natürlich, daß sie die richtige Schmiede zu finden und ihre Sache in der richtigen Form zu führen wissen, was dann aber wieder zu den schon erwähnten Vorbedingungen gehört.

* * *

Zu den hervorragenden Fremden, welche Chicago in voriger Woche vorübergehend beherbergte, gehörte auch Herr Fleischmann von Cincinnati, welcher Dank der weitverbreiteten Hefe seines Herrn Papas und dem guten Teige, der in ihm steckt, zum Bürgermeister genannter Stadt aufgegangen ist. Der Herr hat es in dieser Eigenschaft zu einer nationalen Berühmtheit gebracht, zu der er aber nicht durch sein Amt allein gelangt ist, sondern durch den Versuch, welchen er als Inhaber desselben macht, den Protektor der Sängerfestbehörde zu spielen, bei deren Bestreben, das gewaltige Defizit vom letzten Bundesfest her abzustoßen — durch die Inszenirung eines Preisboxens zwischen den Klopffechtern Jeffries und Ruhlin. Alle Bemühungen, besagtes Defizit auf andere Weise aus der Welt zu schaffen, sind gescheitert, so haben denn die Sangesbrüder ihre Ideale zeitweilig eingepackt und aus der „theuren Halle" eine Arena gemacht. Ob sie dieselbe als solche werden benützen dürfen, steht freilich noch dahin. Gouverneur Nash erklärt, es soll nicht sein, und ob der gegen die Staatsbehörden beantragte gerichtliche Einhaltsbefehl bewilligt werden wird, ist fraglich. Immerhin haben wir das gewiß in der Geschichte des deutsch-amerikanischen Vereinswesens einzig dastehende Beispiel erlebt, alt angesehene Turn- und Gesangvereine in der Rolle von Förderern der „männlichen Kunst" des Faustkampfes zu sehen. — Da trifft es sich gut, daß der anglo-amerikanischen Presse, welche sonst früher oder später über dieses denkwürdige Geschehniß sicherlich die bösartigsten Glossen gemacht haben würde, von Leuten aus ihrer Mitte unbewußt ein Riegel vorgeschoben wurde. Der Preßklub von Chicago, welcher ebenso wie die Cincinnatier Sängerfest-Behörde am Dalles zu laboriren scheint, hat nämlich, um demselben abzuhelfen, für nächsten Dienstag eine Abendunterhaltung im Auditorium vorbereitet. Als Hauptanziehungskraft für dieselbe hat der Vergnügungs-Ausschuß des Vereins die streitbare Frau Carrie Nation aus Kansas gewonnen, welche durch das Land zieht, um das Uebel des Suffes mit der Wurzel auszurotten, und zwar mittels eines kleinen Beiles, womit sie in Wirthschaften Thüren und Fenster, Tische und Stühle, Flaschen und Gläser, Fässer und Krüge so kurz und so klein schlägt, wie's irgend möglich ist, wenn man sie gewähren läßt. Einige Gesinnungsgenossinnen haben sich der kriegerischen alten Dame angeschlossen und bilden nun, allerdings unbewußt, mit dieser eine lustige kleine Operetten-Gesellschaft. Hätte der Chicagoer Preßklub die Herrschaften als solche aufgefaßt, so würde sich gegen die Nummer nichts haben einwenden lassen, die Herren vom Vorbereitungs-Ausschuß geben sich aber mit feierlicher Miene den Anschein, als nähmen sie die Dame Nation ernst und als sei es ihnen nur darum zu thun, derselben eine Gelegenheit zu geben, für ihren pudelnärrischen Glauben Propaganda zu machen. Und das ist nicht schön gehandelt — weder an der überspannten alten Frau noch am Publikum. — Im vergangenen Sommer setzte sich's hier eine brave deutsche Frau, Johanna Meyer geheißen, steif und fest in den Kopf, das gemeine Wohl erheische es, daß sie Gouverneur von Illinois werde und in dem Staatshaushalt nach dem Rechten sehe. Statt der Guten, die in allen Zeitungsredaktionen vorsprach, die Sache sänftlich auszureden, bestärkten einige englische Blätter sie aus Sensationslust in ihrer fixen Idee mit dem Ergebniß, daß die Meyerin jetzt in der Zelle eines Irrenhauses untergebracht ist. Wenn Frau Carrie Nation sich hier unter den Auspizien des Preßklubs zu Vorstellungen verleiten läßt, wie sie solche in Kansas gegeben hat, kann's ihr recht wohl passiren, daß ein oder der andere Wirthsverein die nöthigen Schritte thut, um auch sie an einen sicheren Ort zu bringen, wo man aufgeregte Nerven mittels kalter Douchen und Zwangsjacken beruhigt. — **ss.**

Hofball in Wien.

(Von der Gallerie aus gesehen.)

Hoffähig war ich leider nicht; denn ich bin weder adelig, noch im Besitze mindestens des Kaiser-Franz-Josephordens. Dennoch nahm ich beim Hofball am 10. Januar den höchsten Rang ein, nämlich die Galerie im dritten Stock, dort, wo die Journalisten zusehen und — schreiben dürfen. Am Kaiser-Josephsplatz war dem Eingangsthore zum alten Redoutensaale ein Baldachin vorgebaut. Im Vestibule zeige ich meine Karte vor: vier Argusaugen zweier Zivilisten in langen Gehröcken messen meine gesammte Erscheinung von Kopf zu Füßen. Den einen kenne ich: es ist ein Detektiv; der andere offenbar sein Kollege. Gefährliches fanden sie nicht an mir.

Ich kam eine Viertelstunde vor Beginn, aber die erste Reihe der Galerie war schon besetzt. Ich beneidete aber die früher Gekommenen nicht, denn die Aermsten mußten schreiben für die Nachtblätter. Namen, wieder Namen und wieder Namen! Von allem anderen sehen und hören sie nichts. „Das macht man schon in der Redaktion", sagte mir einer der Journalisten. Ein Zettel mit Namen wandert von Hand zu Hand und wird abgeschrieben. Die sind vom kaiserlichen Rath dort im ersten Bogen diktirt. Das ist ein vielgerühmter Mann in Wien. Er ist der langjährige Herausgeber der sog. Korrespondenz Wilhelm, der Polizeikorrespondenz, der Hauptquelle der Lokalneuigkeiten Wiener Blätter. Der Mann kennt jeden und jede dort unten im Saal, und es ist sein Stolz, in liebenswürdiger Bereitwilligkeit alle Fragen der Kollegen von der Presse zu beantworten. Er überreicht ihnen die Liste der feierlich paarweise einziehenden Mitglieder des Hofes, die Liste der Sr. Majestät und der Erzherzogin Maria Josepha vorzustellenden „Damen und Komtessen", die goldgeränderte mit dem kaiserlichen Wappen versehene Ballmusik- bezw. Tanzordnungskarte.

Für die Journalisten stehen da oben die allerordinärsten Stühle. Der Mann der Feder indeß nimmt's, wie sich's trifft. Hat er doch keine Zeit zu raisonniren. Er will nur sehen, um andern den Genuß zu bereiten, den er sich — versagen muß; denn ein Genuß ist es nicht, da oben in der Hitze durch drei mächtige Kronen hindurch, die mit unzähligen blendenden elektrischen Lichtern besteckt sind, tief hinab in den Saal zu schauen, wo ein buntes, glanzvolles Leben sich entfaltet.

Vorn in dem im Rechteck gestalteten Redoutensaale ist eine Estrade errichtet, mit einer Fülle von Blattpflanzen geschmückt; beiderseits führen Freitreppen zu einer Gallerie empor, die Abends über frei blieb und wo nur dann und wann ein Bedientengesicht auftauchte, um das Ganze zu überschauen. Ab und zu bestiegen neugierige „Damen und Komtessen" die Freitreppen, um einen besseren Ueberblick zu gewinnen. Einstweilen war da unten noch nicht viel zu sehen. Eine alte, sehr stattliche Dame, ganz in grauer Seide gekleidet, den Ausschnitt mit schwarzem Pelzbesatz umsäumt, war von einem Kreise jugendlicher Komtessen und Baronessen umringt, offenbar eine aristokratische Hofballmutter. Dann plauderten noch einige ältere Damen in kostbaren Roben, mit Schmuck reich beladen, das Haar mit Diademen, Kronen oder Reifen geziert, miteinander, sich gegenseitig zulächelnd. Abseits standen einige Generale und Offiziere, einige höhere Beamte in goldbestickten Fracks. An den beiden Wänden standen kerzengerade, wie in den Boden gewurzelt, in regelmäßigen Intervallen vier Diener in Scharlachlivréen. Das war vorläufig alles.

Es verging noch eine Stunde, und immer zahlreicher werden die köstlichen Roben der Damen, immer bunter leuchten die Uniformen und Amtstrachten. Da und dort taucht ein bekannter Edelmann, ein namhafter Staatsmann, ein berühmter Parlamentarier auf; die Journalisten machen sich gegenseitig darauf aufmerksam. Auch wenn eine besonders strahlende Schönheit, eine durch phänomenalen Umfang ihrer persönlichen Besitzverhältnisse oder durch den Glanz ihres Geschmeides auffallende Dame der Aristokratie den Saal durchschreitet, zielen die meist launigen Bemerkungen der Preßmenschen da oben auf sie.

Da — es ist kurz vor 9 Uhr—taucht der erste bürgerliche Frack auf. Es ist der Bürgermeister der Stadt Wien, Dr. Lueger, dessen Brust der Franz-Josephorden schmückt. Er ist entschieden der einfachste Mann im Saale, aber auch einer der größten und schönsten. Ihn haben sich die Journalisten natürlich als Hauptziel für ihre Operngläser auserkoren. Man verfolgt ihn, ehe der Kaiser mit dem Hofe kommt, auf Schritt und Tritt. Man kommentirt jede seiner lebhaften Gestikulationen, seinen Ernst wie sein joviales Lächeln. Jetzt ist er im Gespräch mit dem einstigen Vizepräsidenten des Reichsrathes, Dr. v. Abrahamovicz, und dem katholischen Herrenhausmitgliede Dr. Haßlwanter. Er zieht ein Zeitungsblatt heraus. Die neugierigen Journalisten haben es bald heraus: es ist eine Abend - Extraausgabe der „Ostdeutschen Rundschau", welche mit großen Lettern die Wahlsiege der Schönerianer feiert.

Soeben klopft es: es ist der Aufschlag des goldenen, mit dem Doppeladler gekrönten Stabes, mit welchem der Oberstabelmeister Feldmarschallleutnant Frhr. v. Berzeviczy in Vertretung des durch Unwohlsein verhinderten Oberzeremonienmeisters Grafen Hunyady das Erscheinen des Hofes und den Beginn des Balles ankündigte. Rasch sammelt sich die Ballgesellschaft und bildet ein breites Spalier. Die Klänge des ersten Walzers: „Rosen aus dem Süden" von Johann Strauß, ertönen. Der Oberststabelmeister und der erste Oberhofmeister Fürst Liechtenstein betreten den Saal. In einiger Entfernung nach ihnen folgt der Kaiser in Feldmarschalluniform, mit dem goldenen Vließe und zahlreichen anderen hohen Orden geschmückt, den Generalshut mit dem grünen Federbusche in der Linken, die Herzogin von Cumberland am rechten Arme geleitend. Diesem ersten Paare schließen sich an: der Herzog von Cumberland mit der Herzogin Marie Josepha, welche die Honeurs des Abends machen und die Vorstellungen entgegennehmen. Erzherzog Franz Ferdinand, der Thronfolger, dessen Gemahlin ferngeblieben ist, mit der Großherzogin Alice Toscana. Erzherzog Otto, in der rothen Husaren-Uniform eine prächtige Gestalt, mit der Erzherzogin Marie Christine, dann Erzherzog Ferdinand Karl mit Erzherzogin Maria Theresia und Erzherzog Ludwig Viktor, des Kaisers Bruder, mit Prinzessin Alexandra von Braunschweig. Nun erscheint in zierlichem, silberweißem, sternbesätem Gewande die jugendliche Gestalt der Erzherzogin Elisabeth Marie, der Tochter des verstorbenen Kronprinzen und der jetzigen Gräfin Lonyay, die vom Erzherzog Leopold Ferdinand geführt wird, u. s. w. Dann die Botschafter, Gesandten mit ihren Damen, die Oberhofmeisterin und Kammervorsteher der Erzherzoge. Die Erzherzoginnen nahmen sofort auf den Sesseln der Estrade Platz, in ihrer Mitte Erzherzogin Maria Josepha, der sofort je zwei Damen der Diplomatie sich vorstellen.

Gleichzeitig begann der Tanz, den der Vortänzer, der die Tänze des ganzen Abends leitende Oberleutnant der Hofgarde, Graf Peter Szechenyi, mit der Erzherzogin Elisabeth eröffnete. Der ganze Raum, in dem sich höchstens 15 Paare bewegten, nimmt nur einen verschwindend kleinen Theil des Saales in Anspruch. Es tanzen auch nur auserwählte Paare. Die Erzherzogin Elisabeth läßt keinen Tanz aus und ihre Konversation zeigt kindliche Lustigkeit. Sie ist der Liebling aus dem Kaiserhause beim Wiener Volke. „Wenn sie nur glücklich wird!" sagte eine neben mir sitzende Dame. „Sie ist so zart, so überzart!"

Während der ersten Tänze hielt der Kaiser Cercle ab. Unermüdlich begrüßte er 1½ Stunden lang die Vorgestellten der Reihe nach und unterhielt sich mit jeder einzelnen Persönlichkeit mindestens drei Minuten, freundlich und in elegantester Haltung. Am längsten sprach er wohl mit dem früheren Ministerpräsidenten Grafen Thun. Ob er ihn wohl damit getröstet hat, hat, daß es nach seinem Ausscheiden aus dem hohen Amte auch nicht viel besser geworden ist in der hohen Politik? Oder ob er dessen bevorstehende Wiedervermählung mit der verwittweten Gräfin Wratislaw im Gespräche berührt hat?

Inzwischen war es 11 Uhr geworden. Vorüber war schon der steife Ton, und es ging bereits lebendig in dem buntbewegten erlesenen Kreise zu. Der Kaiser hatte seinen Rundgang beendet und nahm mit der Erzherzogin auf der Estrade Platz, dem Tanze zuschauend. Jetzt bemerke ich in der bunt durcheinanderwogenden Elite - Gesellschaft auch den Feldbischof Dr. Belopotoczky, den Kanonikus Dr. Seydel von St. Stephan, den Prälaten Dörfler v. St. Augustin. Hofdiener in Schwarzgelb reichen auf Silbertabletten Erfrischungen. Auch den Journalisten ward diese Vergünstigung zu theil, sind sie doch auch des Kaisers Gäste diesen Abend. Dann kam die Pause, während welcher im Nebensaale den Herrschaften der Thee servirt worden sein soll. Gesehen hab' ich's nicht; und so berichte ich auch nichts darüber. Auch erwarten Sie von mir, bitte, nicht noch eine Beschreibung der glanzvollen Toiletten. Ich bin keine Modistin und wüßte das Schönste, was ich zu berichten hätte, nicht einmal mit Namen zu nennen. Die Damen werden mir verzeihen. Auch glaube ich die Journalisten in Schutz nehmen zu müssen gegen den Verdacht, selbst die Verfasser der Riesenberichte in ihren Blättern zu sein, welche ganz detaillirte Beschreibungen aller der kostbaren Roben enthalten. Geschrieben hat sie dort oben keiner. Wer sie geschrieben, welche Dame, und wann, ob vor oder nach dem Ball, das verschweigt Journalistenhöflichkeit; nur davon überzeugte ich mich: von den Toiletten, die ich mir speziell gemerkt hatte, war keine ganz richtig beschrieben; so verwandelte sich die eine große rothe Rose an der Brust der Erzherzogin Elisabeth in einem Wiener Blatte in einen Strauß rothglühender Nelken.

Claras Küsse.

Von **Karl Murat.**

Otto (wirft die Zeitung auf den Teppich, erbittert): Es gibt keine Gerechtigkeit mehr! Der Neid feiert Orgien; er wirft mich zu Boden in dem thörichten Glauben, daß er mich für ewig vernichten kann. Es gibt keinen anderen Ausdruck dafür, als: Gemeinheit. Unerhört! Die Schauspieler haben mir nach jedem Akt gratulirt, das Publikum hat wie wahnsinnig applaudirt und das feige Zischen der gemietheten Gegner vollständig erdrückt. Und nachdem dies Alles geschehen und das Elitepublikum des Theaters „Claras Küssen" einen vollen und großen Erfolg bereitet hat, fällt die Kritik über mich her und vernichtet mich mit wilder Wuth, mit durchsichtiger Erbitterung. (Stampft auf der am Boden liegenden Zeitung herum.) In die Hölle mit Dir, Du eitles Lumpenpapier! (Man hört draußen klopfen.) Herein!

Leichtmann (tritt ein und verbeugt sich): Mein Name ist Josef Leichtmann.

Otto: Womit kann ich dienen?

Leichtmann: Nicht wahr, Sie sind Herr Milden? Herr Otto Milden?

Otto: Ja, das bin ich.

Leichtmann: Der Dichter? Der berühmte einheimische Dichter, der gefeierte Autor von „Claras Küssen"? Der Feuergeist?

Otto (selbstbewußt): Ja, das bin ich.

Leichtmann: Mein Herr, gestatten Sie, daß ich Sie anbete. (Sieht ihn bewundernd an.) Herrgott, so einfach schaut also der aus, der Meisterwerke schafft?

Otto: Ja, ja, wir sind überhaupt einfach.

Leichtmann (schüttelt den Kopf): Merkwürdig, ich habe mir Sie vorgestellt wie die Reliefbilder der großen, weltbekannten Gestalten: mit stolzem Antlitz, mit Lorbeer auf dem Haupt und königlicher Würde in jeder Bewegung. Denn Sie sind ein König, ein König im Reiche der Dichtkunst.

Otto (sehr höflich): Ich flehe Sie an, nehmen Sie, bitte, Platz.

Leichtmann (rasch): Nein, mein Herr, niemals! Vor dem Dichter von „Claras Küssen" stehe ich nur und beuge mich. (Verbeugt sich.)

Otto: Sie bringen mich thatsächlich in Verlegenheit. Und dann dürften Sie müde werden.

Leichtmann (sieht ihn staunend an): Wie groß, wie mächtig und doch wie herablassend sind Sie selbst gegenüber einem solchen Staubgeborenen, wie ich es bin. Sind alle Feuergeister so geartet?

Otto: Nein, alle nicht. Ich bin eine Ausnahme. Die anderen sind viel selbstbewußter.

Leichtmann: Dann sind Sie um so größer. (Mit strahlendem Antlitz): Wie glücklich wird meine Frau sein, wie glücklich werden meine Kinder sein, wenn ich in mein Heim zurückkehrend, erzählen werde, daß ich Otto Milden, den Dichterkönig, den gefeierten Dichter von „Claras Küssen", von Angesicht zu Angesicht gesehen habe. Wenn ich ihnen erzählen werde, daß er nicht kühl gewesen, daß er mir sogar die Hand gedrückt. (Verlegen): Das heißt, verzeihen Sie — ich weiß gar nicht mehr, was ich spreche.

Otto: Bitte, drücken Sie mir die Hand (Er thut dies.)

Lichtmann: O, mein Herr, wie edel Sie sind! (Gefühlvoll): Das ist der schönste, der feierlichste Augenblick meines Lebens.

Otto: Bitte, nehmen Sie Platz.

Leichtmann: Nur nach Ihnen.

Otto (setzt sich).

Leichtmann: Wenn Sie erlauben. (Setzt sich). Ich war am Abend bei der Première. Das war ein Fieber, dann aber schwelgte ich in Wonne. Ich wurde trunken von dem Genuß.

Otto: Es ist ein nettes Stück. Ja, ja, ein ganz nettes, kleines Lustspiel.

Leichtmann: Erniedrigen Sie sich doch nicht! Es ist ein Meisterwerk, ein klassisches Meisterwerk, das ewigen Werth besitzt und auf die Nachwelt kommt, auf die späteste Nachwelt.

Otto (springt auf und schleppt Zigarren herbei, bietet sie Leichtmann an): Bitte, zünden Sie sich doch an.

Leichtmann (nimmt eine Zigarre): Mit Ihrer Erlaubniß werde ich sie als ewiges Andenken aufbewahren. Eine Zigarre von Ihnen darf nicht in Rauch aufgehen. Möge für meine Kinder auch einmal ein Gegenstand zurückbleiben, der wirklich werthvoll ist. (Steckt die Zigarre ein.)

Otto: Und jetzt nehmen Sie eine andere und zünden Sie sie an.

Leichtmann (nimmt eine Zigarre): Sie haben Ihren allerletzten Sklaven jetzt zu einem stolzen Edelmann gemacht.

Otto (nimmt ein Zündhölzchen und reicht es Leichtmann).

Leichtmann (anzündend): Welch ein mächtiges Stück sind doch „Claras Küsse"! Seit Christi Geburt wurde so etwas nicht geschrieben.

Otto (verletzt): Und sind Sie dessen sicher, daß so etwas vor Christi Geburt geschrieben wurde?

Leichtmann: Möglich; aber daß wir nichts davon wissen, ist bestimmt.

Otto: Sagen Sie mir aber aufrichtig: Welchen Erfolg hatte das Stück? Nicht wahr, einen unglaublich großen?

Leichtmann: Ich weiß nur so viel, daß wir unsere Hände blutig geklatscht haben. Mich hat ein merkwürdiges Gefühl festgehalten. Ich wollte Sie sehen, Ihre Stimme hören, mit Ihnen plaudern. Die ganze Nacht habe ich in den Kaffeehäusern verbracht und Schriftsteller gesucht, die die Ehre haben, Sie zu kennen, und die mir Informationen zu bieten vermögen. Das Schicksal war mir freundlich, und ich habe Alles, was ich wissen wollte, erfahren. Ich bin mit Ihrer ganzen Biographie vertraut geworden.

Otto (lächelt selbstzufrieden).

Leichtmann: Man hat mir erzählt, daß Sie eine Frau haben, einen Engel, und drei reizende Kinder, die in der beseligenden Erkenntniß leben, einen solchen Feuergeist als Vater zu besitzen.

Otto: Ja, ja, es gibt Kinder, die vorsichtig sind in der Wahl ihrer Väter.

Leichtmann: Und nun gestatten Sie, daß ich aufrichtig bin.

Otto: Aber sprechen Sie doch, mein lieber Freund! Leute von so hoher Bildung und so feinem Geschmack, wie Sie es sind, höre ich stets mit Vergnügen an.

Leichtmann: Nun, es ist mir ein wenig schwer um's Herz geworden, als ich hörte, daß Sie eine Gattin und drei Kinder haben.

Otto (überrascht): Sie haben doch keine heirathsfähige Tochter?

Leichtmann: Gott behüte. Aber es hat mich unangenehm berührt, als ich erfahren, daß Sie kein Privatvermögen besitzen und daß Sie Ihre werthgeschätzte Familie von dem Geld erhalten müssen, das Sie mit Ihren Meisterwerken verdienen.

Otto: Ja. Und ist dieses Geld kein gutes Geld?

Leichtmann: Aber gewiß, es ist erhabener als jedes andere Geld, aber (gerührt) so große Geister pflegen rasch zu sterben. Die geistigen Anstrengungen—die Nachwelt wartet wie gewöhnlich schon —

Otto: Wieso wissen Sie? — Ja, sagen Sie, sind Sie ein Mäcen?

Leichtmann (überhörend): In ein paar Jahren kann ganz Europa einen großen Schmerz betrauern.

Otto (unwillkürlich): Armes Europa!

Leichtmann: Europa, bitte, wird sich schon irgendwie trösten. Aber was wird aus Ihrer Gattin, diesem Engel, aus Ihren reizenden Kindern?

Otto: So ist's. Von meiner Unsterblichkeit können sie nicht leben.

Leichtmann: Schwer. Und weil ich es nicht dulden kann, daß für Ihre Familie einmal Ehrengaben gesammelt werden, daß ein so großer Dichter es mit solch trauriger Prosa zu thun bekomme, müssen für Ihre Kinder fünfzigtausend Gulden zurückbleiben.

Otto: Fünfzigtausend Gulden? An mein Herz, edelster aller Mäcene.

Leichtmann: Mäcen? Was ist denn das? Ich meine, es ist das Gescheiteste, Sie versichern Ihr Leben mit fünfzigtausend Gulden. (Verbeugt sich.) Mein Name ist: Josef Leichtmann, Lebensversicherungs-Agent.

Porto-Freiheit.

Den Ruhm, die unbeschränkteste Porto-Freiheit zu gewähren, kann die Kolonie Kosme in Paraguay für sich in Anspruch nehmen. Dort genügt es, einen Brief in den Kasten zu werfen. Für die Frankirung sorgt der Postmeister auf Kosten der Gemeinde. Kosme ist eine Niederlassung von englischen Sozialisten, im Jahre 1894 gegründet und ganz auf genossenschaftlicher Basis aufgebaut. Der Grund und Boden gehört allen Kolonisten gemeinsam; die Arbeit wird gleichmäßig vertheilt, ebenso das Erträgniß jeglicher Arbeit. Seit 1895 hat Kosme ein Postamt. Die Postgeschäfte sind von der Gemeinde dem einzigen Kaufmann am Orte übertragen. In dem Laden befindet sich auch der einzige Postbriefkasten. Die Regierung hat dem Ladeninhaber den Titel Postmeister verliehen und zahlt ihm für die Besorgung des Postdienstes, sowie die Beförderung der Postsachen, die zwei Mal wöchentlich durch einen zwölfjährigen Jungen nach der nächsten, 13 englische Meilen entfernten Poststation stattfindet, ein Gehalt von monatlich 30 Mark in Postwerthsachen. So gering die Summe auch erscheint, so hat sie bisher stets gereicht, um die gesammte Korrespondenz der Gemeinde zu frankiren.

— Luftschiffer-Latein. — „... Einmal, meine Herren, ist der Ballon so hoch gestiegen, daß ich mit dem Aermel den Mond gestreift."



(Von Albert Weiße.)

Kulicke: Well, Charlie, wirst Du Dein Bißniß kloßen oder die Tschänz können, daß Dir das „Operähting Kommittie" von der Mrs. Näschen ihre „Hohm-Protectors-Assosiäschen" nach dem 15. wissitiren duht?

Charlie (der Wirth): Dumme Frage. Laß sie nur kommen.

Grieshuber: Willst Du ihnen etwa mit Deinem Barkeeper und dem „Hobobill" als Reserve mit bewaffneter Hand engegentreten?

Quabbe: Sollten wir nicht unseren alten Freunde in der Stunde der Gefahr unsere Hilfe anbieten und uns auf die Abwehr des Feindes vorbereiten?

Lehmann: Nee, nee, mit Jewalt is da Nischt zu machen. Schiller sagt: „Komm' die Lädies sanft entjejen", un det is det Richtije. Laßt mir man machen. Ick dichte ein tiefsiehlendes Jedicht und Sie, Quabbe, von wejen Ihren noch heirathsfähijen Jesicht, deklamiren det die Lädies mit 'n jroßartijen Zweck vor —

Charlie (der Wirth): Lehmann, Du meinst es gut. Du denkst sie mit Deiner Dichterei zu vertreiben, wie Du es leider Gottes mit meiner halben Kundschaft gemacht hast. Aber die Frauenzimmer sind so abgebrüht und alles menschlichen Gefühles baar, daß sie sogar Deine Verse anhören können, ohne Fersengeld zu geben.

Gr.: Vielleicht kommen sie gar nicht nach Chicago?

Qu.: Das unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Daß von unserer Behörde aus Angst vor ihnen bereits die Mitternachts-Ordinanz durchgeführt und die Durchführung des Sonntagsgesetzes geplant wird, hilft Nichts mehr. Chicago ist eben als Sündenpfuhl verschrieen.

Charlie (der Wirth): Und wer ist Schuld daran, daß wir bei der ganzen Welt in Verruf stehen? Wir selbst, weil wir solchen Fanatikern, wie z. B. dem Pastor White in Englewood, erlauben, ungestraft die frechsten Lügen über unsere Mitbürger zu verbreiten.

Gr.: Was hat er denn gesagt?

Charlie (der Wirth): Er hat behauptet, daß viele unserer Schulvorsteher dem Trunke ergeben sind.

Qu.: Der Präsident Harris vom Schulboard will ihm aber ordentlich auf den Pelz, wenn er diese Behauptung nicht beweisen kann.

Gr.: Ach was! Gar Nichts kann er ihm thun, ebenso wenig wie die „Neutral-Union" dem Mayor, der gesagt haben soll, die ganze Union bestehe aus Polizisten, die wegen Vergehen zum Teufel gejagt worden sind.

Kul.: Ich habe keine Eidiä, was das für eine Assosiäschen ist, diese „Nuthrell Juhnion."

Lehm.: Det is ein Chor der Mißvergnügten oder Polizisten, wo ohne Veranlassung so pöhapöh von nepotisch-begünstigte Aldermans Neffen aus ihren Brot rausjedrängelt sind un nu trotz alle Himmelschreierei nich wieder anjestellt werden.

Kul.: Aber das is doch ein funnie Nähm! „Nuhtrell"? Was is die Miening von Nuhtrell?

Lehm.: Dir fehlt eben die klassische Bildung, wovon einer der Hauptgrundsätze so lautet: „Wen man nich unterbringen kann, der sieht sich als een Neutrum an!"

Alle: Au! Au! Au! Raus! Raus!

Lehm.: Det „Au! Au! Au! lasse ick mir noch als der Natur abjelauschte Beifallserzeijung jefallen, aber det „Raus! Raus!" is vollständig unparlamentarisch! Jebrijens jeht dat nich, denn ick habe noch jar nich bezahlt!

Gr.: Na nu, muß man erst bezahlen, ehe man hinausgeworfen wird?

Lehm.: Ja, frieher war det anders! Seit Jonas in den Walfisch pumpte, is die Menschheit herausjeworfen worden, weil sie n i ch bezahlte. Det is aber nu nich mehr modern.

Gr.: Wo will Du wieder 'raus, Du alter Quasselfritze?

Lehm.: J ck will ja jar nich raus, sondern der halbe Namensvetter von den Jonas, der J o n e s von der Drainage-Behörde. Die Sache is nämlich die: Die „County Demokratie" hat neilich 'n jroßartigen Ball jejeben, un se haben den Jones, wo ihnen doch in 'n letzten Herbst uff ihr bestes Hiehnerooje jetreten hat, jroßmiethig innjeladen, weil er nu ja doch einmal von Rechts- und Jotteswejen een altes Mitjlied von diese patriotische Vereinijung is. Jones hat aber 'n dicken Kopp, und schreibt ihnen retuhr, er feife uff die janze Country, uff die janze Demokratie, un uff den Ball ersch recht! — Sie könnten ihm Leid thun, un er betrachte sich von ihrer Mitjliederschaft jlicklich entbunden. Die aber haben zurückjeschrieben, er solle man erst hibsch seine Beiträje berappen, nachher erst wirden sie ihn mit Verjniejen als rausjeschmissen betrachten.

Gr.: Die ganze „County-Demokratie" ist augenblicklich eine ziemlich uneinige Gesellschaft.

Lehm.: Wo is heitzutaje überhaupt noch 'ne Einigkeit in die Welt zu finden? So sind unsere Stadtväter nich einmal einig mit sich selbst, ob se mehr Jehalt werth sind als se kriejen, oder ob det nich am Ende schon jar zu ville is.

Gr.: Weißt Du, die das meinen, beziehen vielleicht noch eine Bezahlung aus einer anderen Kasse, als der städtischen.

Qu.: Sie wollen doch wohl damit nicht unseren Stadtvätern insinuiren, daß sie im Solde von Korporationen u. s. w. stehen?

Lehm.: J Jott bewahre! In dieset Land kennt man ja so wat jar nich. Ja, in Deutschland! Wenn da een Polizist oder ein böser Zeitungsschreiber immer gegen die Rejierung arbeitet, denn nennen sie ihn een Reptil un stoppen ihm den jroßen Hals mit einen Fonds, den sie den Reptilien-Fonds nennen.

Kul.: Aha! Jetzt krieh' ich eine Eidiä! Mit die Subsidjen-Bill, da soll nun auch so ein amerikanischer Reptilienfonds jrindet werden?

Lehm.: Ja, so unjefähr! Es is bloß der Unterschied, det man draußen die Reptilien in 'n Jeheime füttert un hier die Fütterung der Raubthiere mit die Subsidien vor einen wenig jeehrten jroßen Publikum stattfinden soll, wo für det Zukucken der janze Fressen bezahlen muß.

Gr.: Das ist aber eine Schändlichkeit, mit dem Gelde der armen Steuerzahler diese Millionäre noch reicher zu machen!

Lehm.: Ja, et is eene unjerechte Welt! Jott weeß!

Kul.: For instanz die jellow Dogs müssen in Chicago mehr Täcks bezahlen, als die jellow Streikars.

Gr.: A propos, Hunde! Habt Ihr jelesen, daß in dieser Woche ein großer Hund einen Mann aus den Händen dreier Räuber befreit und dann der Polizei beim Einfangen derselben tüchtige Dienste geleistet hat.

Lehm.: Ick habe jehört, det der Stadtrath in Anerkennung seiner Verdienste ihm for seine janze irdische Laufbahn von alle Steiern befreien will. Un det von Rechtswegen!

Qu.: Der Chief Kipley hat in Ansehung des Umstandes, daß die Polizisten wegen ihrer Körperschwere es fast immer unmöglich wird, den leichtfüßigen Verbrechern nachzurennen, den Antrag gestellt wenigstens für die Außenbezirke die Polizei beritten zu machen. Der Mayor will aber absolut Nichts davon wissen.

Gr.: Wissen Sie auch den Grund dafür?

Qu.: Nein.

Lehm.: Aber ick weiß ihm. Der Mayor hat jesagt: Kipley, lassen Sie sich bejraben! In vier Wochen haben die Reiber un Spitzbuben Ihrer Polizei die janzen Ferdchen wegjenommen!

Qu.: Unsinn!

Gr.: Blödsinn!

Lehm.: Na, det so wat passiren k a n n, det is jar nich unmöglich, un da so wat passirt i s, dafor bin i ck een lebendijet Beispiel.

A l l e: Was bist Du? Ein gestohlenes Polizei-Pferd?

Lehm.: Nich in 'n Jeringsten. Ick meene bloß, det schon so wat passirt is, kann ick bemeineidijen. — In St. Louis haben sie berittene Polizei uff richtije Ferde. Eenes schönen Tajes jehe ick nu an die Meramer Str. spatzieren un wundere mir nich wenig, als een rejulärer Hobo uff'n Polizei-Ferd, wo man an die Decken kennen duht, anjeritten kommt. Vor den Kapuziner-Kloster steigt er ab, jeht rinner un kommt nachher mit 'n jewaltijen Handout (in die amerikanische Fechtsprache heeßt 'ne bekleidete Butterstulle mit Etwas druff so), setzt sich uff'n jroßen Stein und fängt an zu hacheln. Ick sehe ihm jemiethlich zu, un als er fertig is, steht er uff un sagt janz höflich: „Jun'n Morjen." „He," ruf ick, „Männeken, Sie haben ja Ihr Ferd vergessen!" „Am End doch nich!" schreit er zurück, „det jehört den Kapitän Herrnles von der Soulard Station, vier Meilen von hier; ick wollte mal bloß so 'n Bisken uff'n Stadtferd fechten reiten!" — — und verschwand.

Charlie (der Wirth): Wenn das nicht gelogen ist, laß' ich mich aufhängen!

Kul.: Dann mußt Du aber hörriopp machen, biekohs in Springfield is eine Lah in der Ballanz, daß die Pieples nich mehr am Neck in die Höh gepullt sondern in einem Tschär mit Jehlektrizitie gekillt werden.

Lehm.: Denn muß aber ooch det olle Lied abjeschafft werden, wo bisher bei die Hinrichtungen jesungen wurde, nämlich, Nearer, my God, to Thee......

Qu.: Was würden Sie denn singen?

Lehm. (singt): „Die Seele schwinget sich, wohl in die Heh, juchheh! Der Leib bleibt auf dem Stuhl, o weh!"

Gr.: Du treibst aber auch mit dem Schauerlichsten Deinen Spott!

Lehm.: Spott? In 'n Jejentheil, det Ding jefällt mir janz jut, schon in Deinem Interesse.

Gr.: In meinem Interesse?

Lehm.: Na ja, jloobst Du, det wirde Dir Spaß machen, wenn se Dir un Deine, von den sauren Schweiß armer Wittwen anjemästeten 300 Pfund da mit alle Jewalt in die Höhe zobbeln müßten? Nee, ick jloobe nich! Aber uff den zukünftigen, noch etwas unjewehnlichen Weje, jehst Du uff det Stühlchen, wo Du Nichts von ahnen thust, weil „Closet" druff steht, und ehe Du noch an etwas Böses denkst, hat Dir der Deiwel jeholt.

Charlie (der Wirth): Und er thut's mit Euch Allen, wenn Ihr nicht bald anfangt — da sind die Karten.

Für die Küche.

— Brotbäckerei. — Neuere Wiener Brotbackmethode. In den Backtrog kommt einige Stunden vor der eigentlichen Arbeit das zum Brotbereiten bestimmte Mehl, damit es die Temperatur des Zimmers erhalte; im Winter wird das Mehl vorgewärmt. Um Weiß- oder Roggenbrot zu bereiten, wird aus einem Theile des vorher rein gesiebten Mehles mit Wasser ein dünner Teig, der Vorteig, bereitet. An warmen Sommertagen gibt man auf 20 Pfund Mehl 6 Quart Wasser; im Winter auf 20 Pfund Mehl 4 Quart Wasser. Kleberarme Mehle erfordern weniger Wasser, und der Teig muß bei solchen trockener gehalten werden. Zugleich mit dem Wasser wird das Gährungsmittel zugesetzt; zu gutem Mehle mehr, als zu geringem. Durchschnittlich rechnet man ¼ Pfund Hefe auf 20 Pfund Teig oder 1½ Pfund Sauerteig auf den Teig zu 40 Pfund Brot. Die Temperatur des Wassers soll mäßig warm sein. Bei Bereitung des Vorteiges verfährt man in folgender Weise: In einer Ecke des Troges wird ein Haufen Mehl geformt und in diesen eine Vertiefung gemacht; in die Vertiefung wird Wasser gegossen, indem man darauf achtet, daß dieses so viel wie möglich vom Mehle eingesaugt wird, wobei man durch Einstürzen der Wände der Vertiefung das Wasser in die Mitte des Mehlhaufens bringt. Dann beginnt das Kneten. Unter langsamem, aber kräftigen Druck der Fäuste mischt man die feuchten Stellen mit den trockenen und gibt dabei nach und nach alles Wasser zu. Der so erhaltene Vorteig wird, mit einem Tuche bedeckt, sich selbst überlassen, bis er vollkommen aufgegangen ist und nicht mehr an Umfang zunimmt. Nach der Menge des zu verarbeitenden Mehles mengt man auf einmal oder in zwei Portionen den Rest des Mehles zu. Bei großen Gebäcken ist das Zukneten des Mehles in zwei Portionen Regel. Der Teig wird dann noch etwas wenig aufgehen gelassen, hernach in Brot geformt und auf Brettern — bei großen Gebäcken in Schüsseln von Eisenblech oder Strohkörben — in der Nähe des Ofens der Hauptgährung überlassen. Ist diese hinreichend weit vorgeschritten, so wird die Gährung durch das Einschieben in den gut geheizten Ofen aufgehoben, wo die Brote durch die Ausdehnung der Kohlensäure und der Dampfbildung des Weingeistes schön locker ausbacken. Kleine Gebäcke sind in 15—20 Minuten zum Ausnehmen aus dem Ofen fertig, größere Brote erfordern eine Backzeit von 2—3 Stunden.

— Herstellung von Roggenbrot. Um 40 Pfund Brot zu backen, werden am Abende vorher 1½ Pfund Sauerteig durch ¾ Pfund lauwarmes Wasser gut abgerührt und diese Flüssigkeit in drei Portionen mit 1¼ Pfund Mehl verknetet. Die erhaltenen 4 Pfund Teig werden mit Mehl bestreut, 8 Stunden lang an einem mäßig warmen Ort stehen gelassen. Der so erhaltene und nun gänzlich in Sauerteig übergegangene Vorteig wird in drei Portionen mit 3 Pfund Mehl und 1 Quart Wasser gut durchgeknetet und 4 Stunden ruhig stehen gelassen. Diesem Teige werden hierauf 9 Pfund Mehl und ½ Quart lauwarmes Wasser in drei Malen zugeknetet, so daß die Menge des Teiges jetzt 22¼ Pfund beträgt. Von diesem Teig werden 1¼ Pfund zum Sauerteig für das nächste Mal abgewogen und das Uebrige 2 Stunden der Gährung überlassen, worauf der Rest des Mehles hinzu kommt. Man gibt hierbei den gährenden Teig in die eine Ecke des Backtroges, schüttet dann 1 Pfund Mehl davor, setzt 4¼ Quart lauwarmes Wasser nebst ¼ Pfd. Salz zum Teige und rührt ihn damit schnell zusammen. In dem vorgeschütteten Teige macht man eine Rinne, um den dünnen Teig in die Mitte des Backtroges fließen zu lassen, worauf man das Mehl allmählich mit dem dünnen Teige mischt. Dann reinigt man schnell die Wände des Troges von den anhängenden Teigmassen und setzt dem Teige noch 1¼ Quart lauwarmes Wasser zu und schüttet den Rest des Mehles darauf. Nun beginnt die saure Arbeit des Knetens. Um den Teig recht anhaltend und sorgfältig kneten zu können, ist es gut, ihn in einige Theile zu trennen und jeden Theil für sich zu bearbeiten und hernach die gekneteten Teigmassen nochmals zusammenzukneten. Endlich wird der Teig unter Zusatz von 1½ Pfund Wasser neuerdings und mit verstärkter Gewalt bearbeitet. Der fertige Teig, zu welchem man im Ganzen 30 Pfund Mehl und 10 Quart Wasser genommen hat, bleibt im Sommer 1 Stunde, im Winter 1½ Stunden an einem mäßig warmen Orte zum Aufgehen stehen, worauf man ihn in Brote formt und dieselben etwa ½ Stunde in der Nähe des Backofens sich heben läßt. Dann sind sie zum Backen fertig und kommen in den Ofen. Wenn man bei weißem Brot statt Sauerteig als Gährungsmittel Hefe nimmt, braucht man, da die Gährung rascher auftritt, viel weniger Zeit. Man kann die Hefe entweder auf einmal dem Teige zukneten oder auch wie bei Anwendung von Sauerteig verfahren.

— Schwarzbrot, Landbrot. Am Abend vor dem Backen schüttet man 8 Quart Roggenmehl (mit oder ohne Kleie) und 1 gehäuften Löffel Salz in einen Backtrog und drückt mit dem Löffel eine kleine Vertiefung in den Haufen; rührt dann ein handgroßes Stück Sauerteig mit wenigem Wasser recht glatt an, fügt noch so viel warmes Wasser dazu, daß es lauwarm wird, gießt es in die Vertiefung zu dem Mehl, vermischt es zu einem Teig und läßt es verdeckt bis zum andern Morgen stehen. Dann wird der aufgegangene Teig mit genügendem Wasser so lange geknetet, bis er glatt ist und sich leicht von der Hand und vom Backtrog löst. Auf einem mit Mehl bestäubten Küchenbrette formt man daraus beliebig große Brote, legt sie auf ein mit Mehl bestäubtes Brett zum Aufgehen, bestreicht sie danach mit Wasser und macht mit einem spitzen Hölzchen kleine Vertiefungen darauf, welche das Aufspringen des Brotes verhindern. Die Reste des Teiges, welche sich am Backtrog angesetzt haben, schabt man mit einem Löffel gut zusammen, macht einen runden Kloß daraus, streut Mehl und etwas Salz darauf, läßt es an einem trockenen Orte bis zum nächsten Backen liegen und verwendet es als Sauerteig.

— Feines Weiß- oder Milchbrot. 2 Quart Weizenmehl thut man in eine tiefe Schüssel, gibt etwas Salz, nach Belieben auch ein wenig Zucker dazu, drückt mit dem Löffel eine kleine Vertiefung hinein und gießt in diese die mit etwas Milch aufgelöste Hefe, ½ Unze. Nachdem sie aufgegangen ist, knetet man mit süßer erwärmter Milch und beliebig mit 3 Unzen feingeriebenen gekochten Kartoffeln und 2 Löffeln gereinigtem Kümmel einen Teig daraus und formt längliche Brote, läßt diese auf einer Platte, auf welcher sie gebacken werden, genügend aufgehen, bestreicht sie mit Wasser oder Milch, macht an beiden Enden Einschnitte und bäckt sie zu hellbrauner Farbe. Feiner kann man das Brot noch bereiten, wenn man zu dem aufgegangenen Mehl ¼ Pfund zerflossene Butter, 1 ganzes Ei und 4 Löffel Zucker knetet, dann aber den Kümmel fortläßt.

— Roggenbrot mit Preßhefe. Will man das Brot mit Hefe bereiten, so rührt man den Teig erst 4 Stunden vor dem Backen, bei kleinen Quantitäten 2 Stunden zuvor. Auf 10 Pfund Mehl rechnet man 2 Unzen Preßhefe, die man in einem Theil des erforderlichen Wassers auflöst und zerquirlt; dann schüttet man alles Mehl auf einmal in den Trog, macht in der Mitte eine Vertiefung, in die man das Salz und die aufgelöste Hefe thut, vermischt das Mehl und das übrige Wasser mit derselben recht gut zu einem geschmeidigen Teige, den man 2 Stunden am warmen Orte gehen läßt, bis er noch einmal so hoch geworden ist, knetet wieder den Teig gut und läßt ihn 1½ Stunde gähren, worauf man die Brote formt und bäckt.

— Weizenbrot mit Hefe. Dieses Brot ist in Süddeutschland, der Schweiz, Frankreich, England und Belgien statt des Schwarzbrotes gebräuchlich. Auf 10 Pfund Weizenmehl rechnet man 3—4 Pint Wasser, 3 Unzen Salz und 2 Unzen gute Preßhefe. Man verfährt damit wie bei dem Roggenbrot mit Hefe.

— Englisches Brot. Es wird wie Weizenbrot mit Hefe bereitet, aber man nimmt dazu: 10 Pfund Mehl, 1 Quart Milch, 1 Quart Wasser, 2 Eßlöffel Salz, 2 Unzen Preßhefe.

— Englisches Brot (auf andere Art). Man nimmt 14 Pfd. Mehl, 3 Unzen Hefe, 4 Eier, 3 Löffel Salz und so viel lauwarme Milch, daß es einen geschmeidigen Teig gibt und knetet noch so viel Mehl zu, daß der Teig fest genug wird, um ihn, wie vorher beschrieben, zu backen.

— Bärmbrot (Hefenbrötchen und Schnecken). Die Masse besteht aus: 1 Pfund Mehl, 2 Unzen Butter, 1 Unze Zucker, 2 Unzen Hefen, einem Theelöffel Salz und ⅓ Pint Milch. Den dritten Theil des durchgesiebten Mehles rührt man mit den in etwas lauwarmer Milch aufgelösten Hefen zu einem lockeren Teig, den man an einem warmen Orte aufgehen läßt. Inzwischen knetet man das übrige Mehl mit dem Zucker, der Butter, dem Salz und der Milch zu einem ziemlich steifen Teig, schlägt ihn tüchtig mit den Händen und vermischt ihn mit dem aufgegangenen Hefenstück. Nachdem man ihn noch etwas geschlagen hat, rollt man ihn mit Mehl zu einer zwei Spannen langen und handbreiten Walze, läßt diese an einem warmen Orte noch einmal so hoch aufgehen und bäckt sie im mäßig heißen Ofen in etwa ¾ Stunden zu schöner Farbe. Man formt hieraus auch kleine Brötchen und Schnecken.

— Kümmelbrötchen. Man gebraucht dazu: 1 Pfund Mehl, ¼ Pfd. Butter, 2 ganze und 2 Gelbeier, einen Tassenkopf voll Milch, 2 Unzen Hefen und etwas Salz und Kümmel. Man quirlt die Hefen mit der lauwarmen Milch, den Eiern, dem Salz und der zerlassenen Butter klar und knetet davon mit dem Mehl einen nicht zu festen Teig, den man tüchtig schlägt. Dann formt man davon kleine runde, wie ein Taubenei große Brötchen, legt sie auf ein Blech und drückt auf die Mitte eines jeden eine kleine Vertiefung. Nachdem sie aufgegangen sind, bestreicht man sie mit Ei, bestreut sie mit Kümmel, legt in die Vertiefung eines jeden Brötchens ein Stückchen frische Butter und bäckt sie im ziemlich heißen Ofen zu schöner Farbe. Sobald sie aus dem Ofen kommen, bestreicht man sie mit zerlassener Butter und gibt sie warm oder kalt zum Thee oder Kaffee.

— Grahambrot aus Weizenschrot. Das nicht zu feine Schrot von Weizen knetet man zu einem weichen Teige mit lauwarmem Wasser und 1 Theelöffel Salz auf 2 Pfund Mehl, bis es sich von dem Backgefäß löst und von den Händen leicht abstreift. Diesen Teig stellt man so lange zugedeckt warm, bis die süße Gährung vor sich geht, was sich durch Risse an der Oberfläche bemerkbar macht. Dann stürzt man den Teig auf ein reines, mit Mehl bestreutes Kuchenbrett, wirkt ihn gehörig aus, formt längliche hohe Brote und bringt sie auf ein mit Olivenöl oder Butter bestrichenes Kuchenblech. Die obere Seite durchsticht man an vielen Stellen mit einem Hölzchen, damit später die Oberkruste nicht abspringt. Dann bestreicht man die Oberfläche mit Wasser, damit die Brote glatt und braun werden und läßt sie 2 Stunden backen. Daß das Brot gut ist, erkennt man daran, daß es dicht und nicht schlissig ist, aromatisch süß und nicht krümelt.

— Westfälischer Pumpernickel. Man nimmt dazu zweimal geschrotenen, nicht gesiebten Roggen, nicht Kleie, bereitet den Teig am Abend vor dem Backen aus ⅔ des bestimmten Mehls und Wasser, knetet am folgenden Morgen das letzte Drittel Mehl darunter mit der entsprechenden Menge Sauerteig und dem erforderlichen Wasser, überläßt den festen Teig 2 Stunden an einem warmen Ort der Rast, formt Pumpernickel und bäckt sie in stark geheiztem Ofen 12 bis 14 Stunden.

— Zuckerzwieback. 2 Pfund Weizenmehl werden mit 1 Unze aufgelöster Hefe angerührt, nach dem Aufgehen mit ½ Löffel Salz, 1 bis 2 Löffel Zucker, etwas Zimmt und ¼ Pfund Schweinefett zu einem weichen Teig geknetet und formt man kleine runde Brötchen, dann werden sie gebacken und getrocknet, auseinander geschnitten und nochmal geröstet.

— Milchbrote. Auf 2 Pfund Mehl nimmt man 2 Unzen Hefen, 2 Unzen Butter, 1½ Pint Milch und 1 Prise Salz. Man bereitet den Teig wie angegeben unter „Roggenbrod mit Preßhefe", formt kleine runde Brötchen davon, legt sie auf ein Blech, läßt sie aufgehen, bestreicht sie mit Ei, welches man mit etwas Milch klar gequirlt hat, und bäckt sie im heißen Ofen zu schöner Farbe.

Auch eine Sorte Tramps.

Nur in vereinzelten Ausnahmen erfährt das Publikum unter den Tages-Neuigkeiten von diesem oder jenem Exemplar einer Gattung Stromer, welche zwar keine Privatwohnungen besucht, von der jedoch alle Hospitäler unseres Landes genug zu erzählen wissen. Man nennt sie in diesen Kreisen „Hospital-Fakire," und ihre Zahl ist gar nicht unbedeutend, obgleich sie sich niemals bestimmt hat ermitteln lassen, da nur wenige dieser Tramps unwiderruflich in ihrem wahren Charakter bekannt sind.

Manche Hospital-Fakire betreiben diesen eigenthümlichen Beruf nur vorübrgehend; die echten jedoch machen, einmal auf dieser Stufe angelangt, eine ständige Profession daraus, tauchen selbst nach allerhand Entlarvungen immer wieder anderswo auf und behaupten sich so lange, bis sie endlich in dieser Rolle ganz und gar unmöglich geworden sind, worüber Jahre und Jahre vergehen können. Sie alle aber simuliren Leiden der einen oder anderen Art, und ihr Ziel ist: freie Unterkunft, freies Essen und manchmal auch, in einem beschidenen Grade, freien Branntwein oder etwas Aehnliches, — das Alles solange, wie es eben jeweils gehen will. Der Beruf ist nicht ohne Risiko; ja die Behandlung mancher der angeblichen Kranken im Hospital ist mit so schrecklichen Quälereien und auch Gefahren verbunden, daß es kaum verständlich erscheint, wie ein Individuum der besagten Gattung so etwas in den Kauf nehmen mag, außer bei völliger Unwissenheit darüber, welche Prozeduren seiner warten mögen! Der Biß eines Hundes oder das Sägen von Holz oder sonst ein unangenehmes Erlebniß, das dem gewöhnlichen ausgesprochenen Stromer vorkommen mag, erscheinen noch geringfügig dagegen! Aber der richtige Hospital-Fakir schwärmt für seinen Beruf und kann auch in der Regel einen guten Stiefel vertragen, obgleich es immerhin Situationen gibt, in denen er das Hasenpanier ergreift. Abgesehen von der freien Verpflegung selbst, hat er auch eine gewisse sportartige Vorliebe dafür, der Mittelpunkt des Interesses einer Anzahl Aerzte zu sein, — namentlich wenn dieselben sich streiten und widersprechend Symptome durchaus nicht zusammenreimen können.

Es gibt eine „ungebildete" und eine „gebildete" Klasse Hospital-Fakire. Angehörige der ersteren sind die bei Weitem harmloseren; denn sie werden in der Regel sehr schnell erkannt, selbst vom medizinischen Neuling und dann sofort wieder von der gastlichen Schwelle des Hospitals in die kalte Welt hinausgestoßen; obwohl sie das Spiel in veränderter Form sonstwo auf's Neue probiren und sich mit der Zeit eine bescheidene Routine darin aneignen mögen, ist ihr Erfolg doch überall nur sehr kurzlebig. Der eine oder andere Glückspilz dieser Klasse mag freilich eine Ausnahme machen. Viel bedenklicher ist die gebildete Klasse. Das sind meistens Solche, die einmal Apotheker-Lehrlinge oder Krankenpfleger oder „Office-Jungen" bei Aerzten waren, oder vielleicht auch eine Zeitlang thatsächlich Medizin studirt haben, aber Sklaven des Alkohols oder des Morphiums u. dgl. wurden und so verlumpten.

Manche der Letzteren sind so stolz auf ihre Verstellungs-Leistungen, wie es nur irgend ein Künstler sein kann! Und es dauert oft sehr lange, bis sie endgiltig kaltgestellt sind. Der eine oder andere dieser „Künstler" ist mehrere Jahre hindurch eine förmliche nationale Berühmtheit gewesen und könnte aus dem Schatz seiner mannigfachen Erinnerungen ein höchst unterhaltendes Buch machen. Mitunter auch ist der Zufall einem solchen Fakir einigermaßen entgegengekommen, indem er einen gewissen thatsächlichen Rückhalt lieferte, sozusagen ein solides Geschäfts-Kapital.

So ist z. B. ein gewisser Harman durch die Ungeschicklichkeit irgend eines ländlichen Arztes, welcher ihm einen gebrochenen Arm einzurenken versuchte, ohne die nöthigen Hilfsmittel dafür zu haben, zu einer wahren anatomischen Kuriosität geworden. Die Theile seines Armes vereinigten sich niemals wieder gründlich; nur Haut und Knorpel waren wieder beisammen, und der Mann konnte fortan diesen Arm in irgend einem Winkel umherbewegen, resp. umherwerfen. Daneben hatte er aber auch noch die Fähigkeit, seinen Puls ganz nach Willen zu kontrolliren, und die Aerzte konnten niemals verstehen, wie er es auf eine Anzahl Herzschläge bringen konnte, die nach ihrer Meinung bei keinem normalen Menschenwesen möglich waren. Lange Zeit nahmen ihn überall die Hospitäler gerne auf, damit ihn die Aerzte in der Klinik zeigen konnten, und er wurde zum Gegenstand vieler Vorträge gemacht. Mit etwas besserem geschäftsmännischem Blick hätte er vielleicht auch im „Dime"-Museum für längere Zeit sein Glück machen können. Ein anderer genialer Hospital-Fakir, der noch heute im Felde ist, heißt Graham, mit verschiedenen Aliasen, und er ist durch keinen Vortheil bei seinem Erfolge unterstützt worden. Unter Anderem versteht er es, Brustbeklemmung ganz vorzüglich zu simuliren, und ohne alle ersichtliche Anstrengung kann er jederzeit Todtenblässe hervorbringen. Nicht nur seinen Puls, sondern sogar seine Körper-Temperatur hat er unter Kontrolle seines Willens, und er kann jeden Muskel seines Gesichts und Körpers reguliren!

Zu den am häufigsten simulirten Leiden gehört Fallsucht, und manchmal wird bei dieser noch nebenbei ein anderer Kniff gespielt, indem Zweie „zusammenarbeiten," und während der Eine auf der Straße erkünstelte epileptische Anfälle kriegt, die ihn in's Hospital bringen, sein Partner sich an den Taschen des zusammengelaufenen Menschenhaufens zu schaffen macht. Interessant ist auch noch, daß mitunter die Natur eine schreckliche Vergeltung übt, indem solche Simulanten die betreffenden Leiden — besonders Nervenleiden — wirklich kriegen!

Wie hoch kann ein Luftballon steigen?

Ueber diese gewiß auch den Laien interessirende Frage verbreitete sich im Münchener Verein für Luftschifffahrt Herr Privatdozent Dr. Emden in einem sehr instruktiven Vortrage. Dr. Emden führte aus, daß die Beantwortung der gestellten Frage gerade gegenwärtig von besonderer Bedeutung sei, denn die Hauptaufgabe der Meteorologie liege z. Z. in der Erforschung der Vorgänge in den hohen Schichten der Atmosphären. In jene den Menschen unzugänglichen Höhen, werden durch unbemannte Ballons kleine Instrumente hinaufgetragen, die die dort herrschenden Zustände selbstthätig aufzeichnen. Eine genaue Analyse der maßgebenden Umstände zeigt nun, daß man auch auf diesem Wege nicht über gewisse Höhen emporsteigen kann. In großen Höhen ist die Dichte der Luft und damit ihre Tragfähigkeit so stark vermindert, daß z. B. ein Ballon aus leichtem gefirnißtem Seidenpapaier, der keinerlei Gewicht zu tragen hat, ein Volumen von 8 Millionen Kubikmetern besitzen müßte, um eine Höhe von 55 Kilometern zu erreichen. Der Durchmesser dieses Ballons würde beinahe die dreifache Höhe der Frauenthürme (die Frauenthürme sind 99 Meter hoch) erreichen und die zur Füllung nöthige Menge Wasserstoff etwa 4½ Millionen Mark kosten. Berücksichtigt man, daß ein Ballon noch außerdem Apparate tragen und dazu auch genügende Widerstandsfähigkeit besitzen soll, so kommt man zu dem Schlusse, daß in Höhen von ungefähr 25—30 Kilometern sich gleichsam eine unsichtbare Decke durch die Atmosphäre zieht, die mit dem Ballon nicht zu durchbrechen ist. So weit geht es also, und nicht höher!

Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. Aus dem Leben schied hier nach längerer Krankheit im Alter von 68 Jahren der zu Königsberg i. Pr. geborene Dr. Walter v. Funke, vormals Professor der Landwirthschaftskunde an der Universität Breslau. — Der Rentner, frühere Kaufmann Robert Janson, 76 Jahre alt, Invalidenstraße 37, feierte mit seiner Ehefrau Luise, geb. Lüders, 71 Jahre alt, das Fest der goldenen Hochzeit. — Wegen Fahnenflucht lautete das Urtheil des Kriegsgerichts der 2. Garde-Infanteriedivision gegen den Pionier Wittich von der fünften Compagnie des Eisenbahnregiments No. 2 auf 6 Monate Gefängniß und Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes. — Für unzurechnungsfähig erklärt wurde der ehemalige Schreiber Sabeler, der vor längerer Zeit das 2½ Jahre alte Söhnchen seiner Geliebten durch einen Schnitt in den Hals tödtete. Der Mann findet Aufnahme in einer Landesirrenanstalt. Seine Mutter, die die Geliebte ihres Sohnes in einen falschen Verdacht gebracht hatte, um ihre eheliche Verbindung mit ihm zu hintertreiben, und so die Katastrophe, die sich in der Lübeckerstraße abspielte, herbeiführte, ist bereits vor einigen Wochen als geisteskrank erkannt und in eine Anstalt gebracht worden.

Belzig. Landrath a. D. Geh. Reg.-Rath Rudolph v. Stülpnagel starb im 70. Lebensjahre. Er war Landrath des Kreises Zauch-Belzig von 1861 bis zum 1. April 1898, wo er in den Ruhestand trat.

Grünau. Im Laboratorium des Fabriketablissements der Deutschen Hartspiritus- und Chemikalienfabrik, Aktiengesellschaft, entstand ein Feuer, durch welches das Laboratorium und einige angrenzende Räume ausbrannten. Es ist ein beträchtlicher Theil des Waarenlagers, insbesondere zum Versand fertig gestellter Hartspiritus, verbrannt.

Köpenick. Gerichtsvollzieher Kluge, der bis zum 5. September v. J. beim Amtsgericht Köpenick thätig war und dann nach bedeutenden Unterschlagungen die Flucht ergriff, wurde in Berlin zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt.

Kolkowitz. Nachts sind dem Pfarrer Roßberg durch ruchlose Hand die Scheune und die Stallgebäude in Brand gesteckt worden. Der Schaden ist groß.

Zehlendorf. Aus dem Leben schied, 81 Jahre alt, der Glockengießer Charles Collier.

Provinz Ostpreußen.

Königsberg. Sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feierte Seminarlehrer Littau. Einer angesehenen Lehrerfamilie im Heiligenbeiler Kreise entstammend, in der der Lehrer-Beruf sich von Geschlecht auf Geschlecht vererbte, wirkte der Jubilar u. a. am Seminar zu Pr.-Eylau. Später trat er in den Dienst des von Direktor Heinrich hierselbst begründeten Lehrerinnenseminars, an welchem er noch in voller Rüstigkeit thätig ist.

Allenstein. Plötzlich verstorben ist der ehemalige Mühlenbesitzer Karl Ganswindt der Vater des Erfinders Hermann Ganswindt, im Alter von fast 85 Jahren in dem Hause eines seiner Söhne in der Nähe von Allenstein.

Bartenstein. Der schon oft mit Gefängniß und Zuchthaus bestrafte hiesige Maurer Wittrin, der kürzlich aus dem hiesigen Untersuchungsgefängniß ausbrach und nach seiner Wiederergreifung 3½ Jahre Zuchthaus erhielt, ist bereits wieder ausgebrochen.

Gallingen. Wie die Kirchenchronik nachweist, ist die Arbeiter-Familie Spannekrebs über 400 Jahre im Gute Gallingen ansässig und hat während dieser Zeit der Gutsherrschaft, den Grafen zu Eulenburg, ununterbrochen gedient.

Provinz Westpreußen.

Danzig. Landgerichtsrath Frenzel erlag einem Herzschlag. Frenzel war erst vor zwei Jahren aus der Provinz an das hiesige Landgericht versetzt worden. Er stand im Alter von 51 Jahren. — Wegen vorsätzlicher Brandstiftung erhielt der 61jährige Arbeiter Johann Roß zwei Jahre Zuchthaus.

Breitenstein. Im Breitensteiner See ertrank der acht Jahre alte Sohn des Besitzers Albert Jahn.

Dirschau. Bürgermeister Dembski ist auf fernere zwölf Jahre bestätigt worden.

Dobrin. Besitzer Woppe gerieth beim Einlegen von Getreide mit dem rechten Arm in den Dreschkasten. Der Arm mußte abgenommen werden.

Löbau. Mit 16 von 17 Stimmen wählten die Stadtverordneten Herrn Kude, zur Zeit Bürgermeister in Freystadt, zum Bürgermeister unserer Stadt.

Marienburg. Unter dem Verdacht eines Sittlichkeitsvergehens, begangen an der kaum 14jährigen Tochter seiner früheren Wirthin, der Pensionshalterin T. in Elbing, wurde auf Requisition der Elbinger Staatsanwaltschaft der hiesige Polizeisergeant Paul Sommer verhaftet.

Provinz Pommern.

Stettin. Ueberfahren und getödtet wurde an der Ecke der Bellevue- und Friedrichstraße durch einen Wagen der Straßenbahn der 8 Jahre alte Sohn Carl des Dampfschiffs-Maschinisten Gröning. — Revierlootse in P. Blandow und Frau blicken bei bester Gesundheit auf eine 50jährige glückliche Ehe zurück.

Köslin. Zwei Jahre Zuchthaus verbüßen muß der verheirathete Bäckermeister Reinhold Eggert aus Kolberg wegen Sittlichkeitsvergehens. — Maurer Gustav Hafemann, 31 Jahre alt, stürzte im Wohnhause des Glasermeisters Siegfried Makonsky eine Treppe hinab; der Verunglückte starb infolge Schädelbruchs. Frau und drei Kinder beweinen ihren Ernährer.

Kolberg. Musketier Rübe von der dritten Compagnie des hierselbst garnisonirenden 54. Regiments wird als fahnenflüchtig verfolgt.

Naugard. In gemeinschaftlicher Sitzung des Magistrats und der Stadtverordneten wurden der Bürgermeister Schwanz und der Stadtverordneten-Vorsteher Bernhard zu Kreistagsabgeordneten wieder- bezw. neugewählt.

Neustettin. Diebstahl im Rückfall brachte der unverehelichten Rosalie Kanowski 1 Jahr 3 Monate Gefängniß ein.

Rügenwalde. Anläßlich der diamantenen Hochzeit gingen den Altsitzer Wilhelm Schröder'schen Eheleuten zahlreiche Glückwünsche zu. Das Jubelpaar steht im Alter von 82 bezw. 79 Jahren.

Provinz Schleswig-Holstein.

Schleswig. Der frühere conservative Landtagsabgeordnete, Landrath z. D. v. Bornstedt, seit Oktober Hilfsarbeiter im Oberpräsidium hier, ist gestorben.

Altona. Kaufmann Warnholtz in der Weidenstraße erhielt vor einigen Wochen aus Pernambuco Nachricht, daß sein Sohn im Alter von 24 Jahren am gelben Fieber verstorben sei. Dieser Tage ging ihm aus Lagos (Afrika) die Kunde zu, daß sein zweiter Sohn, der dort in einer Faktorei beschäftigt gewesen, beim Baden in einem Flusse ertrunken ist. — Die von ihrem Manne getrennt lebende Ehefrau Werner, die mit dem Arbeiter Marx ein Verhältniß unterhielt, übergoß letzteren, während er schlief, mit Petroleum und zündete dasselbe an. Ehe auf die Hilferufe des Mannes Nachbarsleute herbeieilten, hatte derselbe so schwere Brandwunden erlitten, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird.

Alpenrade. Im Alter von 96 Jahren verschied die älteste Einwohnerin, die Wittwe Detleffsen.

Brokstedt. Gänzlich niedergebrannt ist die Hamann'sche Räucherkathe.

Eckernförde. Ueber das Vermögen des Gutsbesitzers Mylord ist das Concursverfahren eröffnet worden.

Provinz Schlesien.

Kotzenau. An Stelle des Rathsmannes Scheurel, welcher sein Amt freiwillig niederlegte, wählte man den Kassirer der „Martenhütte", Haase.

Lauban. Im Rangersdorfer Wald fand man den seit längerer Zeit vermißten Mühlenbesitzer Rempler erhängt auf.

Liegnitz. Wegen schweren Diebstahls diktirte die Strafkammer Alfred Deutschmann 1 Jahr Gefängniß zu.

Neisse. Das Kriegsgericht der zwölften Division verurtheilte den Unteroffizier Franz Hoffmann vom 63. Inf.-Regt. wegen Soldatenmißhandlungen zu fünf Monaten Gefängniß.

Reuthau. Erheblichen Schaden erlitt der Häusler Scharn, dem die mit Erntevorräthen gefüllte Scheune und das Stallgebäude niederbrannten.

Rüstern. Auf der hiesigen Haltestelle gerieth der Maurer Hermann Lorenz aus Langenwaldau unter einen Zug; dem Bedauernswerthen wurden beide Beine abgefahren.

Provinz Posen.

Bromberg. Commerzienrath Stadtrath H. Franke beging sein 50jähriges Bürgerjubiläum.

Inowrazlaw. Der wegen Wechselfälschung von der Staatsanwaltschaft steckbrieflich verfolgte Baumeister Küste, der im April verschwand, ist in Dresden verhaftet worden.

Janowitz. Auf bedauerliche Weise hat der Ansiedler Berger von hier sein Leben verloren. Er ging am Abend zur Stadt, besorgte einige Geschäfte und begab sich dann auf den Heimweg. In der Dunkelheit fiel er in ein tiefes Wasserloch und ertrank.

Kempen. Dieser Tage hat der Kaufmann Herzog Selbstmord verübt. Er wurde in seinem Holzstall mit durchschnittenem Halse aufgefunden. Man vermuthet, daß er Geldverluste gehabt hat.

Meseritz. Im rüstigsten Mannesalter starb Pastor Friedrichs.

Obornik. Bei einem Kalbe des Wirthes Reinhold Manthey in Javatsch Hauland ist die Tollwuth ausgebrochen. Die Ehefrau des Manthey, welche das Thier pflegte und sich dabei die Hand verletzte, mußte sich in das Institut für Infektionskrankheiten nach Berlin begeben.

Rogasen. Das Wohnhaus nebst dem Hinterhause des Eigenthümers Paul Lippock brannte vollständig nieder.

Provinz Sachsen.

Erfurt. Gen.-Major z. D. Karl Lange ist hier verstorben. Er hat sich hervorragende Verdienste auf dem Gebiete der Technik der Handfeuerwaffen erworben.

Halle. Abends stürzte sich die unverehrlichte Minna Ildja aus dem im zweiten Stock belegenen Fenster ihrer Wohnung, Bernstandystr. 10, auf die Straße hinab; sie erlitt schwere Verletzungen.

Heiligenstadt. Im Hofe der Ständer'schen Dampfbierbrauerei explodirte ein großes, 60 Hektoliter fassendes Bierfaß beim Ausbrennen. Arbeiter Günther wurde von Faßtheilen so schwer getroffen, daß er starb.

Hochheim. Tabak- und Cigarrenfabrikant F. C. Gustav Esche feierte das Fest der silbernen Hochzeit.

Ilversgehoven. In der oberen Etage des Kaufmann Kurzlepp'schen Hauses an der Poststraße entstand in der Haase'schen Wohnung dadurch Feuer, daß ein vierjähriger Junge glühende Kohlen aus dem Ofen holte. Der Schaden ist erheblich.

Zeitz. Der verstorbene Rentier Schäde vermachte der Stadt ein Capital von 450,000 Mark zur Gründung von Wohlfahrtseinrichtungen.

Provinz Hannover.

Hannover. Todtaufgefunden wurde in der Wagenremise seines Arbeitsgebers, des Fuhrwerksunternehmers Specht, Baumstraße 2, der Droschkenkutscher Gottfried Wallenda. Man nimmt an, daß Wallenda in angetrunkenem Zustande gestürzt sei und sich hierbei einen Schädelbruch oder andere innere Verletzungen zugezogen habe.

Aschendorf. Im Aschendorfer Moor brannte das Wohnhaus des Arbeiters Springfeld nieder. Neben sämmtlichem Mobiliar verbrannten auch eine Kuh, ein Schaf und drei Schweine.

Dahlenburg. Erschossen aufgefunden wurde Hofbesitzer Heinr. Meyer, genannt Stut-Meyer, in Groß-Thondorf auf seiner Koppel an der Horner Waldung, wo er mit dem Hauen von Haide beschäftigt gewesen war. Es wird vermuthet, daß Meyer im Walde Wilddiebe überrascht hat und von diesen niedergeschossen worden ist.

Drentwede. Der auf der Strecke Drentwede-Twistringen mit Schneeschippen beschäftigte, etwa 65 Jahre alte Rottenführer Kramer aus Dieckhaus bei Drentwede wurde todt aufgefunden.

Emden. Eine geachtete und beliebte Persönlichkeit unserer Stadt, der praktische Arzt Dr. med. Herlyn, hat sich in seinem Sprechzimmer durch einen Schuß ins Herz getödtet. Er hinterläßt Frau und zwei Kinder in guten Vermögensverhältnissen.

Gamsen. Der Gutsbesitzer Wilhelm Lübbecke hier, der vor drei Wochen vom Land- und Forstwirthschaftlichen Verein zu Gifthorn zum ersten Präsidenten gewählt worden, erlitt einen Schlaganfall, dem er erlegen ist.

Geestemünde. Der Kaufmannslehrling Krey wurde außerhalb der Stadt ermordet aufgefunden. Der Thäter ist unbekannt.

Provinz Westfalen.

Münster. Ihr goldenes Amtsjubiläum feierte die Oberin der Klemensschwestern, Mutter Helena, geb. Pael. Die Jubilarin, die aus Kleve gebürtig ist, zählt 83 Jahre.

Arnsberg. Zum Nachfolger des verstorbenen Propstes Kroll ist Propst Brinden in Magdeburg bestimmt. Letzterer ist 1844 in Olpe geboren und seit 1889 in seiner jetzigen Stellung, mit der auch das Amt des bischöflichen Commissärs für den Bezirk Magdeburg verbunden ist.

Altena. Hilfsbahnwärter Heinrich Jütte wurde von einem Arbeiterzuge überfahren und getödtet. Der Verunglückte war unverheirathet.

Bielefeld. Für die Industrie- und Gewerbeausstellung zu Düsseldorf 1902 wurde hier ein Lokal-Comite gebildet. Vorsitzender ist Hugo Rempel.

Westerbönen. Den hundertsten Geburtstag feierte die hier bei ihrem Sohne — einem Weichensteller — lebende Landwirthswittwe Beckschulze. Die Greisin ist noch rüstig und hat vor Jahresfrist auf der Hochzeit ihrer Enkelin getanzt.

Peckelsheim. Generallieutenant z. D. August Freiherr Amelunxen ist, 72 Jahre alt, auf seiner Besitzung Peckelsheim an Lungenentzündung gestorben. Er war Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse.

Rheinprovinz.

Bonn. Die Firma Theodor Graben hat den Concurs angemeldet.

Burbach. Hier starb nach längerem Leiden der Generaldirektor der Burbacher Hütte, Commerzienrath Rudolf Seebohm, ein geborener Mecklenburger. Er hat sich auf dem Gebiete der Eisenindustrie große Verdienste erworben.

Düren. Auf der Bahnstrecke zwischen Ruhrbrücke und Zuckerfabrik wurde der dort seit langen Jahren postirte unverheirathete Bahnwärter Becker von einer Lokomotive durch Ueberfahren gräßlich verstümmelt und sofort getödtet.

Düsseldorf. Marinemaler F. W. Fabarius ist hier gestorben. Er war in Mülheim a. d. Ruhr am 25. Januar 1815 geboren, war bis zu seinem 45. Lebensjahre Kaufmann, studirte dann unter J. P. Hasenclever und C. Hilgers in Düsseldorf, wohin er im Jahre 1860 übersiedelte.

Elberfeld. Erschossen hat sich in einem Weinrestaurant in Berlin der 25 Jahre alte Kaufmann Paul Simonson von hier. Die Veranlassung zu dem Selbstmorde scheint Geldverlegenheit gewesen zu sein.

Süchteln. Am Fuße der Süchtelner Höhen ist ein großes Gelände zur Errichtung einer Provincial-Heil- und Pflegeanstalt zum Preise von 300,000 Mark angekauft worden.

Provinz Hessen-Nassau.

Kassel. Als ein von Bettenhausen kommender und nach Rothenditmold bestimmter Wagen der elektrischen Stadtbahn die Kurven im Unterneustätter Kirchplatz durchfuhr, wurde der Schaffner des Wagens, Föhse, der eben mit der Abgabe von Billets auf der vorderen Platform beschäftigt war, von dieser herab und so heftig mit dem Haupte auf das Pflaster geschleudert, daß der Unglückliche eine schwere Schädelverletzung davontrug.

Biebrich. Kürzlich sollte der 55 Jahre alte verheirathete Friedhofaufseher Hassenbach verhaftet werden, weil er sich auf dem Friedhof an einem 15jährigen Mädchen vergangen hatte. Er entfloh und stürzte sich in den Rhein, wo ihn sofort ein Herzschlag traf.

Frankfurt. Nahe der Station Friedberg ist der Lokomotivführer Keller, welcher hier stationirt war und den über Kassel fahrenden D-Zug fuhr, von einem entgegenkommenden Zuge gefaßt und getödtet worden.

Hanau. Der 50 Jahre alte Tagelöhner Jakob Schmidt aus Neuenschmitten ist in einer offenen Halle, wo er Nachtquartier bezogen hatte, erfroren. Neben dem Todten stand eine leere Schnapsflasche.

Hofgeismar. Beim Zusammenkoppeln von Wagen auf dem Bahnhof kam der Rangirer Wernecke zwischen die Puffer, durch welche ihm der rechte Arm vollständig zerschmettert und das Schultergelenk verletzt wurde.

Mitteldeutsche Staaten.

Apolda. Am Mühlwehr in Niederroßla wurde die Leiche des seit einigen Wochen vermißten Johann Liebmann von hier aufgefunden.

Braunschweig. Auf der Dampfkessel- und Gasometerfabrik verunglückte der Arbeiter Busse von hier beim Aufziehen eines Eisenträgers. Der Windebaum zerbrach und der herabstürzende Träger zerschmetterte Busse den rechten Fuß. — Verunglückt ist der auf der Dampfkessel- und Gasometerfabrik beschäftigte Maschinist Friedrich Zobel. Dieser gerieth in das Getriebe einer Maschine und zog sich erhebliche Verletzungen zu.

Coburg. Taglöhner Ernst Cramer aus Leina, hier wohnhaft, war mit einem Arbeitscollegen beschäftigt, an einer Meßwaage Frucht abzuladen, als ihn ein Unwohlsein überfiel. Wenige Minuten darauf machte ein Herzschlag dem Leben des kaum 35 Jahre alten Mannes ein jähes Ende. Der so schnell aus dem Leben Geschiedene hinterläßt eine Wittwe und drei noch kleine Kinder. — Dieser Tage entfernte sich der im Herbst v. J. beim hiesigen Bataillon eingetretene Musketier Gutberlett aus Ahorn ohne Urlaub aus der Kaserne. Er begab sich nach seinem Heimathsort und verkehrte dort Abends noch im Hartau'schen Wirthshause. Am folgenden Tage zog man ihn als Leiche aus einem Teiche; es liegt Selbstmord vor.

Dessau. Mörder Heine, der den Gastwirth Kracht in Klieken erstach und bisher in der Strafanstalt Koswig internirt war, ist nach dem hiesigen Gerichtsgefängniß überführt worden, wo er seiner Aburtheilung entgegensieht.

Kahla. Maschinen-Ingenieur Prüfer, der bei der Katastrophe des Schulschiffes „Gneisenau" sein Leben einbüßte, war ein thüringer Kind; er stammte aus Eisenberg. Durch Fleiß und Tüchtigkeit hatte er sich zum Ingenieur emporgearbeitet. Seine Frau lebte mit den Kindern während seines Aufenthaltes auf der „Gneisenau" bei ihrer Mutter in Kahla.

Sachsen.

Dresden. An den Folgen des vor mehreren Wochen erlittenen Schlaganfalles starb Stadtbaumeister Karl Richard Vetters. — Kanzleirath D. Friedrich Gotthelf Stübler verschied im 79. Lebensjahre. Der Entschlafene, eine bekannte Dresdner Persönlichkeit, war bis zu seiner vor etwa 10 Jahren erfolgten Pensionirung beim hiesigen Oberlandesgericht thätig. — Auf dem Dresdener Außenbahnhofe wurde die dort gegen die Vorschrift Kohlen aufsammelnde Kutscherfrau Minna Tschentscher durch einen Rangirzug überfahren und auf der Stelle getödtet.

Adorf. Die seit einiger Zeit vermißte Wittwe Geyer fand man in der Elster ertrunken auf.

Annaberg. Hier verkrachte die Dietrich'sche Sparkasse. Ueber den Nachlaß des verstorbenen Kasseninhabers und über das Vermögen von dessen Gattin ist Concurs eröffnet worden. Man spricht von Passiven in der Höhe von 150,000 bis 200,000 Mark, für die aus Mitteln der Kasse Deckung nicht vorhanden ist.

Bernstadt. Ein Brand zerstörte das Böhmesche Bauerngut.

Chemnitz. Aus dem Leben schied, 60 Jahre alt, Professor Dr. Friedrich Straumer.

Dobra. Beim Heben eines schweren Korbes zog sich der Gutsbesitzer Hermann Hanke eine Zerreißung einer Ader im rechten Oberarm zu. Es trat Blutvergiftung ein, so daß im Dresdner Stadtkrankenhaus dem Bedauernswerthen der rechte Arm abgenommen werden mußte.

Eckberg. Dem auf dem hiesigen Schloß seit länger als 32 Jahren ununterbrochen bedienstet gewesenen Gärtner Wilhelm Rosig wurde das Ehrenzeichen für Treue in der Arbeit verliehen.

Elsterberg. Auf dem Rittergute Kleingera stürzte der 43jährige Tagelöhner Joseph Erler beim Futterholen die Heubodentreppe herab und schlug mit dem Kopf so unglücklich auf den Fußboden auf, daß er nach kurzer Zeit verstarb.

Eibau. Fabrikscheerer Ad. Hermann Kloß erhielt das für Feuerwehren gestiftete tragbare Ehrenzeichen.

Frankenberg. Im Begriff, ihre im Laufe der Woche angefertigten Cigarren abzuliefern, brach die Ehefrau des Packers Schumann vom Schlage getroffen, auf der Straße leblos zusammen.

Mylau. Beim Fensterputzen stürzte die 61jährige Tischlersgattin Golle aus dem ersten Stock in den Hof herab und erlitt schwere Verletzungen.

Olbernhau. Seinen 90. Geburtstag feierte in geistiger und körperlicher Frische Lehrer emer. C. A. Drechsel.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt. Gegen die Inhaber der Bankfirma Marx Söhne hier, Max und Hermann Marx, ist ein Strafverfahren eingeleitet wegen Unterschlagung von Geldern, die der Firma zwecks Ankaufs von Effekten behändigt worden waren.

Gießen. Beim Spielen ertrank in der Wieseck der 8jährige Sohn des Schuldieners Becker. — Der mit Abbruchsarbeiten beschäftigte Dachdecker Nikolai, ein etwa 22 Jahre alter Mann, fiel von einem Gebäude auf das Pflaster und verstarb nach wenigen Augenblicken.

Mainz. Das Schwurgericht verurtheilte den ledigen Schuhmacher Jakob Wettig aus Hattenheim wegen Münzverbrechens zu 8 Jahren und den 59 Jahre alten Hausirer Karl Dickscheid von hier wegen Sittlichkeitsverbrechens zu 2½ Jahren Zuchthaus.

Mölsheim. Obsthändler Georg Lösch von hier ist unter Mitnahme seiner ganzen Baarschaft und der Angabe, er ginge nach Steinbach in der bayr. Pfalz, von Hause weg und bis jetzt nicht zurückgekehrt. Aus einem Briefe wäre zu vermuthen, daß Lösch seinen Tod bei Worms in den Wellen des Rheins gesucht habe.

Nieder-Ingelheim. Bei einem Treibjagen erhielt der 15jährige Sohn des hiesigen Landwirths Ruppert, der sich an der Jagd betheiligte, einen Schuß. Die Schrote stecken in Brust und Gesicht, doch sind die Verletzungen nicht lebensgefährlich.

Ober-Ramstadt. Feuer zerstörte die Breitwieser'sche Mühle. Zahlreiche Thiere kamen in den Flammen um.

Bayern.

München. Der Professor der landwirthschaftlichen Abtheilung der k. Technischen Hochschule Dr. Martin Ewald Wollny ist nach längerer schwerer Krankheit im 56. Lebensjahre verschieden. — Im 73. Lebensjahre starb der freiresignirte Notar Herr Karl Goez. Er war 1827 am 18. December in Augsburg geboren

Augsburg. Dem verheiratheten Güterführer Blasius Brenner stürzte infolge Glatteises ein mit Schwefelsäureballons beladener Wagen um. Von der durch das Zerspringen der Ballons umherspritzenden Schwefelsäure gerieth dem Bedauernswerthen ein Theil in Gesicht und Augen, so daß er schwere Brandwunden davontrug und wahrscheinlich beide Augen für immer verloren sein werden.

Bad Aibling. Nach kurzem Krankenlager verschied dahier der k. Kämmerer Moritz Freiherr v. Bechtolsheim im Alter von 63 Jahren.

Bamberg. Der Brauereibesitzer Nikolaus Nüßlein aus Memmelsdorf bei Bamberg wurde durch Explosion seiner Acetylenanlage getödtet. Nüßlein war Mitglied des Oberfränkischen Landraths.

Bruck. Im benachbarten Emmering hat sich der Schneider Reindl in dem Augenblick erschossen, als er von der Gendarmerie verhaftet werden sollte. Reindl hatte sich unter falschem Namen in Emmering aufgehalten, er wurde als österreichischer Deserteur steckbrieflich verfolgt.

Dachau. In der Untersuchungssache gegen den Güterhändler Josef Steber von München wegen Sittlichkeitsdelikt wurde die Einstellung des Verfahrens verfügt. Der Beschuldigte wurde darauf aus der Untersuchungshaft entlassen.

Etzenhausen. Bei einem von Gastwirth Wöhrl in Pellheim veranstalteten Bauern-Pferderennen stürzte der Dienstknecht des Oekonomen Gasteiger von hier so unglücklich vom Pferde, daß er schwere Kopfwunden erlitt. An dem Aufkommen des Verunglückten wird gezweifelt.

Hierlbach. Der Bauernbundführer Wieland dahier mußte sich durch zwei Regensburger Aerzte einer gefahrvollen Operation unterziehen.

Kalten. Im Anwesen des Bauern Nik. Bichler in Kalten brach ein Brand aus, dem das ganze Anwesen zum Opfer fiel, so daß dem Bichler ein Schaden von etwa 35,000 Mark erwuchs. Als Brandstifter wird der bei Bichler bedienstet gewesene Dienstknecht Gg. Zailer verfolgt.

Würzburg. In Folge eines Herzschlages starb der Seminarlehrer des neuen Gymnasium Prof. Alexander Baldi, der ein Alter von 65 Jahren erreichte.

Württemberg.

Stuttgart. In den Gefangenenzellen des Oberamtsgefängnisses (Sofienstraße 39) brach ein heftiger Brand aus. Die Fußböden waren in Flammen gerathen, und die Feuerwache unter Leitung des Branddirectors hatte längere Zeit zu thun, um des Feuers Herr zu werden. — Der Unterofficier Josef Luibrand von der 9. Compagnie des Grenadierregiments No. 119 wurde wegen Wachvergehens zu 2 Monaten Gefängniß verurtheilt. Der Einjährig-Freiwillige August Dreifuß hatte den Mann erst verleitet und dann denuncirt.

Kanzach. Den seit Jahrzehnten vagabundirenden 68 Jahre alten Baptist Neff von Kanzach fand man im Canal der Blank'schen Kunstmühle todt auf.

Langenburg. Folgende Wahlschnurre erzählt man sich hier: Der Fürst von Hohenlohe-Langenburg schrieb aus Straßburg, als er erfuhr, daß in der Residenzstadt Langenburg eine gefährliche Neigung bestehe, demokratisch zu wählen, es sei sein dringender Wunsch, daß nicht Hausmann gewählt werde. Also sagten die Langenburger: Man muß dem Fürsten folgen und wählten 68 Mann hoch den — Socialdemokraten Fischer!

Löwenstein. Der 17 Jahre alte C. Hütter von Stangenbach schoß in der Nähe von Etzlenswenden den 23 Jahre alten K. Kühler von da auf offener Straße mit einem Revolver in den Unterleib, so daß der Verletzte hoffnungslos darniederliegt. Hütter wurde verhaftet.

Lorch. Dienstknecht Conrad Stadelmaier wurde während des Viehfütterns von einem Farren derart an die Schläfe gestoßen, daß sofort der Tod eintrat.

Loßburg. In der Nachbargemeinde Vierundzwanzighöhe brannte ein dem Gutsbesitzer Reich auf dem Bayerhof gehöriger, mit großen Vorräthen gefüllter Speicher nieder. Der Schaden ist bedeutend.

Mergentheim. Land-Jäger Strenz lieferte den wegen zahlreicher Schwindeleien steckbrieflich verfolgten Arbeiter Dill aus Kerglingen dem hiesigen Amtsgericht ein.

Prevorst. Im Gasthaus „Zum Löwen" geriethen mehrere junge Burschen in Streit, wobei einer der Betheiligten, ein gewisser Kloß, erstochen wurde.

Waiblingen. Auf dem hiesigen Bahnhof wurde der Zugmeister Hammel von einem Zug überfahren und getödtet. Der Verunglückte war Familienvater.

Winterbach. Nachtwächter Ed. Schmid gerieth unter einen Localzug und fand den Tod.

Ulm. Bauernknecht G. Heusel von Kirchentellinsfurt, der aus Rache gegen seinen Dienstherrn in Groß-Eislingen den Schweinestall des Anwesens anzündete, wobei dann auch die Scheuer abbrannte und einige Kühe, Schweine, sowie eine Schaar Gänse in den Flammen umkamen, wurde vom Schwurgericht zu 3 Jahren Gefängniß verurtheilt.

Baden.

Karlsruhe. Waclow von Krzyzanowski, Studirender der Elektrotechnik aus Rußland, erschoß sich aus unbekannten Gründen. — Bei einer Schlägerei in einer Wirthschaft wurde der 23jährige Glaser Jacob Wagner aus Appenhof, Bezirksamt Bergzabern, erstochen. Vier der That verdächtige Personen sind verhaftet.

Heidelberg. Cigarrenfabrikant Ritzhaupt, der lange Jahre dem Stadtverordnetencollegium angehörte, hat sich erschossen. In einem Leiden soll die Ursache zu suchen sein.

Käferthal. Auf der Strecke Käferthal-Viernheim der Nebenbahn Mannheim-Weinheim ließ sich die geistesgestörte Frau des Landwirths Johann Watzer aus Käferthal von einem Zuge überfahren. Sie wurde in zwei Theile zerschnitten.

Mannheim. Das dreijährige Kind des Tagelöhners Josef Sauer kam einem Spirituskochapparat zu nahe und erlitt tödtliche Brandwunden. — Beim Ueberschreiten der Geleise auf dem Rangirbahnhof wurde der Schlosser H. Maier aus Kaiserslautern überfahren und auf der Stelle getödtet.

Meßkirch. Sein 25jähriges Dienstjubiläum feierte der Vorstand des fürstenbergischen Rentamts, Rentmeister Graßl.

Mosbach. An Stelle des verstorbenen Bezirksraths Bürgermeister Georg Adam Rein in Heinsheim wurde Gemeinderath Philipp Fritz in Neckarzimmern für die Restdienstzeit des Erstgenannten, d. i. bis 1. April 1902, als Mitglied des Bezirksraths für den Amtsbezirk Mosbach ernannt.

Nordrach. Im Hültersbacher Domänenwald wurde der 40jährige Arbeiter Gottfried Kampf von hier beim Fällen einer Buche erfaßt und am Kopfe so schwer verletzt, daß er bald darauf verschied. Er hinterläßt eine Wittwe und zwei Kinder.

Neckarau. Auf dem hiesigen Bahnhof wollte der verheirathete Taglöhner Friedrich Ziegler in einen Localzug steigen. Ziegler fiel dabei so unglücklich unter den Waggon, daß ihm das linke Bein abgefahren wurde.

Pfullendorf. Hier treten die Masern epidemisch auf. Die Krankheit hat einen recht gefährlichen Charakter angenommen. Die Kleinkinder- und die Volksschule sind geschlossen worden.

Plankstadt. Bei der Bürgermeisterwahl siegte der seitherige Gemeinderechner Cigarrenfabrikant Peter Helmling.

Rheinpfalz.

Speier. In der „Pfälzer Lehrerzeitung" sind 13 erledigte Schulstellen ausgeschrieben, darunter vier zum zweiten Male. Zur Zeit können 150 Lehrerstellen der Pfalz infolge des Lehrermangels nicht besetzt werden.

Ebertsheim. Durch Einathmen von Kohlengas fand hier der 23 Jahre alte Arbeiter Georg Diez den Tod.

Grünstadt. Wegen mehrerer Betrügereien wurde hier ein angeblicher Kaufmann Salomon Wassermann aus Wien verhaftet.

Kaiserslautern. In Concurs gerieth die Firma Meeß und Frick.

Elsaß-Lothringen.

Bebingen. Der 20 Jahre alte Alois Christ aus Saarburg wurde hier wegen eines Sittlichkeitsverbrechens verhaftet.

Metz. Der Hausbursche Aloys Hinneberger, 17 Jahre alt, geboren zu Bauchen in Baden und der Maurer Peter Franzen, 19 Jahre alt, geboren zu Meiderich, wurden bei dem Versuche, über die Grenze zu gehen, um sich für die französische Fremdenlegion anwerben zu lassen, verhaftet. Sie erhielten wegen Versuchs, sich der Wehrpflicht zu entziehen, je einen Monat Gefängniß.

Mecklenburg.

Gustaevel. Lehrer Grebbin feierte im Kreise seiner Angehörigen und seiner Schulgemeinde den Tag seiner 40jährigen Amtsthätigkeit als Lehrer für Gustaevel und Schönlage.

Wismar. Nach schwerem Leiden starb, 41 Jahre alt, der Buchhändler Moritz Meutzner. Derselbe war über zwei Jahrzehnte hindurch in der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung thätig und errichtete dann zu Ostern vorigen Jahres eine eigene Buch- und Kunsthandlung.

Warbende. Lehrer C. Schnell feierte sein 50jähriges Amtsjubiläum.

Zarnewenz. Kuhfütterer Möller wurde erhängt aufgefunden.

Oldenburg.

Ellerbrock. Bis auf den Grund niedergebrannt ist das Wohnhaus des Gutsbesitzers Peters.

Ratskau. Wohnhaus und Stallgebäude des Hufners Fock gingen in Flammen auf.

Redingsdorf. Gemeindevorsteher Krongutspächter Bruns, seit 30 Jahren im Amte, ist auf fernere acht Jahre wiedergewählt worden

Freie Städte.

Bremen. Schlossermeister Alfred Yunk, 1870 in Zuglau, Kr. Oels, geboren, befindet sich hier in Haft wegen Heirathsschwindels, den er hier, in Berlin und anderen Orten unter den Namen „Eduard Hartmann", „Alfred von Gronefeld" und „Ingenieur Eduard Werner" trieb.

Hamburg. Aus dem Leben schied der 1824 geborene Inhaber einer der ältesten Hamburgischen Hausmaklerfirmen, Eduard Ludwig Benjamin. — Der an der Grindelallee wohnhafte Kutscher Doßmann stürzte am ersten Weihnachtsfeiertage in einem an der Asylstraße belegenen Hause so unglücklich die Treppe hinab, daß er im Vereinshospital an den erlittenen Verletzungen verstarb

Schweiz.

Roggliswyl. In gräßlicher Weise verunglückte der 35jährige Landwirth Wilhelm Egger beim Holzführen. Er wurde umgerissen und eine ziemliche Strecke vom Rade geschoben. Mit gebrochener Wirbelsäule brachte man ihn nach Hause, wo ihn am andern Morgen der Tod von seinen Leiden erlöste.

Siebnen. Das 4jährige Töchterchen des Bäckermeisters Oberholzer-Züger fiel circa 10 Fuß hoch auf den Steinboden, infolge dessen es dann andern Tages wegen Verletzung des Gehirns starb.

Sissach. Hier starb Friedensrichter August Oberer an den Folgen eines Schlaganfalls.

St. Gallen. An einem Schlaganfalle starb Fenkart sen., Chef der bekannten Stickereifirma. — Auf der Linie St. Gallen-Bruggen wurde der Telegraphenarbeiter Namens Muggensturm vom Zuge überfahren und getödtet.

Steinen. Beim Holzsammeln wurde D. Beeler halb erfroren aufgefunden; er starb tags darauf.

St. Margrethen. Hier starb der älteste Bürger der Gemeinde, Alt-Meßmer J. J. Brassel, Vater des rheinthalischen Dichters Johs. Brassel, im Alter von 88 Jahren.

Wyl. Im Wald wurde die Leiche des Glasergesellen Adolf Neukomm von hier im dortigen Weiher aufgefunden.

Altendorf. Beim „Bagger" in der Lydwil verunglückte der circa 45jährige Familienvater Anton Seeholzer, Heizer, von Bäch. Er war mit dem Auswerfen des Ankers beschäftigt und wurde von demselben erfaßt und in die Fluthen gerissen, in welchen er sofort verschwand.

Ecoteaux. In der hiesigen Säge sprang dem dieselbe bedienenden Albert Favre ein Stück Holz mit solcher Wucht an den Kopf, daß es ihm die Schädeldecke wegriß.

Einsiedeln. Hier starb, 54 Jahre alt, Major und Kantonsrath Steinauer.

Engelberg. Nachts wurde ein junger Berner, Fritz Zimmermann, auf der Straße im Wortwechsel von einem anderen Burschen erschossen. Der Thäter hat sich der Behörde gestellt.

Neuenburg. In der Kantonshauptstadt starb Gerichtsschreiber Ch. Eug. Tissot, früher Lehrer, dann Gemeindeschreiber in Chaux-de-Fonds, im Alter von 68 Jahren.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. Auf der Seilerstätter No. 12 ist der vormalige außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister Maximilian Hoffer Ritter v. Hoffenfels, im 66. Lebensjahre gestorben. — Der Seniorchef der Webereifirma Johann Reymann und Sohn, Herr Johann Reymann, feierte das fünfzigjährige Meisterjubiläum. — Verschwunden ist der bekannte Bauunternehmer Hermann Waldherr. Finanzielle Schwierigkeiten, mit denen Waldherr in letzter Zeit in Folge mißglückter Speculationen zu kämpfen hatte, sollen die Ursache des plötzlichen Verschwindens des Unternehmers sein

Boskowitz. Bäcker Leopold Benesch, 24 Jahre alt, stürzte vom Dachboden seines Wohnhauses und zog sich schwere Verletzungen zu.

Brixten. Das Hotel „zum Elephanten" feierte das 350jährige Gedenkfest seines Bestehens.

Friedland. Bei einem Streite erhielt der 27jährige Bahnarbeiter Douth einen Messerstich in die Brust; der Verwundete war nach kurzer Zeit eine Leiche.

Preßburg. Zwischen dem Techniker Ernst Zernek und dem Sohne des Hofbuchhändlers Stampfel, Hugo Stampfel, fand in der hiesigen Kaserne ein blutiges Säbelduell statt, wobei Zernek sechs Hiebe, darunter drei schwere Verletzungen, erhielt.

Niemes. Die Nätherin Marie Mader, welche seit einigen Tagen krank war, kam Nachts beim Suchen eines zu Boden gefallenen Gegenstandes mit ihrem in Watte gehüllten Arme der Kerze zu nahe und zog sich Brandwunden zu, die nach wenigen Minuten den Tod zur Folge hatten.

Turnau. Ihre Diamanthochzeit konnten Franz Ron und dessen Gattin Franziska, geb. Neumann, begehen.

Prag. Neunzig Jahre alt, starb Kaufmann Hermann Glattauer.

Steinamanger. Kirchenräuber Werdau wurde, als er wieder einen Opferstock erbrach, festgenommen. Er ist bereits dreimal aus dem Gefängniß entflohen.

Sternberg. Aus dem Leben schied Franz Mikulachek, Theilhaber der Firma „Gröger, Mikulaschek & Comp." und Mitglied der Olmützer Handelskammer im Alter von 50 Jahren nach langen schweren Leiden.

Luxemburg.

Consdorf. Im Alter von 66 Jahren starb die pensionirte Lehrerin Frl. Katherine Nockels.

Hollerich. Der Betrieb auf dem hiesigen Stahlwerk ist arg in's Stocken gerathen. Viele Arbeiter sind entlassen worden

Die Mode.

Fast sollte man meinen, das Gold, das viel begehrte, viel beseufzte, habe fast gar keinen Werth mehr in unseren Tagen. Wohin das Auge blickt: auf Kleiderstoffen und Hüten, an Gürteln und Schleifen, an Knöpfen und Bändern — Gold und immer wieder Gold! Im Lichte der Kerzen und Glühlampen macht das Flimmern und Blitzen einen geradezu feenhaften Eindruck. Selbst die leichten, duftigen Gewebe, wie Tüll, Gaze, Krepp, Tarlatan, sind mit Gold- und Flitterstickereien, oft



auch mit schillernden Steinchen und glänzenden Litzen benäht. Darunter trägt man weiße, schwarze oder farbige Seidenkleider, so daß sich trotz der allgemeinen Moderichtung doch eine unendliche Mannigfaltigkeit erzielen läßt. Besonders vornehm wirken glattschwarze Tülle, denen einzelne Blüthen oder ganze Gewinde aus zarten Chantillyspitzen oder kräftiger Guipure inkrustirt werden, über einer Unterlage aus mattweißlichem Goldstoff. Volle Chiffon- oder Tüllrüschen umsäumen dessen unteren Rand. Ebenso beliebt sind Malereien auf Krepp, Gaze und Musselinen aller Art. Zum Theil werden Blüthen und Blätter noch mit Goldschnürchen umrandet und Stiele und Ranken gleichfalls aus Schnur oder Litze gebildet. Seidenstoffe treten vielfach in Verbindung mit Spi-



genbevants oder angesetzten Serpentinfrisuren auf; eine solche Zusammenstellung hat einen eigenen Reiz durch das weiche Ineinanderfließen der Farben und Gewebe.

Sehr apart ist das Kleid aus grauem Tuch, Figur 1, dessen mit langem Schooß gearbeitete Jackentaille im Richelieugeschmack gehalten ist. Ein kleiner Schulterkragen schmückt die Taille und ist wie die Vordertheile, der hohe Stehkragen und die Manschetten mit dunkelgrauem Sammet umrandet. Diesem liegen zum Theil die die Taille schmückenden, weißen Taffetapplicationen auf, die mit grauer Seide umkurbelt und mit feiner Goldschnur benäht sind. Die Goldschnur umgrenzt auch die losen, den Vordertheilen untergesetzten Westentheile aus weißem Taffet. Gleicher Taffet bildet den breiten Halbgürtel, sowie die Aermelpuffen und dient als Futter der Taille, die am



Kragen eine duftige Gazeschleife schmückt. Ein vorn in zwei schmal verlaufende Tollfalten geordneter Serpentinvolant begrenzt den Rock, der oben faltenlos die Hüften umschließt und lose auf einem Futterrock ruht. Der malerisch wirkende Hut aus grauem Panne ist mit einer langen Phantasiefeder und einer schönen Schnalle geschmückt.

Für Gesellschaften eignet sich die zu einem schwarzen, glatten Seidenrock gewählte Blusentaille aus rothem Surah, Figur 2. Vorder- und Rückentheile sind in Harmonikafalten gebrannt und mit schöner gelblicher Guipure geschmückt. Diese besteht in einem großen Kragen und in einer breiten Bordüre. Schmale schwarze Sammetbänder verbinden die Spitzentheile miteinander und sind vorn in zwei kleine Schleifen gebunden. Sammetband schmückt auch dreimal den Gürtel und ist links am Schluß zu einer Schleife mit verschieden langen Schlingen arrangirt. Der plissirte Stoff der Unterärmel fällt unten volantartig auf die eingehefteten Spitzenfrisuren. Oben decken die an die Gretchentracht erinnernden Aermel volle, durch Spitzenborbüre getrennte Puffen.

Die dritte Abbildung zeigt ein Kleid aus englisch rothem, gemustertem Wollenstoff mit einer aparten Fracktaille. Doppelt gesetztes, schwarzes Sammetband umrandet die Taille und die breiten Manschetten der halblangen Aermel. Diese werden durch Unterärmel aus doppelten Sammetpuffen mit gleichem Bündchen vervollständigt. Die Jäckchentheile öffnen sich über einen Einsatz nebst Stehkragen aus schöner Guipüre mit Taffetfutter, den eine Krawatte aus plissirter Seidengaze mit Spitzenabschluß schmückt.

Ebenso neu wie apart ist das aus blaugrauer Zibeline gearbeitete Kleid, Figur 4, dessen kleidsame, mit einem doppelten, kleinen Schulterkragen aus-



gestattete Bluse nach Belieben offen und geschlossen getragen werden kann. Schwarze mit verschiedenfarbiger Seide aufgesteppte Tuchstreifen schmücken den Rock und die Bluse am vorderen Rande der Außenseite, während die Innenseite daselbst mit schwarzem Sammet und rothen, goldgeränderten Tuchstreifen geschmückt ist, die reversartig umgelegt werden. Wird die mit rothem Atlas unterfütterte Bluse geöffnet getragen, ist ein Blusenchemisett darunter zu befestigen.

Ein sonderbarer Naturfreund.



„Die Gegend ist wirklich herrlich!"
„Sehr schön!...Sag', hast Du Geld bei Dir?"
„Aber, Willy wenn ich Geld hätt', thät' ich doch nicht die Natur bewundern!"

Schädliche Lektüre.



Frau (zu ihrem die Zeitung lesenden Gatten): „Das sage ich dir ein für allemal, den neuen Roman „Sein Recht" darfst du auf keinen Fall lesen!"

Wiedersehen macht Freude.

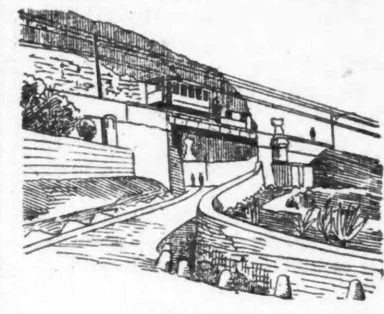


Köchin: „Ich möchte bitten, mir morgen Urlaub zu geben; ich möchte verreisen!"
Hausfrau: „Wohin wollen Sie denn?"
Köchin: „Zum Verbandstag ehemaliger Grenadiere!"

— „Von de Waterkant." Tedje: Segg' eens, Hein: Du wullst Di doch een Hus kopen; wo is dat dormit? Hein: Djä, ik will woll; aber min Swigermoder will nich; sei gift dat Geld nich herut. Tedje: Djä, dat is mit ne Swigermoder, as mit een fett Swin: Man hett dor erst wat von, wen't dod is.

Motor und Bremswagen.

Die Continentale Gesellschaft für elektrische Unternehmungen in Nürnberg hat vor kurzem in Palermo eine elektrische Bahnlinie dem Betrieb übergeben, durch welche die Frage befriedigend gelöst genannt werden darf, auf welche Weise hochgelegene Orte in der Umgebung von Städten an das elektrische Straßenbahnnetz letzterer angeschlossen werden können. Bis jetzt wurden solche Steigungen, welche Straßenbahnwagen nicht nehmen konnten, durch Zahnrad-, Drahtseil- und andere Bahnen bewältigt, welche zwar ihren Zweck erfüllten, aber außerhalb des Straßenbahnbetriebes lagen und deshalb gesonderten Betrieb und ein Umsteigen der Passagiere verlangten.



Thalfahrt.

Die Verbindung von Palermo nach dem Erzbischofssitz Monreale, einer Stadt von 19,500 Einwohnern, war bisher erst bis Rocca ausgeführt. Rocca, ein kleiner Vorort von Palermo, liegt am Ende der Straße, welche von der Stadt in schnurgerader Richtung an den Fuß des Berges führt, auf dem Monreale liegt, und war bis jetzt der Endpunkt der elektrischen Straßenbahn. Von hier aus geht die Fahrstraße in beträchtlicher Steigung und mit zwei Kehren in die Höhe.

Zur Weiterführung der elektrischen Straßenbahn bis Monreale konnte die Straße nicht benutzt werden und es mußte deshalb eine eigene direkte Linie in Aussicht genommen werden. Diese Linie wies nun auf 1100 Meter ihrer Länge eine Steigung von 12 Prozent auf. Waren auch die Motoren der Straßenbahnwagen im Stande, eine solche Steigung zu nehmen, so boten sie doch nicht die nöthige Sicherheit, und man konnte nicht daran denken, Gepäckwagen einzuschalten. Auch war es wünschenswerth, eine kräftigere Bremse auf der zwölfprozentigen Steigung zur Verfügung zu haben.

Da aber der Wunsch nahe lag, mit dem Motorwagen der Straßenbahn bis Monreale zu fahren, so galt es, eine Betriebsart zu finden, welche jenen über die Steigung hinaufbrachte und zugleich durch eine automatische Bremsvorrichtung die Möglichkeit von Unglücksfällen abstellte.

Beiden Anforderungen wurde man dadurch gerecht, daß man auf der be-



Ausweichstelle.

trächtlichen Steigung eine Seilstrecke einführte. An das Stahlseil wurden nicht die Motoren selbst gehängt, sondern zwei eigens construirte elektrische Lokomotiven, welche mit kräftigeren Motoren ausgerüstet wurden und eine automatisch wirkende Zangenbremse erhielten. Nach letzteren nannte man die Lokomotiven Bremswagen. Den Antrieb auf der Seilstrecke liefert der herabfahrende Bremswagen, er zieht den anderen und dessen Motorwagen hinauf. Die Einführung der Zangenbremse machte besondere Geleise für die Bremswagen erforderlich, da auf Straßenbahnschienen wegen ihrer Laschenverbindungen Wagen mit solchen Bremsen nicht fahren können. Man setzte die Bremswagengeleise zwischen die Motorwagengeleise. Die beiden Motorwagengeleise haben eine Schiene gemeinsam. An der Ausweichstelle in der Mitte der Strecke gabelt sich einfach diese gemeinsame mittlere Schiene.



Motor über der Grube.

Auf diese Weise sind Weichen, die bei diesem doppelten Geleise und wegen des Drahtseils schwierig und complizirt in der Construktion gewesen wären, vermieden und der Betrieb ist äußerst einfach. Eben aus dem Grunde, weil es schwierig ist, auf Seilstrecken mit doppeltem Geleis Weichen und Kreuzungen herzustellen, sah man auch davon ab, am Anfangspunkt der Bahn den Bremswagen von einem Seitengeleis an den angekommenen Motorwagen heranfahren zu lassen, sondern entschloß sich, denselben in Rocca zwischen dem Motorwagengeleis unter das Niveau der Schienen in einer Grube zu versenken, so daß der Motorwagen über ihn wegfahren konnte. Den Bremswagen aus der Grube herauszubringen, bietet, trotzdem der Fall der Sohle 23 Prozent beträgt, keine Schwierigkeit, da das Uebergewicht des am anderen Seilende hängenden Bremswagens mit Motorwagen beträchtlich ist. Ein Bremswagen wiegt 7.4 Tonnen, ein Motorwagen etwa 10 Tonnen besetzt. Das Stahlseil hat zehnfache Sicherheit. Der Betrieb gestaltet sich nun folgendermaßen: Ein Motorwagen ist von Palermo in Rocca angekommen, der Bremswagen ist in der Grube. Zu derselben Zeit ist in Monreale ein Motorwagen bei dem dort haltenden Bremswagen angekom-



Bremswagen in der Grube.

men. Der Motorwagen in Rocca fährt über die Grube weg und hält; oben werden die beiden Wagen aneinander gekuppelt, der Bremswagen richtet seine Contraktstange auf. Oben schaltet der Bremswagen seine Motoren ein und fährt mit dem Motorwagen soweit herab, um den Bremswagen unten aus der Grube zu ziehen, der sich an einem Motorwagen kuppelt. Die beiden Züge begegnen sich auf der Ausweichestelle. Die Züge erreichen je das Ende der zwölfprozentigen Steigung, die Motorwagen werden losgekuppelt. Der Bremswagen fährt unten in die Grube, während der Motorwagen oben nach Monreale unter Einschaltung seines eigenen Motors weiterfährt. Der Motorwagen unten fährt über die Grube weg nach Palermo weiter.

Giuseppe Verdi.

In dem hohen Alter von über 87 Jahren ist in Mailand der berühmte Componist Giuseppe Verdi aus dem Leben geschieden und durch seinen Tod hat Italien einen seiner brillantesten Söhne verloren. Der verstorbene Tonkünstler war am 10. October 1813 in Rancola, einem am Fuße der Apenninen unweit von Parma belegenen Dorfe, als der Sohn eines einfachen Wirthes geboren. Schon in seiner frühesten Jugend bekundete Verdi seinen musikalischen Genius und schon als Knabe von elf Jahren fungirte er als Organist in seinem Heimathsdorfe. Einige Jahre später kam er nach Mailand, wo er unter Lavenga, dem damaligen Kapellmeister des La Scala-Theaters studirte. Das erste Werk, mit dem der junge Componist an die Oeffentlichkeit trat, war das musikalische Drama „Uberto di San Bonifazio", das 1839 in Mailand zur Aufführung gelangte, und das solch' beifällige Aufnahme fand, daß der Verleger Ricordi ihn mit weiteren Aufträgen bedachte. Keinen Beifall fand sein zweites Werk, die Oper „Un giorno di regno, ossia il finto Stanislav",



Giuseppe Verdi.

die ebenfalls in Mailand in Scene ging. Dieser Mißerfolg entmuthigte Verdi aber nicht nur nicht, sondern spornte ihn zu ernsterem Streben an und 1842 brachte er in Mailand die Oper „Nabuccodonosor" zur Aufführung, die seinen Ruf begründete. Als 1845 seine Oper „Ernani", die er für Venedig componirt hatte, in London gegeben wurde, erklärten ihn die ersten Künstler für „den einzigen wirklichen und verdienstvollen Componisten Italiens", da damals bereits die Productivität Rossini's und Donizetti's ihr Ende erreicht hatte, trotzdem diese beiden Componisten noch lebten. Von jetzt an verbreitete sich sein Ruhm immer weiter und in gleichem Maße wuchs seine Productivität. Seine Themata fand Verdi in der dramatischen Poesie der romantischen Schule. So entnahm er „Ernani" und „Rigoletti" Victor Hugo's Werken, Schiller lieferte den Stoff zu „I Lombardi" (1843), „I Masnadier" (1847), „Louisa Miller" (1849), und „Don Carlos" (1866), Dumas zu „La Traviata" (1854), Byron zu „I duc Foscari" (1844), und Shakespeare zu „Mac-



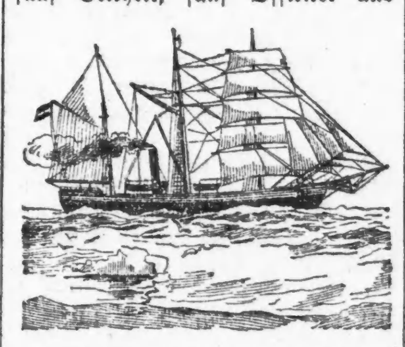
Das Verdihaus in Mailand.

beth" (1847), „Othello" (1849), sowie „Falstaff" (1893) u. s. w. Einige seiner Opern, die er zu Zeiten von nationalen Krisen schrieb, haben einen politischen Charakter, wie „La Battaglia di Legrano", die deshalb verboten wurde. Seinen größten Erfolg erzielte Verdi mit der Oper „Aida", die er für den Vicekönig von Egypten im Jahre 1871 schrieb und die zum Theil in Rich. Wagners Bahn einlenkt. Trotzdem der weltberühmte Componist mit Ehren überhäuft wurde, blieb er der einfache Künstler, dessen Genius wie Charakter überall hoch geschätzt wurde. Von dem Reichthume, den ihm seine Compositionen brachten, hat der Dahingeschiedene über eine Million Lire auf das Künstlerheim in Mailand verwendet, das vor zwei Jahren vollendet wurde. Das Heim hat Schlafzimmer für 60 Männer sowie 40 Frauen, enthält einen prächtigen Saal für musikalische Aufführungen, Versammlungen u. s. w., eine reichhaltige Bibliothek, ein Krankendepartement u. s. w. Mit diesem Institut, das der dahingeschiedene Maestro mit einem reichen Fonds ausstattete, hat Verdi sich ein Monument gesetzt „aere perennius".

Zur Südpolar-Forschung.

Auf den Howald-Werken in Kiel geht das Schiff seiner Vollendung entgegen, welches in den Dienst der deutschen Südpolar-Expedition gestellt werden wird.

Das Schiff ist ein Holzbau, weil nur ein solcher die genügende Festigkeit und Elasticität für die Eisschifffahrt erhalten kann. Die Form des Fahrzeuges wird etwas voller und nicht in der Weise abgeschrägt sein, wie es bei Dr. Nansen's „Fram" der Fall war, weil deren Form für die schweren Stürme und den hohen Seegang der südlichen Meere ungeeignet erscheint. Die Länge des Schiffes wird etwa 46 Meter, die Breite 10 bis 11 Meter und der Tiefgang 5 Meter betragen. Das Schiff wird zur Aufnahme eines Kohlenvorraths und der gesammten Ausrüstung für drei Jahre ausgerüstet und Wohn- und Arbeitsräume für fünf Gelehrte, fünf Officiere und



Das Expeditionsschiff.

zwanzig Mann Besatzung erhalten. Maschine und Kessel, durch die das Schiff eine Geschwindigkeit von 7 Knoten erhalten soll, liegen im Hinterschiff zwischen den Wohnräumen. Im Mittelschiff sind die Räume für die wissenschaftlichen Arbeiten vorgesehen. Im Vorderschiff wird ein Raum für 50 Polarhunde eingerichtet. Das Schiff erhält drei Masten und Takelung als Dreimaster-Segelschooner. Die Beleuchtung wird elektrisch.

Für die Leitung der Expedition und die physisch-geographischen Arbeiten ist der außerordentliche Professor Dr. Erich v. Drygalski in Berlin bestimmt worden, für die zoologisch-botanischen Arbeiten und Fischereiuntersuchungen Privatdocent Dr. Ernst Vanhöffen in Kiel, für die ärztlichen und bakteriologischen Arbeiten Dr. med. Hans Gazert in München, und für die geologischen und chemischen Dr. Emil Philippi, Assistent am Museum für Naturkunde in Berlin. Außerdem wird ein Erdmagnetiker und Meteorolog an der Expedition theilnehmen. Die Kergueleninsel soll der Ausgangspunkt der deutschen Expedition für ihr Vordringen in die Antarktis sein.

Zeitbild.



„... Sie haben gestern Ihre Gattin, meine Schwester, in einer Weise blosgestellt, daß Sie sich unbedingt mit mir schlagen müssen!"
„Thut mir leid, Sie kommen zu spät — habe mich bereits mit Ihrer Schwester geschlagen!"

Ein Unterschied.



„Ist das eine höhere Tochter, die Du eben grüßtest?"
„Nein, die studirt Medizin, das ist eine höchste Tochter."

Entrüstung.

„Was schaugst denn so bumm, Fretter, damischer? Mei Rausch kost mi mehra als du werth bist zamt 'n G'wand."

Schweizer Trachten.

Ueberall ist man eifrig bestrebt, die von der alles nivellirenden modernen Cultur mehr und mehr verdrängten Nationaltrachten des Landvolks der Nachwelt wenigstens im Bilde zu erhalten, und wohl nirgends ist dies lohnender als in der Schweiz, deren vielfältige, nach den Cantonen ganz verschiedenartige Trachten zu den schönsten und eigenartigsten gehören, die man überhaupt finden kann. In Nachstehendem bringen wir einige besonders kleidsame schweizer Frauentrachten zur Anschauung.



Tracht aus Appenzell-Innerrhoden.

Sehr schön und reich ist die Tracht aus Appenzell-Innerrhoden. Ueber den Rock von rothem gerippten Wollstoff fällt eine oben eingereihte weiße Schürze, während ein Gürtel aus silbernen Ketten mit großen silbernen Behängen über der Schürze angebracht ist. Das schwarze Sammetmieder ist mit Silber besetzt und mit silbernen Ketten über rothen Glas- oder Steinknöpfen verschnürt. Ueber das weiße Hemd, dessen bauschige Aermel an den Ellenbogen durch schwarze Sammetbänder mit Schleifen und Silberschnallen gehalten werden, legt sich eine Art Fichu aus plissirter goldgelber Gaze oder Seide, dessen Ränder mit bunter Stickerei verziert sind, und in dessen Mitte ein gereihter Latz angebracht ist. Den Hals umgeben vielreihige Perlenschnüre und ein goldenes Halsband mit großem juwelenbesetzten Anhänger. Höchst kleidsam ist die weiße Haube, an beiden Seiten mit flügelartigen Fächern aus plissirtem schwarzen Tüll oder Spitze versehen und hinten mit rothen Bandschleifen geschmückt.



Bäuerin aus Olten.

Aeußerst stattlich erscheint die reichgekleidete Bäuerin aus Olten im Canton Solothurn in ihrem rothen, faltenreichen, nicht zu kurzen Tuchrock, der breiten weißen Schürze mit dem silbernen, mit farbigen Steinen besetzten, weit herabhängenden Gürtelgeschmeide, dem schwarzen buntgestickten Sammetmieder mit grünem, ebenfalls gesticktem Brustlatz, rothseidenem Halstuch, weitbauschigen, am Ellenbogen gebundenen weißen Aermeln und der großen weißen, von Krausen umrahmten Haube. Weiße Strümpfe und schwarze Schuhe vervollständigen den Anzug.

Im Zorn.



Chef: „Wie, Herr Maier, Sie als jüngster Commis küssen meine Tochter?!... Das erlaubt sich ja nicht einmal mein Buchhalter, der schon 25 Jahre bei mir im Geschäft ist!"

Mißverstanden.



Strafhausdirector? „... Sie werden also heute unsere Anstalt, wie ich hoffe, in gebessertem Zustande verlassen?"
„O ja, ich danke, habe mich in den drei Jahren hier recht erholt."

Schwäbische Dorfkulsis.

1. Auftritt.

Auf dem Rathhaus, Mittags gegen 3 Uhr.

Schultheiß: „Was, Stoffelbauer, Du kommst zu mir auf's Rathhaus hembärmelig, und gar au' no' in Deine Mistştaefel?"



Stoffelbauer: „Ja, Schultes, d'r Büttel hat mir doch eben boten: i' soll' uf d'r Stell' kommen, wie i' gang und stand!"

Schultheiß: „Unerhörte Respektswidrigkeit, so auf's Rathhaus zu kommen!... Büttel, thu' ihn uf d'r Stell' 12 Stund' derhinter!"

Büttel: „'s soll net fehle, Schultes!"

2. Auftritt.

Im Wirthshaus, 1 Stunde später



Schultheiß: „Büttel, gang 'num und laß den Stoffelbaure wieder 'raus; i' moin, i' sei doch a' bisle z'schnell g'wese!"

Büttel: „Narr Schultes, dees han i' glei' au' denkt, d'rum han en au' net hintere thue!"

Aus der Gesellschaft.



Baron: „Else, sieh' Dich 'mal um, hinter uns kommt die Familie Schulze, die in der Sommerfrische so nett gegen uns war!"
Baronin: „Um Gotteswillen, machen wir, daß wir weiter kommen — solche Leute kennt man ja doch nur auf dem Lande!"

Für alte Jungfern!



Ein Courschneide-Phonograph.
Nach Einwurf von 5 Cents läßt der Phonograph eine glühende Liebeserklärung los!

Im Eifer.



Zwei Sängerinnen treten zusammen in einer Oper auf, in welcher beide gleich große Rollen haben. — Nach dem ersten Akte wird der einen ein Blumenbouquet zugeworfen, und beide streiten sich um dasselbe.
„Wieso gehören Ihnen die Blumen? Ich habe doch dasselbe Recht, sie als mein Eigenthum zu betrachten!"
„Aber ich bitte Sie, warum streiten wir uns denn — ich werde doch noch meine eigenen Blumen kennen!"

— Beharrlich. Cousin: „Ach, Du schreibst wohl gar einen Liebesbrief; darf man denn fragen, wer der Glückliche ist?" Cousine: „Fehlgeschossen; ich weise vielleicht einen Antrag zurück. Cousin: „Das ändert an meiner Frage nichts."

Auf dem Faschingsball.

(Novellette von P. Kaldewey.)

Prinz Karneval schwang allerorten sein lustiges Szepter. Und keine Stadt wußte sich wohl williger und freudiger unter die freudige Herrschaft zu beugen, als die ehrwürdige rheinische Metropole, in der schon seit Jahrhunderten dem Mummenschanz ein so großes Recht eingeräumt war. Wie viel hatte er schon vom Kölner Karneval reden hören, der junge Dr. Evers, und nun war seine Versetzung an die Kölner Regierung gerade zu einer Zeit erfolgt, wo das lustige Treiben seinen Höhepunkt erreicht hatte. Also gleich hinein in den tollen Strudel! „Rosenmontagszug und Gürzenichball," das war das Programm für die nächsten Tage. Die jungen Kollegen von der Regierung wollten schon dafür Sorge tragen, daß er, der Neuangekommene sich nicht fremd und verlassen in dem Trubel vorkomme.

„Besorgen Sie sich ein flottes Kostüm, lieber Evers, und stellen Sie sich recht pünktlich um zwölf Uhr bei Mosler ein. Das Weitere wird sich dann schon finden."

Ein blauer Himmel lachte in das Zimmer, als Kurt Evers am Rosenmontag erwachte. „Schon zehn Uhr! Himel, da ist es höchste Zeit zur Toilette, wenn ich pünktlich bei Mosler sein will."

Zur festgesetzten Stunde trat in das bekannte Weinrestaurant, das am heutigen Tage die Zahl der „Gecken" kaum zu fassen vermochte, ein hochgewachsener junger Mann in der kleidsamen Uniform eines Grenadiers Friedrichs des Großen. Die weiße Perrücke bildete einen wirksamen Gegensatz zu den lustig funkelnden dunklen Augen, und der keck aufgewirbelte kleine Schnurrbart vervollkommnete den sympathischen Eindruck, den dieser schmucke Soldat machte. Einen Augenblick schaute er suchend umher, doch da wurde ihm auch schon von einem Tisch, an dem eine Anzahl rheinischer Bauern Platz genommen hatte, lebhaft zugewinkt.

„Hallo, Evers, hierher Mensch, Sie sehen wirklich famos aus! Sie wollen wohl einen Sturm auf Damenherzen unternehmen?"

So und ähnlich scholl es dem Ankömmling entgegen, der lachend Platz nahm.

„Na, hören Sie, Kollege, viel Zeit haben wir nicht mehr. Wir ziehen jetzt gleich in corpore unter die Fenster des Chefs und singen solange, bis sich die Damen zeigen. Dort ist nämlich eine reizende Nichte zum Besuch. Nicht nur bildhübsch, sondern auch noch Goldfischchen. Soll aber höllisch spröde sein, vielleicht wagen Sie den Sturm, Evers! Jetzt aber die Maske vor's Gesicht und nun los, meine Herren."

Ein fröhliches Narrentreiben herrschte auf den Straßen, die unsere kleine Gesellschaft berührte. Scherzworte flogen hin und zurück und verriethen in ihrer Fröhlichkeit und Ungezwungenheit den Humor, der den Kindern des Rheinlandes von jeher eigen ist. Inzwischen war auch das Regierungsgebäude erreicht, in dessen erstem Stockwerk sich die Wohnung des Präsidenten befand.

„Also, verehrte Kollegen," rief lachend der Anführer des kleinen Maskentrupps, Assessor Dr. Holm, „ich thue Ihnen hiermit kund und zu wissen, daß die reizende Nichte „Anna" heißt. Wir beginnen nun unseren Chorgesang mit dem Hymnus: „Ach, Anna, zu dir ist mein liebster Gang!" Wenn ich drei zähle, singen Sie los!"

„Ach, Anna, zu dir ist mein liebster Gang," ertönte es nun aus den jugendfrischen Kehlen in den sonnigen Wintertag hinein. Und siehe da! Der erste Vers war noch kaum verklungen, als sich oben ein Fenster öffnete und in demselben eine liebliche blonde Mädchengestalt erschien, die sich lachend auf die Straße herabbeugte.

Dr. Evers hielt in seinem Gesange inne. Täuschte er sich, oder war das nicht die junge Dame, mit der er vor acht Tagen von Frankfurt aus hierher gereist war? Nein, er irrte sich nicht, sie war es, der er bisher vergeblich zu begegnen versucht hatte, mit der er sich so vortrefflich unterhalten und die ihm doch ihr Reiseziel so hartnäckig verschwiegen hatte. Und wenn ihm noch ein Zweifel geblieben wäre, er schwand, als er das eigenthümliche Münzenarmband wiedererkannte, das sie damals getragen und das er soeben an ihrem vollen weißen Arm bei einer schnellen Bewegung der Hand blitzen sah.

Ein Lied nach dem andern wurde gesungen. Mit einem Male verschwand die junge Dame, um nach einem Augenblick mit einer großen Düte zurückzukehren, aus der sie nun mit vollen Händen Süßigkeiten unter die Sänger warf, die sich mit lautem Jubel auf die leckere Spende stürzten. Und einer unter ihnen erhaschte noch etwas anderes als Fondants und Pralinées; Kurt Evers erblickte zu seinen Füßen plötzlich etwas Glänzendes und sah beim Aufheben, daß es eine der St. Georgsmünzen war, aus denen das Armband seiner Reisegefährtin bestand. Frohlockend steckte er den Fund in die Tasche, dessen Verlust die Besitzerin sicher noch garnicht bemerkt hatte. Wenn ihm das Glück hold war, dann konnte er vielleicht heute Abend auf dem Gürzenichball der Verliererin ihre Münze wieder zustellen.

Mit Ungeduld erwartete Kurt Evers den Beginn des Abends. Mit besonderer Sorgfalt hatte er sich in das Kostüm des Marquis Posa gehüllt, das ihn bei seiner hohen, schlanken Figur trefflich kleidete. Eine leichte, seidene Halbmaske vor dem Gesicht, betrat er den Ballsaal, wo schon ein buntes Maskentreiben herrschte. Ob er sie wohl finden würde, um derentwillen — das heutige Fest b...? Das eigenartige, aschblonde Haar, das schon beim ersten Sehen einen so mächtigen Zauber auf ihn ausübte — wie leicht konnte es durch eine andersfarbige Perrücke verborgen sein!

Kurt gab schon jede Hoffnung auf, nachdem er nun seit einer Stunde die weiten Säle nach allen Richtungen durchquert hatte. Doch, was war das? Jene Pierette im kurzen, weißseidenen Rock, von dessen Bällchenschmuck sie bei ihren graziösen Bewegungen förmlich umtanzt wurde, nahm mit schelmischer Geberde ihre lange Pfauenfeder, um ihm leicht damit über die Wange zu streichen, und dabei sah er — sein Herz stand förmlich still vor Freude — das Armband mit den Georgsmünzen. Hier war kein Irrthum möglich, sie war es, sein Glücksstern war ihm treu geblieben!

„Schöne Maske, darf ich Dich ein wenig begleiten!" begann Kurt die Unterhaltung, indem er seiner reizenden Nachbarin den Arm bot.

Diese legte mit einem leichten Nicken den ihren hinein, und die Beiden betraten nun den Tanzsaal, wo gerade die Paare zu einer Quadrille antraten.

Mit einem fröhlichen Lachen fügten sich die jungen Leute in ein Viereck ein, wo gerade noch ein Paar fehlte.

Da begann auch schon die Musik ihre flotten Weisen.

„Nun, Colombinchen, tanzt man in Köln ebenso gut wie in Frankfurt?"

Ein fragender Blick war die Antwort.

Wer konnte denn dieser Marquis Posa sein, daß er gleich errathen hatte, wer sich hinter der Maske verstecke? Sie kannte doch noch keine Menschenseele, da sie ja erst seit acht Tagen hier weilte, das verwöhnte Prinzeßchen, die einzige Tochter des Millionärs Kramer.

Sie nahm sich den Muth, ihn zu fragen:

„Woher kennst Du mich denn?"

Rathe einmal, und wenn Du es richtig erräthst, gebe ich Dir als Belohnung die Georgsmünze, die Du heute verloren hast, wieder zurück."

Das ging doch über den Spaß. Was mochte dieser fremde Mensch wohl sonst noch alles wissen?

„Ist das Ihre ganze Weisheit?" fragte sie schnippisch.

„Gott bewahre, ich weiß zum Beispiel, daß Sie Anna heißen."

Vor ihrem Geiste ließ sie alle Bekannten Revue passiren. Ein Frankfurter war es sicher nicht, das hörte man am Dialekt.

„Aber die Münze?" entgegnete sie endlich kleinlaut.

„Jetzt nicht, vielleicht später! Erst wollen wir bei einem Glase Sekt auf Waffenstillstand anstoßen."

Doch da ertönte mitten in diese Unterhaltung das Demaskirungszeichen. Mit einem Ruck riß Kurt Evers die Maske vom Gesicht und machte vor Anna Kramer eine höfliche Verbeugung.

„Nun?"

„Ah, mein Reisegefährte!" entfuhr es der überraschten jungen Dame.

„Im Uebrigen Dr. Kurt Evers, Regierungsreferendar und Reserveleutnant der 4. Kürassire. Zugleich erlaube ich mir, Ihnen die Münze zu überreichen, die Sie heute morgen verloren, als Sie uns mit zarter Hand Süßigkeiten spendeten."

„Sie waren also auch dabei?"

„Wie überall, wo es gilt, Ihnen zu huldigen," erwiderte Kurt galant.

Sie erröthete bis herauf zur Stirn, und das Blut schon ihr siedendheiß durch die Schläfen.

„Schade, daß es mit der Maskenfreiheit zu Ende ist," sagte Kurt schelmisch, indem er ihr tief in die Augen blickte, „denn sonst hätte ich Ihnen heute noch viel — oh, sehr viel — zu erzählen gehabt."

„Nun, gar so Schlimmes wird es doch nicht sein," erwiderte sie neckisch... „Eben beginnt der Walzer „Rosen aus dem Süden." Den tanze ich für mein Leben gern. Wenn Ihnen daran liegt, dürfen Sie mich dazu engagiren. Nachher —"

„Und nachher, Fräulein Anna?" fragte er athemlos.

„Jawohl, nachher plaudern wir über dieses Thema weiter, so lange es Ihnen gefällt."

Gleich darauf flog das junge Paar dahin — vielleicht das schönste und schmuckste von allen, die sich eben im Tanze drehten. In jedem Fall aber das glücklichste.

Die Verleumdung.

Skizze von Anton Tschechoff.

Der Kalligraphielehrer Achinejew verheirathete seine Tochter Natalie an den Geographie- und Geschichtslehrer Loschadinich.

Das Hochzeitsfest war in vollem Gange. Im Saal wurde gesungen, gespielt und getanzt. Durch die Zimmer rannten kopflos die Miethslakaien in schwarzen Fracks und schmutzigen weißen Krawatten. Der Mathematiklehrer Tarantulow, der Franzose Pasdequoi und der jüngere Revisor des Kontrollhofes, Msda, saßen neben einander auf dem Divan und erzählten den Gästen sich immerfort gegenseitig unterbrechend und verbessernd, alle ihnen bekannten Fälle von Lebendigbegrabenwerden und legten ihre Ansicht über den Spiritismus dar. Alle drei glaubten nicht an den Spiritismus, gaben aber zu, daß in dieser Welt vieles vorkomme, was sich der menschliche Verstand nicht erklären könne.

In einem anderen Zimmer erklärte der Litteraturlehrer Dodonski die Fälle, in denen ein Posten auf das Publikum schießen dürfe. Die Unterhaltung war, wie Sie sehen, zwar etwas grausig, aber dennoch sehr animirt.

Durch die Fenster guckten von draußen die Leute herein, denen, ihrer sozialen Stellung gemäß, das Recht des Eintretens nicht zustand.

Punkt zwölf trat der Hausherr Achinejew in die Küche, um nachzusehen, ob alles zum Abendessen bereit sei. Die ganze Küche war vom Boden bis zur Decke mit einem Nebel erfüllt, der sich aus dem Aroma von Gänsen, Enten und vielen anderen schönen Sachen entwickelte. Auf zwei Tischen sah man in malerischer Unordnung die Bestandtheile eines wahrhaft lukullischen Mahles umherliegen. An den Tischen machte sich die Köchin Marfa, ein dickes Frauenzimmer mit einem zwei Etagen hohen, verschnürten Magen, zu thun.

„Meine Beste, zeig' mal den Fisch etwas her!" sagte Achinejew, sich schmunzelnd die Hände reibend. „Na, ist das ein Duft! Die ganze Küche möchte man verspeisen! Na also, zeig' mal den Fisch!"

Marfa trat an eine der Bänke heran und hob behutsam ein fettiges Zeitungsblatt auf. Unter diesem Blatt ruhte auf einer Riesenschüssel ein mächtiger, mit Kapern, Oliven und Rübchen dekorirter Weißfisch.

Achinejew sah den Fisch an und verging fast vor Entzücken. Sein Gesicht erstrahlte, die Augen gingen ihm über. Er beugte sich vor und gab mit den Lippen den Ton eines ungeschmierten Wagenrades von sich. Eine Weile blieb er noch stehen, schlug mit den Fingern ein Schnippchen und schnalzte nochmals mit der Zunge.

„Ach! Die Musik eines feurigen Kusses... Mit wem küßt Du Dich denn, Marfa?" hörte man aus dem Nebenzimmer eine Stimme, und in der Thür zeigte sich der glattgeschorene Kopf von Achinejews Kollegen, Wanykin.

„Wer ist der Glückliche? Aaa... sehr angenehm! Mit Herrn Achinejew selber! Bravo, Großpapa, sehr gut! So ein kleines tête-à-tête mit der holden Weiblichkeit..."

„Ich küss' mich ja gar nicht," erwiderte verlegen Achinejew. „Sich so etwas auszudenken, Du... Ich schnalzte nur mit der Zunge wegen... vor Vergnügen... wie ich den Fisch da sah.."

Wanykins Gesicht lachte vor Vergnügen und verschwand in der Thür. Achinejew erröthete.

„Weiß der Teufel!" dachte er. — „Jetzt geht dieser Kerl am Ende noch hin und macht Klatschereien. So was geht dann durch die ganze Stadt... So ein Rindvieh!"

Achinejew kehrte schüchtern in den Saal zurück und schielte heimlich nach allen Seiten, wo Wanykin sei? Wanykin stand gerade am Klavier und erzählte etwas mit chevalereskеr Haltung der Schwägerin des Inspektors, die belustigt lächelte.

„Ueber mich!" dachte Achinejew. „Ueber mich, daß ihn der Satan hole! Und sie, sie glaubt es auch gleich, glaubt es ihm auch und lacht! So eine Närrin! Mein Gott! Nein, das darf ich nicht zulassen... nein.. Ich muß etwas thun, damit man es ihm nicht glaubt... Ich werde mit ihnen allen darüber reden und ihn als dumme Klatschbase entlarven!"

Achinejew kratzte sich etwas und trat, immer noch verlegen, auf Pasdequoi zu.

„Ich war eben in der Küche, um etwas nach dem Abendessen zu sehen," sagte er zu dem Franzosen. „Ich weiß, Sie sind auch ein großer Freund von Fisch, und ich habe da so einen, mein Bester, zwei Arschin groß! He-he-he... Ja übrigens... ich hätte beinahe vergessen... In der Küche, jetzt eben, mit diesem Fisch—so ein Spaß! Ich komme also in die Küche und will mir die Speisen ansehen... Ich schau' den Fisch an, und vor Vergnügen... so ein prächtiges Thier... schnalze ich mit der Zunge, so.. Und in diesem Augenblick tritt plötzlich dieser Schafskopf Wanykin ein und sagt... ha-ha-ha... und sagt: „Aha... Ihr küßt Euch hier?" So ein Narr, mit der Köchin, der Marfa! Das Frauenzimmer sieht so aus, als wenn... — na, sich mit der zu küssen! So ein Narr! Ein Kerl!"

„Wer das?" fragte herantretend Tarantulow.

„Der, der Wanykin! Ich komme in die Küche"...

Die Geschichte mit dem Fisch und Marfa wurde noch einmal erzählt.

„So etwas! Ich hätte lieber den Hofhund als die Marfa geküßt!..." und Achinejew erblickte, als er sich umsah, Herrn Msda.

„Wir sprechen von Wanykin," sagte er zu ihm.

„So ein Narr! Kommt in die Küche herein, sieht mich neben der Marfa und denkt sich sofort eine ganze Geschichte aus. „So, Ihr küßt euch also?" sagte er. War wohl schon etwas angeheitert! Und ich sag' ihm, daß ich lieber den Truthahn als Marfa geküßt hätte. Verheirathet bin ich auch, sag' ich ihm. So was Dummes! Zum Lachen!"

„Was gibt's zum Lachen?" fragte im Vorbeigehen der Gymnasial-Pfarrer.

„Der Wanykin. Ich stehe, wissen Sie, vorhin in der Küche und betrachte den Fisch..."

Und so weiter. Im Verlauf einer halben Stunde waren bereits alle Gäste über die Geschichte mit dem Fisch unterrichtet.

„Möge er ihnen jetzt erzählen, so viel er mag!" dachte Achinejew, sich die Hände reibend. „Nur zu! Sobald er anfängt zu erzählen, sage ich ihm gleich: Kannst Dir Dein Blech sparen, mein Freund! Wir wissen schon alle!"

Und Achinejew war jetzt so sehr beruhigt, daß er sogar vier Gläschen über sein Maß trank. Nach dem Abendessen geleitete er die Neuvermählten in's Brautgemach, legte sich dann zu Bett und schlief vortrefflich. Am anderen Tag hatte er die Geschichte mit dem Fisch schon vergessen. Aber wehe; Der Mensch denkt und Gott lenkt. Die böse Junge that ihre Schuldigkeit, und Achinejews Schlauheit erwies sich als machtlos! Genau nach einer Woche, und zwar am Mittwoch nach der dritten Stunde, als Achinejew im Lehrzimmer stand und sich über die schlimmen Neigungen des Schülers Wissekin aufhielt, trat an ihn der Direktor heran und bat ihn etwas zur Seite.

„Mein bester Herr Achinejew," sagte der Direktor. — „Sie verzeihen... Es ist zwar nicht meine Sache, aber ich muß Sie doch darauf aufmerksam machen... Es ist meine Pflicht... Sehen Sie, es kursirt in der Stadt das Gerücht, daß Sie mit dieser... mit Ihrer Köchin ein Verhältniß haben... Es geht mich ja nichts an, aber... leben Sie mit ihr, küssen Sie sich... was Sie wollen, aber ich bitte, nur nicht so öffentlich! Ich bitte Sie! Vergessen Sie nicht Ihren hohen Beruf!"

Achinejew lief es kalt über den Rücken, und er verlor die Fassung. Wie von einem Bienenschwarm zerstochen, wie mit siedendem Wasser übergossen, ging er nach Hause. Unterwegs schien es ihm, als wenn ihn die ganze Stadt ansähe, wie einen mit Pech besudelten ... Zu Hause erwartete ihn eine neue Unannehmlichkeit.

„Warum ißt Du denn nichts?" fragte ihn zu Mittag seine Frau. „Wovon träumst Du? Von Deiner Liebe? Sehnst Dich wohl nach Marfa? So ein Muhammedaner! Alles weiß ich! Man hat mir die Augen geöffnet! So ein... Barbar!"

Und krach! hatte er eins über die Backe. Er erhob sich vom Tisch und ging wie bewußtlos, ohne Hut und Ueberzieher, zu Wanykin. Wanykin war zu Hause.

„Du Schuft!" wandte sich Achinejew zu ihm. „Wofür hast Du mich vor aller Welt besudelt? Wozu mich verleumdet!"

„Wieso verleumdet? Was bilden Sie sich ein?"

„Wer hat denn den Klatsch erfunden, als hätte ich mich mit Marfa geküßt? Vielleicht nicht Du? Nicht Du?"

Wanykin begann mit den Augen zu zwinkern, sein ganz verlebtes Gesicht gerieth in Zuckungen, und seine Augen zum Heiligenschrein in der Ecke erhebend, sagte er:

„Straf mich Gott! Bei meinem Seelenheil, ich habe kein Wort über die Geschichte gesprochen! Daß ich verdammt sei! Daß ich.."

Wanykins Aufrichtigkeit konnte nicht bezweifelt werden. Es war klar, daß nicht er den Klatsch verbreitet hatte.

„Aber wer denn? Wer?" grübelte Achinejew, sich an die Brust schlagend und alle seine Bekannten der Reihe nach prüfend. „Wer denn?"

Heinrich Heines Krankheit.

(Von Dr. Hans Landsberg, Berlin.)

Wenn Heine in seiner Jugend einmal schreibt, aus seinen großen Schmerzen entstünden seine kleinen Lieder, so wurde diese halb scherzhafte Bemerkung, wie man weiß, zur grausamsten Wahrheit. Die furchtbaren Schmerzen, die er in zwanzigjährigem Martyrium zu erdulden hatte, haben die Poesie seiner Leidenszeit geadelt und ein neues glänzendes Beispiel gegeben, wie ein starker Geist auch über das schwerste körperliche Mißgeschick triumphiren kann. Nun war man bisher über die Art der Krankheit Heines vielfach im Irrthum, man nahm eine Rückenmarkschwindsucht an, und die Literaturgeschichte, die ohne fachmännische Unterstützung arbeitete, war nicht im Stande, den Makel, der (höchst ungerechtfertigterweise. D. Red.) auf dieser Krankheit haftet, von dem Dichter zu nehmen. Es galt bisher so ziemlich für ausgmacht, daß er sein Leiden durch frühzeitige „Ausschweifungen" selbst verschuldet und durch eine unvernünftige Lebensführung in Paris seinen Gesundheitszustand noch erheblich verschlimmert habe.

Alle diese Anklagen werden durch eine demnächst erscheinende Broschüre des Berliner Arztes Dr. S. Rahmer völlig haltlos gemacht. Rahmer hat für seine Untersuchungen die gesammte Korrespondenz des Dichters herangezogen und sich außerdem auf die Gespräche und Aufzeichnungen der Aerzte Heines gestützt. Er stellt nun fest, daß Heine schon als Knabe „neben einer über sein Alter hinaus entwickelte Intelligenz eine hochgradige Irritabilität der sensoriellen, den sensiblen, speziell auch der sexuellen Nerven, eine ungezügelte Phantasie, eine seltsam weichliche Zärtlichkeit des Gemüths zeigt, — kurz in ihren ersten Keimen alle diejenigen Eigenschaften der Sinne und der Seele, welche sich in ihrer weiteren Entwickelung schon wenige Jahre nach der Pubertät zu dem ausgesprochenen Bild der Nervenschwäche, der Nervosität und männlichen Hysterie steigern sollten."

Rahmer nimmt also als Basis für die Kopfschmerzen, über die Heine von Jugend auf ständig klagt, Neurasthenie an und bringt damit auch die zahlreichen Mittheilungen über Nervenschwäche, Mißstimmung und hysterische Zustände, die wir über Heine besitzen, in ursächlichen Zusammenhang. Ihrerseits beruht diese Neurasthenie auf einer Erkrankung des Zentralnervensystems, die sich wahrscheinlich vom Vater auf ihn vererbt hat.

Heines Krankheit nimmt nun in Kürze folgenden Verlauf: im ersten Jahre seines Pariser Aufenthalts beginnen infolge jener zentralen Erkrankung Lähmungserscheinungen. Sie zeigen sich zuerst, 1832, an den Händen, um in außerordentlich langsamem Verlauf, d. h. innerhalb sechzehn Jahren zu einer völligen Paralyse fast des ganzen Körpers und zu einer Gebrauchsunfähigkeit fast der ganzen Muskulatur zu führen. 1848 entwirft Heine selbst folgendes schreckliches Krankheitsbild:

„Seit 8 Tagen bin ich ganz und gar gelähmt, so daß ich nur im Lehnsessel und auf dem Bett sein kann, meine Beine wie Baumwolle und werde wie ein Kind getragen. Die schrecklichsten Krämpfe. Auch meine rechte Hand fängt an zu sterben und Gott weiß, ob ich noch schreiben kann. Diktiren peinigend wegen der gelähmten Kinnladen. Meine Blindheit ist noch mein geringstes Uebel."

Diese „Blindheit" steht nach der Diagnose des Verfassers mit der Paralyse nicht in Zusammenhang. Sie beruht vielmehr auf einer selbstständigen Erkrankung des inneren Auges. Fachwissenschaftlich wird die Krankheit, an der Heine litt, heute als „die spinale Form der progressiven Muskelatrophie" bezeichnet. Für diese Rückenmarkskrankheit kommen aber sexuelle Ausschweifungen u. dgl. als ursächliches Moment überhaupt nicht in Frage. Die Behandlung, die der Dichter von Seiten des Dr. Gruby erfuhr, war eine dem damaligen Stande der Wissenschaft durchaus angemessene. Als das Leiden des Patienten seinen Höhepunkt erreichte, mußte man sich auf palliative Maßregeln, Morphium-Einspritzungen und andere Opiate, die ihm wenigstens zeitweise Ruhe verschafften, beschränken. Der Dichter wurde von seiner Frau so sorgfältig als irgend denkbar gepflegt, und nur der Aufopferung der vielgeschmähten Mathilde haben wir es zu verdanken, daß es glückte, sein flackerndes Lebenslicht so lange Jahre zu erhalten.

Die Kaisergräber im Dom zu Speyer.

Am 21. Januar fand im bayerischen Ministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten zu München unter Vorsitz des Ministers Dr. v. Landmann eine Kommissionsberathung über die Kaisergräber im Dom zu Speyer statt. Einem hierüber ausgegebenen Bericht sind folgende Einzelheiten entnommen worden: Die Ausgrabungen ergaben die Ueberreste 1) der Kaiser Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV. und Heinrich V., der Kaiserin Gisela, der Gemahlin Konrads II., und der Kaiserin Bertha, der ersten Gemahlin Heinrichs IV., in der ersten Gräberreihe, der sogenannten Kaiser- oder Salierreihe, 2) von Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Albrecht von Oesterreich, Adolf von Nassau, der Kaiserin Beatrix, Gemahlin Kaiser Friedrich Barbarossas, und der kleinen Prinzessin Agnes, Tochter der Kaiserin Beatrix, in der zweiten Gräberreihe, der sogenannten Königsreihe, 3) von fünf Leichen, von denen vier nach dem Befunde der Gräber als Bischofsleichen agnoszirt wurden, in einer dritten, der sogenannten Bischofsreihe.. Es konnte bei den Ausgrabungen die Thatsache konstatirt werden, daß die Zerstörung der Kaisergräber durch die Franzosen im Jahre 1689 keine vollständige gewesen ist. Vier Gräber sind von den Franzosen geöffnet und profanirt worden. In diesen vier Gräbern waren aber 6 Leichname untergebracht, nämlich Kaiser Heinrich V., König Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht von Oesterreich, Kaiserin Beatrix und die Prinzessin Agnes; die übrigen Grabstätten sind ganz unberührt vorgefunden worden. Die Kommission ging bei ihren Berathungen und Beschlüssen davon aus, daß eine Wiederbestattung in der bisherigen Weise nicht zu empfehlen, dagegen die Herstellung einer Gruft unter dem Königschore zur Aufnahme der Ueberreste der dortselbst bestatteten deutschen Kaiser und Könige zu befürworten sei, wobei aus der Mitte der Kommission vorbildlich auf verschiedene alte Grüfte, so Heinrichs I. in Quedlinburg, des Kanzlers Eginhard in Steinach bei Michelstadt und der Merovinger in Soissons hingewiesen wurde. Als Särge für die im Untergeschosse der Sakristei aufbewahrten Leichenreste wurden Sandsteinsärge ähnlich den erhaltenen Särgen der Salier empfohlen; weiterhin wurde jedoch noch in Anregung gebracht, zur möglichsten Erhaltung der Leichenüberreste diese in Metallsärge zu verschließen und erst die Metallsärge in die Originalsteinsärge beziehungsweise in die neu anzufertigenden Steinsärge zu legen. Ferner war die Kommission übereinstimmend der Meinung, daß die im Bauschutte des Königschores und bei den Leichenresten aufgefundenen Gegenstände, soweit sie von geschichtlicher und kunstarchäologischer Bedeutung sind, in einem hierzu geeigneten Raum des Doms in pietätvoller Weise zur besonderen Aufstellung gelangen zu lassen; über die Auswahl und Bestimmung dieser Gegenstände wäre erst dann zu entscheiden, wenn die wissenschaftlichen Untersuchungen der Fundgegenstände beendet sind. Endlich wurden die Grundsätze, nach welchen die wissenschaftliche Abhandlung des gesammten Materials erfolgen soll, erörtert und Anregungen hierzu geben. Hinsichtlich der Frage der Kostendeckung wird voraussichtlich ein besonderes Postulat zu dem Etat der 26. Finanzperiode von der Regierung eingebracht werden.

— Ein praktischer Vater. — „.. Ja, und meinen Franz lasse ich tüchtig Sprachen lernen." — „Ah, da soll er wohl mal ein Gelehrter werden?" — „Was da, Gelehrter... mein Junge soll's noch mal bis zum Hotelportier bringen."